This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1
36 c 37 d

William Hirst

December 1838.

1812.

Dritter Band.

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

L. Rellstab.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Der September hatte mit einem ungetrübt heitren Himmel begonnen; die Tage zogen still, sonnig, mild erwärmt vorüber. Zwar fing das Laub schon an, sich zu färben, oder gar zu fallen; doch waren die Fluren noch in ein saftiges Grün gekleidet, das sich mit den schönfarbigen Herbstblumen schmückte. Die Gräfin, Lodoiska und Marie hatten in dieser Hinsicht die angenehmste Reise gehabt; was der Landschaft mangelte, ersetzte der Reiz der Jahreszeit, die in ihrer heitren Stille, mit jenem leisen Anflug von Wehmuth, den der herbstliche Anblick der Natur erregt, sich der trüben Stimmung der Seele, in der sich besonders die beiden jungen Mädchen befanden, gewissermaßen wie Freundestheilnahme anschloß.

Der Palast der Gräfin war, obgleich die Einrichtung desselben einer glänzenden Lebensweise entsprach, doch jetzt ein stiller, heimischer Aufenthalt; wie ihn Frauen, die in Zurückgezogenheit leben wollten, nur irgend wünschen mochten. Sie hatten die untren Zimmer des linken Seitenflügels bezogen, der gegen den Garten hinaus und zum Theil schon in demselben lag. Die Glasthür des gemeinschaftlichen Salons öffnete sich unmittelbar gegen einen von Flieder- und Jasminsträuchen umgebenen, sanft abgesenkten Rasenplatz.

Rosenbäume, die im Lenz den lieblichsten Anblick gewähren, standen im Halbrund umhergepflanzt; zwar waren ihre Blüthen längst gefallen, doch schimmerte dafür in der Mitte des Platzes ein reiches Medaillon von Herbstblumen, unter denen ein Flor vielfarbiger Astern, die die Kunst des Gärtners besonders pflegte, sich auszeichnete. An der innern Seite des Flügels, die nach dem Hofraum und Garten sah, wohnten Marie und Lodoiska. Sie hatten sich wie Schwestern liebgewonnen und sich daher auch äußerlich ganz dicht und vertraulich einander angeschlossen. An den Fenstern ihres Schlafzimmers, die dicht an dem Eisengitter lagen, welches sich quer von einem Flügel des Schlosses zum andern über den Hof zog und diesen von dem Garten trennte, rankte sich Weinlaub empor. Zwar reiften die Früchte selten an diesem Spalier; doch war das Gemäuer auf eine freundliche Weise durch das Laub verkleidet, und der Sonnenstrahl wurde durch das grüne bewegliche Gitter angenehm gedämpft, ohne ganz abgehalten zu sein. Von dem Schlafgemach ging man durch ein Bücherzimmer in das Arbeitszimmer, und dieses stieß an den Salon. Auf der andern Seite desselben wohnte die Gräfin in den Zimmern, die mit denen Lodoiskas und Mariens parallel liefen, aber durch einen Corridor davon getrennt waren. Auch diese sahen auf den Garten hinaus, aber nach der Seite der Ringmauer; auch war derselbe hier nur etwa dreißig Schritte breit, und der Raum mit hohem, dunklem Gebüsch besetzt, welches bis an der Seitengasse, wo Françoise Altsette gewohnt hatte, sich entlang ziehende Mauer verdeckte, die in einer Flucht von der Seitenwand des Hauptgebäudes auslief. Eine Reihe hoher Pappeln zunächst dieser Mauer benahm den Bewohnern der Gasse jede Aussicht auf den Garten und die Fenster der Gräfin. So lagen auch diese sehr still und abge-

schieden; ja, durch das dunkle, dichte Gebüsch gewann die Wohnung etwas Düsteres, welches sehr wohl zu dem Ernst der Bewohnerin stimmte. Auf diese Weise mitten in der großen, geräuschvollen Stadt ganz abgesondert, führten die drei Frauen ein stilles, mit unter weiblichen Beschäftigungen dahinfließendes Leben. Selten, daß sie einen Besuch empfingen, noch seltener, daß sie ihn erwiederten; ihre Einsamkeit wurde ihnen mit jedem Tage lieber, und sie genossen sie mit jedem Tage mehr, wo sie einander näher kennen lernten und inniger liebgewannen. Kaum konnte unter drei Frauen eine größere Verschiedenheit bei einer so engen Gemeinschaft angetroffen werden. Die Gräfin, an Jahren vor den beiden Jungfrauen ansehnlich voraus, übertrafte sie eben so an Kühnheit der Seele wie an Höhe der Gestalt. Sie besaß zwar einen feinen, weiblichen Sinn und Verstand, doch ohne jene weichmüthigen Neigungen, welche dem jungfräulichen Gemüth eigen zu sein pflegen. Unter großen Zeitbewegungen aufgewachsen, war sie früh aus der engen Beschränkung des weiblichen Lebenskreises in die größeren Bahnen des Weltlaufs gerissen worden. Sie hatte das Vaterhaus mit dem Vaterlande vertauscht; ihre Seele lebte mit Antheil an allen öffentlichen Geschicken. Sie war mit Begeisterung eine Tochter ihres Volkes. Auch auf Marien hatten die mächtigen Begebenheiten des Tages einen bildenden Einfluß geübt; auch sie glühte für ein in der Unterdrückung schmachtendes Vaterland; doch ganz in anderer Weise. Die Gräfin nahm einen thätigen, geistigen Antheil an dem Öffentlichen; ihr Herz schlug schon aus Gewohnheit dafür und entbehrte den Verlust des häuslich weiblichen Stille des Gemüthes nicht mehr. Daher las sie mit Eifer die Zeitungen, die politischen Schriften des Tages; sie war mit der Geschichte der Ereignisse vertraut, verfolgte sie mit Scharfblick, brachte ferne Geschicke

denen ihres Vaterlandes in denkende Beziehung. Ma-
dagegen liebte nur ihre Heimath, das Volk, dem sie an-
örte, über Alles; sie war durch Sprache und Denkweise
e Deutsche. Ihr edler Haß richtete sich nur gegen die
nde und Unterdrücker ihres Vaterlandes. Die übrigen
ltgeschicke beobachtete sie, nicht gleichgültig, aber aus jener
uen Ferne, mit jener weiblichen Ehrfurcht, die da be-
nt, daß hier ihr Reich ende, daß ihr Blick auf diesem
biete keine Grenzen erkenne, in dem verworrenen Getüm-
, keinen Faden entdecke, der sie hindurchleiten könne.
rum kehrte sie gern in ihr häusliches, stilles Heiligthum zu-
k und war duldend, wo sie nicht handelnd sein konnte.
it der Befreiung ihres Vaterlandes wäre ihr Antheil am
entlichen Leben erloschen, oder wenigstens so in die Ferne
ückgetreten wie bei allen Frauen. Sie wollte aus dem
mpfe nur ein stilles Heiligthum deutscher Häuslichkeit ge-
nnen. Anders die Gräfin, die mit ihren Wünschen stets
r die Schwelle des Hauses hinauseilte. Marie wollte
: das Glück, die Ruhe, den Frieden für ihr Vaterland;
Gräfin war es Bedürfniß der Seele, an Glanz, Ruhm
) Macht desselben zu denken. Auf dem bewegten Ge-
lde der Völkerkämpfe behielt Marie nur ihre Landsgenos-
und ihre nächsten Freunde als Vertreter derselben im
ge; die Gräfin dagegen hielt den Blick auf die Helden
Tages gerichtet und verfolgte mit banger Spannung
Loos der Häupter. Marie sah zwar das Schlachtfeld
Hauptraum ihres Bildes; doch im Vordergrund ihren
nder, Bernhard und, wie sie sich schon gestand, Rasinski.
: Gräfin stand mitten in der Schlacht; ihr Blick verfolgte
Fahnen, die Feldherren; selbst in dem Bruder sah sie am
ge der Entscheidung zuerst den Führer. Lodoiska da-
en, ganz Jungfrau, ganz Liebe, hörte die dumpfen Don-

mit der Schlacht nur aus der Ferne; aber der blutende, erblassende Geliebte sank ewig sterbend vor sie hin. Die Liebe hatte ihr schönes Herz so ganz erfüllt, daß für nichts Anderes Raum blieb. Selbst die schwärmerische Frömmigkeit, mit der sie jeden Tag die Messe besuchte, war nur eine andere Form ihrer liebenden Angst; denn ihr Gebet stieg ja nur für den Freund ihrer Seele empor. — Wie es aber unter edlen Gemüthern zu geschehen pflegt, so hielt jede der Frauen die andre für die bessere, vollkommnere, nur weil jene besaß, was dieser fehlte. So betrachtete Lodoiska ihre mütterliche Beschützerin mit der tiefsten Ehrfurcht und ordnete sich Marien mit Demuth unter, weil sie in Beiden die Kraft anstaunte, ihr Herz mächtig zu bezwingen. Die Gräfin und Marie dagegen verehrten die heilige Gewalt der Liebe in Lodoiskas Brust, die aus ihrer reinen Flamme alles Fremde ausschied und das ganze Herz des Mädchens allein erfüllte und durchdrang. Und Marie sah staunend zu der Heldin empor, unter deren Schutz sie sich scheu flüchtend begeben hatte.

Auf dem Tische der Gräfin lag eine Landcharte von Rußland ausgebreitet; sie verfolgte genau nach den Zeitungsnachrichten jeden Marsch, jede Bewegung der Corps, und bezeichnete dieselbe mit Stecknadeln, deren Knöpfe sie mit sinnreichen Kennzeichen versehen hatte, um nicht nur Feind und Freund, sondern auch den Stand der einzelnen Corps mit schnellem Überblick zu unterscheiden. Für Rasinski's Regiment hatte Lodoiska eine goldene Nadel aus ihrem Haar genommen; der glänzende Knopf derselben zeigte ihrem Auge jeden Tag, wo ihr Herz den Geliebten suchen solle.

Die letzten Nachrichten hatte sie nach der Einnahme von Smolensk erhalten. Mit Lebhaftigkeit sprach die Grä-

sin über dieses Ereigniß und knüpfte daran die frohesten Hoffnungen für den Ausgang des Kampfes.

„Schon wir," sprach Marie, „die wir hier in weiter Ferne sitzen und nach vollendetem Kampfe die Nachricht empfangen, daß unsre Theuersten noch unversehrt unter den Lebenden wandeln — schon wir verfolgen die Berichte von der Schlacht mit ängstlich klopfenden Herzen. Wie müßte uns erst zu Muthe sein, wenn das Verderben uns so nahe wäre als jenen Bewohnern von Smolensk; wenn wir, wie diese, unsre Brüder, Väter, Gatten vor den Thoren wüßten, im Kampf auf Leben und Tod, um Freiheit, Vaterland und Heerd, um unser Leben, unsre Ehre!"

„Mich würde das gequälte Herz auf die Mauern treiben," rief die Gräfin, indem sie, wie sie in der Lebhaftigkeit immer pflegte, rasch auf und nieder durch das Zimmer schritt; „ich müßte mit meinen Augen dem Loose des Kampfes folgen."

„Das vermöchte ich nicht," erwiderte Marie mit sanfter Miene; „doch glaube ich," setzte sie mit dem ungewissen Tone der Bescheidenheit hinzu, „ich würde Standhaftigkeit genug bewahren, um die Verwundeten zu pflegen."

„Ach, und ich," rief Lodoiska seufzend aus, „ich vermöchte gewiß nichts, als vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes Schutz für das theure Haupt des Geliebten zu erflehen." Auch sie stand auf, aber um ihre hervordringenden Thränen zu verbergen.

Die Frauen hatten sich wahrhaft, ohne Hehl ausgesprochen; nur Lodoiska verkannte sich; denn sie hielt für Schwäche, was Stärke war. Im Augenblicke der Gefahr würde sie mit dem Heldenmuth einer Heiligen die hülfreiche Pflege mitten in die Schlacht getragen, den Geliebten unter den drohenden Blitzen des Todes aufgesucht und gerettet haben.

Um ihre wallende Brust zu beruhigen, war sie hinaus in den Garten getreten. Die Mittagssonne strahlte hell durch die Wipfel der hohen Bäume; ein leichter Wind rauschte in den Zweigen. Zarte Wolken schwebten durch den lichten, blauen Raum dahin. Marie, deren fein verstehender Sinn die Freundin schnell begriffen hatte, ging ihr nach, um sie zu beruhigen; denn beim traulichen Gespräch in der Stunde vor dem Einschlummern hatte Lodoiska ihr oft das Herz geöffnet und sich selbst ihrer Überwältigung durch die Liebe angeklagt, ohne Mariens Trost annehmen zu wollen, die wahrhaft eine hohe, seltene Kraft des Gemüths in dieser Sucht der Leidenschaft erkannte. Als Lodoiska aber den Springbrunnen erreicht hatte, wo sich ihr Bund mit Jaromir geschlossen, trat Marie an sie heran, legte den Arm um ihren Nacken, küßte sie auf die Wange und sprach: „O, ich wollte, Du hättest meinen Namen, Liebe!“

„Ich wollte, ich hätte Dein sanftes, starkes, beherrschtes Herz, Theuerste,“ entgegnete Lodoiska und trocknete sich die Thränen ab. — „Aber weshalb wünschest Du mir Deinen Namen?“

„Um Dir sagen zu können, Maria hat das bessere Theil erwählt.“

„Ja, ja, das hat sie,“ rief Lodoiska heftig aus, und neue Thränen brachen aus ihren dunklen Augen hervor. „O, ich fühle es nur zu gut, ich bin liebeskrank, und mein Glück wird eine Qual, wird ein Vergehen!“

„Nein, Nein, wahrlich nicht,“ erwiderte Marie. „Für das Edle darf man ganz entbrennen; ich bewundere Dich, die Du es ganz vermagst. Glaube mir, unsre Ruhe liegt nicht in unsrer großen Stärke, sondern in der geringeren Kraft unsrer Liebe. In meinem Herzen konnte ich Mutterliebe Bruderliebe, Vaterlandsliebe rein abwägen, bis — —“

Hier schwieg sie; denn von ihrer bekämpften Leidenschaft zu Rasinski hatte sie der Freundin noch niemals gesprochen, weil das Geheimniß ihr nicht allein gehörte, und weil sie empfand, daß sie sich eines sittlichen Sieges nicht rühmen durfte, ohne ihn zu verlieren. — Und war sie denn Siegerin? Erneuten sich die Kämpfe in ihrer Brust nicht oftmals in einsamen Stunden der Nacht? Und flossen dem verlorenen Glück nicht noch immer ihre Thränen?

„Bis?“ fragte Lodoiska, als Marie sinnend hielt.

„Nun ja denn,“ sprach diese verwirrt, „auch ich habe geliebt. Einen Augenblick lang! — Die junge Pflanze wurde durch den rauhen Sturm der Zeit schnell entwurzelt; sie konnte nicht die Blüthe entfalten, weder eine volle Krone, noch tiefe Wurzeln treiben. Doch selbst dieser flüchtige Augenblick, kürzer als ein Traum, brach fast die Kraft der älteren, heiligen Bände der Liebe und Pflicht. Und dennoch fühlte ich mich größer, edler, besser durch die Liebe. Wahrlich, es ist ein Großes, wenn man es vermag, Alles in ihr und durch sie zu sein. Darum kümmere es Dich nicht, Marie, daß Du geringere Kräfte und Pflichten durch diese höheren in Dir aufgelöst und vernichtet fühlst. Wenn wir festeren Widerstand leisten, wer sagt Dir, daß deshalb eine größere Stärke in uns wohnt? Wir widerstehen wohl nur, weil wir nicht so mächtig erschüttert werden. Kleine Seelen können ein hohes Maaß der Liebe nicht fassen. Darum schätze Du Deine Seele an der Kraft Deines Liebens!“

„Du tröstest so holdselig,“ erwiderte Lodoiska bewegt; „Du willst wie ein duftendes Veilchen in stillen Schatten zurücktreten, wo Du glänzen dürftest! Meine Liebe ist stärker als ich selbst; das ist mein Vergehen, und oft ahnet mir, als werde sich's fürchterlich strafen. Steht denn nicht die Pflicht höher als die Liebe?“

„Aber welche hättest Du verletzt?“

„Ich fühle, daß ich jede verletzen würde.“

„Dies Gefühl täuscht Dich; nur jede niedere würde Dir gegen diese eine, höhere, verschwinden.“

„Nein, mir verschwindet der Blick, die höhere zu erkennen!“

„Du wirst sie gewiß klar vor Dir sehen, wenn ihre Erfüllung von Dir gefordert wird, und wenn es höhere Pflichten für Dich giebt! Die Welt kann sie vielleicht verläugnen, aber ist es nicht ein Eigennutz der Welt? Muß Dein Handeln denn das Gesetz für Alle sein? Besondere Kräfte geben besondere Pflichten. Ich habe jenen Römer stets verehren müssen, der es frei von dem Richtern aussprach: Das Kapitol würde ich angezündet haben, wenn es mein Freund gefordert hätte. — Wenn ich selbst nicht so handeln würde, so fragt es sich doch, ob es mein Verdienst oder meine Schuld zu nennen wäre. Ist Liebe, ist Freundschaft wirklich so groß, wer darf es ihr zum Vorwurf machen? — Dann Verbrechen, was sie auf sich ladet, ist dann keins mehr! Hier, Liebe, waltet kein kaltes, für Alle gleiches, Gesetz, sondern Jeder handelt nach dem Gefühle seiner Brust, und nach diesem richtet uns den Ewige, den allein das Maaß der widerstreitenden Kräfte in uns abzuwägen vermag.“

In ihrem Eifer für die Freundin hatte Mackie die Besonderheit derselben zu vertheidigen gewußt, ohne selbst die innere Klarheit des Gefühls zu verlieren, die ihr in ihrem Handeln und Empfinden den richtigen Weg zeigte. Sie hatte mit Lebhaftigkeit sich in die schöne Seite des Charakters ihrer Freundin hineingefühlt. Lodoiska war ein reines Kind der Natur, in den Träumen ihrer Jugend dunkel aufgewachsen, nur den Gefühlen ihres Herzens hingegeben, die, rein und edel an sich, sie fast bewußtlos zum Guten und

Schönen drängten. Marie hatte ihre Brust durch den klaren Born eines entwickelteren Bewußtseins gereinigt; Ludwigs Ernst, sein scharfes Denken waren, da er sich viel mit der Bildung der Schwester beschäftigte, nicht ohne Einfluß geblieben. Sie hatte das empfangene geistige Gut in ihr Eigenthum verwandelt; auf dem Boden des weiblichen Herzens wuchs die edle Saat vielleicht nicht mehr so stolz und hoch, blühte aber zarter. Sie fühlte mit Bewußtsein; Urtheil und Neigung verschmolzen sich in ihr, ohne daß sie es wollte und forderte. So empfand sie auch, ohne es sich zur klaren Erkenntniß gebracht zu haben, daß in der sittlich bewußten Seele die Leidenschaft gar nicht so wild empor wachsen kann, und daß mit ihr, wenn sie das Herz mit ihrer Flamme durchdringt, auch alle andren edlen Kräfte, die das Gleichgewicht herstellen müssen, gehoben werden.

Lodoiska hätte ohne das Beispiel der festen, entschlossenen Gräfin, der sanft gefaßten Freundin, sich selbst gewiß nicht mit so bangen Blicken beobachtet. Sie erkannte sich erst richtiger durch die Vergleichung und lernte das Bedürfniß einer Kraft kennen, die ihr fehlte, deren Mangel sie unter andern Umständen aber vielleicht niemals geahnt hätte.

Dazu schlummerte ein unheimlicher Gedanke in ihrer tiefsten Seele; sie wagte nicht, ihn vor sich selbst klar werden zu lassen, viel weniger hatte sie eine fremde Brust zur Vertrauten desselben gemacht. Von dem Augenblick an, wo Jaromir ihr theuer wurde, betrachtete sie — und sie erinnerte sich dessen nur zu wohl — Françoise Alisettes verführerische Reize mit ängstlichen Blicken. Das Mädchen schien ihr unwiderstehlich; der Vorfall beim Abmarsch des Regiments, den sie mit angesehen, so sehr er nur einer leichten Galanterie ähnlich sah, war ihr unvergeßlich geblieben. Er hatte einen Funken der Eifersucht — dies harte Wort möchte man nicht

gern dafür gebrauchen —, oder doch der Beängstigung in ihre Seele geworfen, der, wie oft sie ihn durch ernsten Unwillen gegen sich selbst zu ersticken suchte, immer neu aufglimmte und sich in dem empfänglichen Stoff ihres Herzens langsam weiter schlich. Bisweilen wähnte sie ihn erloschen, aber plötzlich brach er bei irgend einem Anlaß wieder neu hervor und schien sich nur tiefer in die innersten Falten ihrer Seele eingenistet zu haben. Dies war eigentlich die Ursache ihres bangen Grams, ihrer schwärmerischen Trauer. Nicht daß das Gespenst des Argwohns sie so verfolgt hätte; allein sie betrachtete bei dem Gefühl ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Geliebten einen Verdacht gegen die seinige als das schwärzeste Verbrechen. So litt sie die zwiefache Qual der Angst und der Reue über ihre eigne Schuld; nur in der heißesten Liebe, in der hingebendsten Aufopferung glaubte sie ihre sträflichen Gedanken abbüßen zu können, und daher wuchs ihre krankhafte, schwärmerische Leidenschaft im doppelten Verhältniß zu der beängstigenden Qual, die sie stumm in ihrem Innern trug. Konnte sie also durch ihre Liebe und allein in ihr glücklich sein? Nur in den berauschten Augenblicken des gänzlichen Vergessens war es möglich, wenn sie Briefe von Jaromir empfing, wenn sie ihm schrieb und im Schreiben sich glühender und glühender entflammte; wenn sie von seiner Nähe, seiner Umarmung träumte. Doch bald hing wieder schwarzes Gewölk an dem Himmel ihrer Hoffnungen, und Giftpflanzen sproßten rings um die reine Blüthe ihrer Liebe empor. Mit dieser nagenden Qual verband sich eine tiefe Anlage zur Schwermuth, die von Jugend auf in ihrer Seele wohnte; diese schuf düstre, schreckende Bilder, welche ihr, da sie oft in unruhigen Träumen wiederkehrten, bald wie unfehlbare Ahnungen erschienen. Oder woben die fieberhafte Leidenschaft, der krank-

haft angeregte Reiz ihrer Nerven vielleicht ein unsichtbares Band zwischen ihr und der Zukunft? Giebt es warnende, wahrsagende Stimmen für ein leiser horchendes Ohr? Überhören wir sie nur in dem rauschenden Getümmel einer äußerlichen Welt, der wir uns nur zu sehr entgegenneigen? —

Ach, Lodoiska vernahm sie wie das ferne, schauerliche Grollen heranziehender Gewitter, wie bange Klagelaute im Nachtgeräusch des Windes, unter dem angstvollen Pochen ihrer Brust.

Dann flüchtete sie in die Kapelle; nur im Gebet fand ihre schöne Seele die Ruhe wieder. Denn dort schwiegen die Stimmen des Lebens, der Leidenschaft; die aufgeregten Wogen beschwichtigten sich, die trüben, fremden Stoffe sanken auf den Boden hinab, und der Himmel spiegelte sich klar und tief in der beruhigten Fluth.

Zweites Capitel.

Es war ein grauer Septembertag, an dem Lodoiska, nur von ihrem Mädchen begleitet, die nahe Kirche besuchte. Ihr Weg führte sie vor dem Hôtel des französischen Gesandten in Warschau, Herrn von Pradt, vorüber. Vor der Thür hielt ein Courierwagen; sie bemerkte eine auffallende Bewegung unter den Dienstleuten. Es mußte eine Nachricht von Wichtigkeit eingetroffen sein. Mit klopfendem Herzen näherte sie sich. Freilich konnten von allen Gegenden Europas, aus Spanien, Paris, Italien, Wien, die Eilboten bei der Gesandschaft eintreffen; allein die größten Ereignisse begaben sich doch jetzt da, wo ihr Herz weilte. Eine innere

Stimme ſagte ihr, daß Nachrichten von der Armee gekommen ſein müßten. Sie beſchleunigte ihre Schritte; zu blöde, ſich ſelbſt zu erkundigen, gab ſie ihrem Mädchen den Auftrag und wollte, langſam vorangehend, dieſelbe jenſeit des Hôtels erwarten. Doch indem ſie vor der Thür vorbeiging, kam ein Offizier in Paradeuniform heraus; er ſtutzte, als er ſie ſah, ſchien ſie zu erkennen, ging raſch auf ſie zu, verbeugte ſich und ſprach:

„Ich hoffe vielleicht zu viel von der Güte Ihres Gedächtniſſes, wenn ich vorausſetze, daß ſie mich noch kennen ſollten, gnädigſte Gräfin?"

Lodoiska war jungfräulich überraſcht, doch erkannte ſie ſogleich den Rittmeiſter Arnheim aus Teplitz.

„O gewiß erkenne ich Sie," war ihre Antwort, „wenngleich ich nur wenige Tage in Teplitz zugebracht habe. Dafür iſt es aber auch erſt ganz kurze Zeit her, daß wir es verließen. Aber was führt ſie nach Warſchau?"

„Meine Herſtellung iſt vollendet. Ich gehe zur Armee nach Volhynien ab."

„Es ſcheint, daß ſo eben wichtige Nachrichten beim franzöſiſchen Geſandten eingetroffen ſind," ſprach Lodoiska ein wenig ängſtlich und ſah ſich um, ob ihr Mädchen noch nicht nachkomme.

„Die wichtigſten von der Welt," entgegnete der Rittmeiſter raſch; „dieſen Augenblick brachte ſie der Courier. Es iſt eine große Schlacht vorgefallen, bei Moſaisk, zwei Tagemärſche von Moskau!"

„Ohne Zweifel ſehr blutig?" fiel Lodoiska erblaſſend und zitternd ein.

Arnheim bemerkte im Gehen nicht, daß ſie durch die Nachricht ſo heftig ergriffen wurde, und fuhr daher unvorſichtig fort. „Blutig, wie es kein Beiſpiel mehr in der Ge-

schichte giebt; die Zahl der Todten und Verwundeten ist noch nicht genau bekannt, doch im Überschlag giebt die Depesche sie auf sechzig bis siebenzig tausend von beiden Seiten an. Der Sieg des Kaisers ist mit unermeßlichen Opfern erkauft."

Das Bild des Schlachtfeldes trat plötzlich mit so entsetzlichen Farben vor Lodoiska hin, es erfüllte ihre Seele mit solchem Grausen, daß sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, erblassend zurücktrat und mit dem ersterbenden Ausruf: „Heilige Mutter Maria!" in die Kniee sank.

Arnheim sprang hinzu und fing sie ein seinen Armen auf. Verlegen sah er sich nach Hülfe um, als schon Lodoiskas Mädchen hastig herbeieilte und im ängstlich wehklagenden Tone rief: „Um Gottes Willen, was ist meinem Fräulein?"

„Der Schreck über die Nachricht von der Schlacht hat sie so heftig ergriffen; wir wollen sie hier in das Hôtel des Gesandten tragen!" sprach Arnheim.

Doch Lodoiska öffnete die Augen wieder. Eine dunkle Glut der Beschämung hauchte den Marmor ihrer Wangen an; sie seufzte tief auf. Zu sprechen vermochte sie noch nicht, doch richtete sie sich empor und blieb nur auf den Arm des Mädchens gelehnt.

„Wie soll ich Verzeihung für meine Unvorsichtigkeit hoffen," sprach Arnheim; „wir Soldaten sind so roh, daß wir bei der Nachricht von einer Schlacht niemals an die Opfer denken."

„Sie sind nicht schuld," antwortete Lodoiska; „es war nur meine Thorheit." Da brachen ihre Thränen unaufhaltsamher vor. „Ich muß nach Hause — vergeben Sie nur —" sprach sie mühsam.

„Darf ich Ihnen meinen Arm leihen? Oder befehlen

Sie daß ich einen Wagen besorgen? fragte der Rittmeister dienstfertig.

„Wenn Sie mich unterstützen wollen, werde ich es Ihnen sehr danken; ich bin in der That aufs Äußerste ermattet.“ Arnheim gab ihr den Arm. Von der andern Seite lehnte sie sich auf das Mädchen und ließ sich so nach dem Palast der Gräfin zurückführen.

Glücklicherweise hatte Lodoiska's Ohnmacht nur eine Minute gewährt, und die Aufmerksamkeit der Leute auf der Straße war in diesem Augenblicke so sehr auf die Bewegungen im Hôtel des Gesandten gerichtet gewesen, daß der Vorfall ganz unbemerkt vorüberging. Man schlug jetzt eine menschenleere Seitengasse ein, und so gelangte die Geleitete trotz ihres schwachen, zitternden Ganges an den Palast der Gräfin, ohne daß die Neugier lästiger Zuschauer ihr folgte.

Für den Rittmeister war es nicht schwer, sich die Ursache des heftigen Schrecks, der Lodoiska ergriffen hatte, allgemein hin zu erklären. Denn wer hatte nicht einen Freund, einen Bruder, einen Vater bei dem Heere? Indessen dachte er zart genug, um nicht näher zu forschen, und suchte auch den schreckenvollen Eindruck der ersten Nachricht durch mildernde Zusätze zu mäßigen.

Als man an der Pforte des Hauses stand, sprach Lodoiska: „Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre hülfreiche Theilnahme; gewiß müßte ich Sie bitten, mir noch weiter zu folgen. Doch“ —

Arnheim ließ sie nicht weiter reden. Er fiel mit Wärme ein: „Diese ersten Stunden der Aufregung gehören der Einsamkeit; der wohlmeinendste Fremde könnte nun störend erscheinen. Doch versagen Sie es mir wohl nicht, zu einer günstigeren Zeit zu kommen.“

Lodoiska sah ihn mit einem dankbaren Blicke an: „Es

würde mir sehr weh thun, wenn wir Sie nicht sehen sollten; ich hoffe wir werden Sie dann froher willkommen heißen können."

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und trat dann rasch umgewendet, weil sie ihre Angst nicht mehr beherrschen konnte, ein. Mühsam erreichte sie die stillen Gartenzimmer. Marie war die erste die ihr begegnete. „Leih mir Deine Stärke, Marie," rief sie ihr zu und breitete die Arme aus, „leih mir Deine Kraft, Theuerste, daß ich die Todesangst ertrage, bis wir Nachricht haben!"

Um des Himmels Willen, was ist geschehen?" rief Marie erschreckt, indem sie die Freundin, die sich athemlos an ihre Brust warf, sanft umschloß. Lodoiska vermochte eine Zeit lang nicht zu sprechen; Marie hörte nur das laute Pochen ihres Herzens. Sie führte die halb Hinsinkende auf das Sopha. Dort erst begann sie nach einigen Minuten in heftigster Bewegung: „Eine Schlacht ist geliefert. — siebenzigtausend Todte und Verstümmelte bedecken das Gefilde. — Das gräßliche Bild dieses unendlichen Jammers kann mich wahnsinnig machen! — Ach Marie! — Ich sehe nichts als Blut und das blasse, stumme Antlitz der Todten!"

Die Gräfin trat ein. Sie hatte schon durch das Kammermädchen erfahren, was geschehen war. Bei ihr überwog das Gefühl des Sieges die Besorgniß um die Ihrigen. Freundlich, aber ruhig trat sie auf die geängstete Lodoiska zu und sprach: „Komm an mein Herz, liebste Tochter; weine Dich an der Brust Deiner Mutter aus. Dann wirst Du ruhiger werden und mit Fassung die ferneren Nachrichten erwarten, die uns ja bald zukommen müssen."

Das Beispiel der Festigkeit, verbunden mit der sanftesten Theilnahme, welche ihre mütterliche Pflegerin zeigte, richtete den Muth der Verzogenden wunderbar auf. Mariens freund-

liche Liebkosungen, die die eigne Angst um den Bruder sorgfältig verbarg, und die Kraft dazu eben aus Lodoiskas Schwäche schöpfte, vollendeten ihre Beruhigung, so weit dies jetzo möglich war.

Nach einigen Minuten trat ein Diener ein und meldete, Rittmeister Arnheim bitte dringend um die Erlaubniß, vorgelassen zu werden, er bringe glückliche Botschaft.

Erst jetzt erfuhr Marie, angenehm überrascht, doch ein wenig verlegen, die Anwesenheit dieses Bekannten aus der Heimath, dessen große Aufmerksamkeit für sie ihr nicht entgangen sein konnte. Lodoiska, nur mit dem für sie so ängstigenden Ereigniß beschäftigt, hatte bisher dessen noch gar nicht gedacht. Die Gräfin wußte durch das Mädchen nichts weiter, als daß ein fremder Offizier Lodoiska unterstützt und geleitet habe.

„Sehr willkommen!" sprach sie und winkte dem Diener.

Lodoiska war in größter Spannung, denn ohne eine dringende Veranlassung, und wie Alles andeutete, auch nicht ohne eine glückliche, konnte sich der Rittmeister nach der Art, wie sie von ihm Abschied genommen hatte, unmöglich jetzt schon einstellen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie seine raschen Schritte im Vorsaal.

„Verzeihen Sie mir nur mein rasches Eindringen," sprach er eintretend zur Gräfin, „aber ich konnte mir's unmöglich versagen, selbst der Überbringer dieses Blattes zu sein, welches unstreitig Ihre Besorgnisse wegen der Schlacht sogleich heben wird." Dabei überreichte er ihr ein offenes Blatt, auf welchem einige, mit Bleistift geschriebene Worte in polnischer Sprache standen.

„Tausend, tausend Dank!" erwiderte die Gräfin, als sie einen Blick auf das Papier geworfen hatte. „Hier, Lodoiska, lies Du selbst, was mein Bruder schreibt: „Ihrige Schwe-

ſter! Die Schlacht iſt vorüber, ich lebe; unſre nächſten Freunde ſind Alle unverletzt. Nächſtens mehr."

„Dank Dir heilige Mutter Gottes," rief Lodoiska außer ſich und warf ſich unter ſtrömenden Thränen an die Bruſt der Gräfin „Wie biſt Du gnadenreich gegen Deine Tochter." Ihre Blicke richteten ſich in verklärter Freude gen Himmel; ſie faltete die Hände über der Bruſt und vermochte nicht mehr zu ſprechen.

Auch Marie war in tiefſter Bewegung. „Alle unverletzt," ſprach ſie und eine Thräne der innigſten Rührung zitterte in ihren Wimpern. „Das iſt mehr als ich ſelbſt zu hoffen wagte! O jetzt empfinde ich erſt an meiner unausſprechlichen Freude, wie namenlos meine Angſt war! Haben Sie Dank für dieſe Botſchaft."

Wie großes Glück oder Unglück edle Herzen öffnet, daß ſie der gewöhnlichen, beengenden Schranken des Lebens nicht mehr gedenken, ſo ging Marie offen und frei auf Arnheim zu und reichte ihm mit Wärme die Hand. Dieſer ſtand auf's äußerſte betroffen, denn Mariens Gegenwart in dieſem Orte, die er nicht ahnen konnte und noch nicht wahrgenommen hatte, überraſchte ihn jetzo mit einer Plötzlichkeit, die ihm beinahe die Faſſung raubte. Mit freudiger Beſtürzung ergriff er die dargebotene Hand und drückte ſie an die Lippen. „Sie hier?" ſprach er ſich aufrichtend mit dem Tone der höchſten Verwunderung; „das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ich bin einer ſehr freundlichen Einladung gefolgt;" antwortete Marie, „doch iſt in der Fremde die Begegnung mit einem Landsmanne und vollends mit einem, den wir näher kennen, ein gar zu freudiges Ereigniß."

„O gewiß, gewiß!" rief der Rittmeiſter und küßte ihre

Hand mit ſolchem Feuer, daß Marie ſie ſanft zurückziehen mußte.

„Wir ſind Ihnen unendlichen Dank ſchuldig geworden, Herr Rittmeiſter," ſprach die Gräfin; „und diejenigen, die ihn nicht einmal auszuſprechen wiſſen, am meiſten." Sie deutete dabei auf Lodoiska, die ihre, von dankbarer Rührung in Thränen überſtrömenden Augen, mit dem Tuch bedeckt hielt. „Aber wie kommen Sie zu dem Blatt?"

„Auf die einfachſte Art von der Welt," erwiderte der Rittmeiſter. „Ich hatte mich eben im Bureau der Geſandtſchaft gemeldet, als die Depeſchen eintrafen. Ein dort arbeitender Offizier ſagte mir, daß der Courier, wie gewöhnlich, eine Menge flüchtiger Briefe und Meldungen, theils auf offenen Zettelchen, theils in vorbereiteten Couverts, theils nur mit Bleiſtift geſchrieben, mitgebracht habe, wodurch Diejenigen, die an der Schlacht Theil genommen haben, den Ihrigen die erſten Beruhigungen zukommen laſſen, in jeglicher Form, wie die Umſtände es eben geſtatten. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob nichts für Sie, gnädigſte Gräfin, dabei ſein möchte. Ich eilte ins Bureau zurück und es fand ſich in der That dieſer offene, mit Bleiſtift geſchriebene Brief vor. Ich erbat ihn mir, um ihn ſofort mitzutheilen, etwas, das man um ſo lieber annahm, als man dieſe Briefe gern mit der Nachricht zugleich an Diejenigen gelangen läßt, an die ſie gerichtet ſind. So ward ich der Überbringer."

„Unſres größten Glückes," fiel die Gräfin ein. „Nochmals ſein Sie uns als der heilbringendſte Bote willkommen."

Lodoiska fühlte in ihrem frommen Herzen das Bedürfniß, der himmliſchen Beſchützerin ihres Glücks den Dank des Gebetes darzubringen. Unbemerkt ſchwebte ſie aus dem Gemache und ſuchte die Einſamkeit ihres Zimmers auf, wo ein Marienbild, mit herbſtlichen Blumen von ihr ſelbſt geſchmückt,

hing. Hier kniete sie nieder und betete stumm. Marie hatte sie errathen und folgte deshalb nicht. In der Stille der Brust richtete auch sie Dankgebete an den Allmächtigen, der ihr den Bruder erhalten hatte. Doch zugleich überkam sie eine bange Wehmuth über die Folgen des großen Ereignisses. Das Gespräch, welches die Gräfin mit dem Rittmeister begann, gab ihr zum großen Theil Auskunft auf die Fragen, die sie in ihrem Innern that.

„Sie glauben," begann die Gräfin, „daß dieser Sieg entscheidend für den Ausgang des Kampfes ist?"

„Ohne allen Zweifel. Zwei kleine Tagemärsche von der alten Hauptstadt des Reichs, führt er diese unfehlbar in die Gewalt des Kaisers, und damit dürfte Rußlands Loos entschieden sein."

„Das Reich dehnt sich noch weit hinter Moskau aus; die blühendsten, bevölkertsten Provinzen erheben sich an die südlichen Abhänge des Ural. Für ganz besiegt möchte ich Rußland nicht halten, selbst wenn die beiden Hauptstädte im Besitz des Kaisers wären."

„Gewiß nicht," erwiderte Artheim, „allein es ist in seiner geistigen Kraft gebrochen durch die Wegnahme der Hauptstadt. Äußerlich möglich ist die Fortsetzung des Kriegs ohne allen Zweifel, doch innerlich wird sie nicht ausführbar sein. An die Hauptstadt des Reichs knüpfen sich zu vielfach verschlungene Interessen; sie ist der Punkt, wohin alle Wege des Reichthums, des Handels, des Verkehrs, sich vereinigen. Und wie ein gewaltiger Schlag nur eins der edlern Organe zermalmen darf, um das Leben des ganzen Körpers zu vertilgen, so ist in Kriegen das Eindringen des Feindes in die Hauptstadt von tödtlich lähmender Wirkung für alle übrigen Kräfte des Reichs."

„So wäre denn die Weltherrschaft Napoleons entschie-

dann?" fragte Marie mit einer Stimme, der man den unterdrückten tiefen Schmerz anhörte.

„Für den Continent gewiß," entgegnete Arnheim.

Die Gräfin, welche Mariens Sinnesart kannte, denn diese hatte bei aller Freundschaft für ihre wohlwollende Beschützerin doch nie einen Hehl daraus gemacht, dachte zu edel, um ihre Freude über eine Wendung der Weltbegebenheiten zu äußern, die für eine Deutsche so niederschlagend sein mußte, Marie ihrerseits, welche besonders seit ihrem Aufenthalte in Polen leicht begriff, wie viel diese Nation von den Siegen des Kaisers zu hoffen hatte, trug ihren Kummer still. Kaum daß ein schmerzlicher Zug um ihre geschlossenen Lippen ihn verrieth.

Arnheim schien sie jedoch zu verstehen, weil er ähnlich fühlte. Doch griff dem Schmerz um das Vaterland nicht so tief in seine Seele; theils weil er sein Geburtsland, Östreich, jetzt höher gestellt zu sehen hoffen durfte, theils, indem er als Soldat eine kriegerische Verehrung vor dem französischen Kaiser als Feldherrn empfand, vorzüglich aber, weil er sich in glücklichern Hoffnungen für Deutschland wiegte, als man damals zu haben pflegte. Er hielt es für gut von diesen zu sprechen. „Vielleicht," äußerte er, „ist das Resultat dieser Schlacht segensreich für ganz Europa. Gegen wen wird eigentlich der Krieg geführt? Meiner Meinung nach nicht gegen Rußland, sondern gegen England. Durch die Besiegung der russischen Heere ist der Kaiser nunmehr endlich Herr aller europäischen Küsten; denn Spanien und Portugal werden bald ganz in seiner Gewalt sein. Alsdann ist er im Stande den Engländern die Bedingungen des Friedens, wenn nicht unbedingt vorzuschreiben, doch wenigstens sie zur Annahme billiger Verträge zu bewegen. Englands Macht ist so groß, daß der ganze Continent aufgeboten werden mußte,

um dieser kleinen Insel das Gleichgewicht zu halten. Dieses große Ziel scheint mir jetzo erreicht; wenigstens sind wir nahe daran. Dann, so hoffe ich, wird ein allgemeiner Friede, dessen alle Nationen bedürfen, nach dem sich alle Völker sehnen und Frankreich vielleicht am meisten, gewiß die furchtbaren Erschütterungen, die Europa seit zwanzig Jahren dulden muß, beschwichtigen, die zerrissenen Bande neu knüpfen, die gewaltsam geschlossenen vernünftig lösen. Vieles Übel, welches der Kaiser jetzt, durch den Drang der Ereignisse gezwungen, den Völkern zufügen mußte, wird aufhören. Er gab den überwundenen Nationen fremde Könige, strenge Statthalter. Weshalb? Weil er ihrer nicht sicher war, und bei seinen unermeßlichen Kriegszügen doch keine gefährlichen Feinde im Hintergrunde dulden durfte. Vielleicht setzt er jetzt, eben um das Band der Sicherheit fester zu knüpfen, die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. Denn in den Personen liegt ihm nichts, zumal an seinen Brüdern und Verwandten. Sie sind nur Monarchen, weil er ihrer Anhänglichkeit am sichersten ist, denn er ist der Stamm auf dem sie blühen. Wurzelt er erst tief und fest, so kann er der wucherischen Zweige, die einen nachtheiligen Schatten auf das Land umher werfen, leicht entbehren. Ja, ich hoffe, daß seine enge verwandtschaftliche Verbindung mit unsrem Kaiserhause, des Glück Europas bilden wird. Östreich wird der Vertreter dse deutschen Volkes werden. Napoleon wird gern sehen, daß es in einem friedlichen Bündniß mit ihm stehe; dann wird er, weil man lieber starke Bundesgenossen hat als schwache, auch das Gedeihen des Landes auf alle Weise befördern helfen. Es mußte viel altes Unheil bei uns in Deutschland zerstört werden, bevor ein neuer Bau sichren Boden, freien Raum fand. Die verjährten Formen hat der französische Kaiser als Vertreter einer großen, jugendlich kräftigen, neu erwachenden

Zeit, verrichtet, was jetzt besteht, ist nur vorübergehend. Er selbst weiß, daß es nichts Festes ist, denn er selbst reißt ja täglich ein, was er für die Noth des Augenblicks aufbaute, und läßt Völker und Fürsten gleich schnell ihre Pflichten wechseln und ändern. Ist aber erst das große Ziel seines gewaltigen Wollens erreicht, ist der Continent eben so ein streng im Innern Zusammenhängendes, als die Ländermasse aus der er besteht sich äußerlich verbindet: dann wird der große Mann einen festen, dauernden Grund legen, um auf demselben einen stolzen Bau für ferne Zeiten zu begründen. Dazu mußte dieser letzte Kampf gefochten sein. — Niemand fühlt es so tief als ich, wie blutige Opfer der Demuth, der Entsagung, des gebrochenen Stolzes Deutschland bringen mußte; aber sie werden nun ein Ende haben. Sie waren eine Vergeltung für alte, schwere Verschuldungen; die Geschichte erspart keinem Volke eine solche Buße für alte Vergehungen. Sie richtet nicht die Thäter, nicht die Personen, aber die Thaten, die Dinge mit unverbrüchlicher Gerechtigkeit. Und könnte Deutschland die Vortheile abläugnen, die es schon halb, nur durch die Zerstörung vieles Alten, Verderblichen gewonnen hat, obwohl das neue Gute noch nicht an die Stelle des Zertrümmerten getreten ist? Fragen wir uns ernstlich, ob es vor zwanzig Jahren gut bei uns war, wir müssen antworten: Nein! Es stand schlecht um Alles, was das Glück eines Volks bilden soll. Seit Jahrhunderten hat Deutschland nur Kriege mit sich selbst geführt. In unzählige Gebiete gespalten, gehorchte es hundertfacher Willkür. Die Einheit der Nation war verschwunden. Nur die Sprache bildete noch das innere, geistige Band. Tausend Schranken thürmten sich einer freien, thätigen Entwicklung der Volkskräfte entgegen. Nur auf sein Inneres war der Deutsche gewiesen; das hat er redlich angebaut, aber die

neue Erkenntniß konnte ihm noch keine lebendige Frucht in der Gestaltung seines Volkslebens gewähren. Eine stürmisch aufgeregte Flut brauste über Deutschland herein, und unter dem rauhen Schlag ihrer Wellen verschwanden die alten, tief eingegrabenen Spuren ererbter Vorurtheile und Vorrechte, Beschränkungen, Hemmungen, Bedrückungen. Wir trugen diese Fesseln schon so lange, daß die Gewohnheit unser Gefühl gegen den harten Druck abgestumpft hatte; ja sie waren in unser Fleisch eingewachsen. Doch dürfen wir es nicht vergessen, wie leicht wir aufathmeten, als vor zwanzig Jahren die eherne Hand der Zeit zum erstenmale an diesen Eisenstäben unsres Gefängnisses rüttelte. Jetzt hatten uns neue Bande gefesselt, die wir unwillig tragen. Allein so fest dürfen wir in unsrem gerechten Schmerz und Zorn das Auge doch nicht schließen, daß wir nicht sehen sollten, wie wir, obgleich wir neue Fesseln tragen, doch der alten entledigt sind, unter denen wir seufzten. Nein, wir seufzen kaum, und das war fast schlimmer, denn wir sanken schon in jenen Zustand der tiefsten Unwürdigkeit des Sklaven hinab, der das Bedürfniß der Freiheit nicht mehr empfindet. Jetzt kennen wir es, und so dürfen wir nicht verzagen ein Ziel zu erringen, was leuchtend vor uns schwebt; sei es nun durch eigne Kraft der That, oder durch eine glückliche Wendung der Weltgeschicke. Diese letztere aber könnte eben jetzt leicht eintreten sein."

Arnheim hatte sich ins Feuer gesprochen; er redete für alle Parteien, und darum hörten selbst die entgegengesetzten ihn gern. Marie wurde durch seine Worte in tiefster Seele erquickt und ihre, von sanfter Freude verklärten Blicke, sagten ihm einen liebevollen Dank.

Die Gräfin stand bewegt auf. „Wenn schon Sie so große Hoffnungen an diesen Sieg knüpfen," sprach sie: „wie muß uns das Herz schlagen, uns, die wir in dieser Schlacht

für die Freiheit des Vaterlandes kämpften! Wenn der Tag gekommen wäre, der lang, heiß erſehnte Tag, wo das in den Staub gebeugte Polen ſeinen edlen Nacken wieder ſtolz aufrichten könnte! Wenn der weiße Adler die gelähmten Schwingen ausbreitete, und den kühnen Flug zur Sonne der Freiheit, des Ruhmes, zu wagen vermöchte! O dann, dann, dreimal Heil und Segen über dieſen Sieg! Das Blut der Gefallenen wäre nicht umſonſt gefloſſen!" Gleich einer Königin ſtand die erhabene Frau da, Hände und Blick aufwärts zum Himmel hebend.

Drittes Capitel.

Lodoiska trat wieder ein. Der Wechſel der Angſt und der Freude hatte die zarte Geſtalt ſo angegriffen, daß das leichte Roth auf ihren Wangen aber einer krankhaften Spur fieberhafter Bewegungen, als einem Zeichen der Geſundheit und innerer Befriedigung glich.

Die Gräfin wußte, daß körperliche Bewegung und friſche Luft ihr dann am zuträglichſten waren, ihr, ſelbſt war ein Spaziergang ins Freie nöthig, um die Wallung ihrer Bruſt zu beruhigen. Sie ſchlug vor, in den Garten zu gehen; die Saalthür öffnend trat ſie gleich ſelbſt hinaus, die Andern folgten.

Die Sonne hatte das Grau des Himmels ein wenig getheilt und warf einen Halbſchimmer durch die dünnen, weißen Wolkenſtreifen, die vor der glänzenden Scheibe dahinzogen.

Marie blieb einen Augenblick ſtehen und ſah gegen den Himmel hinauf; ſie verlor ſich in Betrachtungen.

Arnheim, der ihr ſtets nahe zu bleiben ſuchte, heftete ſeine Blicke auf ihr ſchönes Angeſicht. Es war bei weitem mehr ſanfte Weiblichkeit, als Hoheit in ihren Zügen, doch etwas ſo Reines, Edles, daß ſich jede Liebe zu dieſer freundlichen Geſtalt, mit Ehrfurcht, wenigſtens mit der zarteſten Scheu, paarte. Vielleicht war die Gräfin, die einen ſcharfen Blick für alle Verhältniſſe hatte, nicht ohne Abſicht mit Lodoiska weiter gegangen, ſo daß Marie ſo gut als allein mit Arnheim blieb. Nur ſie hatte es nicht bemerkt.

„Und was ſucht und bittet das Auge meiner ſchönen Landsmännin dort oben?“ fragte er endlich, ihr ſtummes Sinnen unterbrechend.

„Ach, ich dachte an unſer Vaterland,“ ſprach ſie mit herzlichem Ton und durchaus unbefangen. „Sie haben ſo ſchöne Worte des Troſtes für mich geſprochen, ſo theure Hoffnungen in mir angeregt! — Mußte mir nicht dieſer Himmel als ein Gleichniß unſres Zuſtandes erſcheinen? Das Licht kämpft mit den trüben Nebeln. Vor einer Stunde lag Alles noch in düſteres Grau gehüllt; jetzt bergen nur noch weiße, halbgelichtete Schleier die Sonne. So haben ihre Worte auch meine Hoffnungen aufgehellt; ſie ruhen nicht mehr hinter ganz düſtrem Gewölk?“

„O es wird ſich bald ganz zertheilen,“ rief Arnheim lebhaft. „Wir ſind allein. Ich muß vorſichtig ſein, aber einem Herzen, das ſelbſt in weiblicher Bruſt ſo vaterländiſch ſchlägt, wie das Ihrige, darf ich wohl ein männliches Geheimniß anvertrauen, das Ihre Hoffnungen wie Morgenthau erquicken wird. Der Sinn brüderlicher Eintracht, auf den ich in meinen Worten hindeutete, iſt kein ſchöner Traum, kein frommer Wunſch mehr in unſrem Vaterlande. Lebendig iſt er erwacht; der eiſerne Druck der Zeiten hat die Kraft des Widerſtandes hervorgerufen. Wie der Stahl den Funken

erſt durch ſeinen heftigen Angriff aus dem kalten Stein lockt, ſo haben die Schläge des Schickſals in Deutſchland edle Funken geweckt, die zur ſtill genährten Glut verbunden, einſt in mächtiger Flamme auflodern werden. Ja, die edelſten Männer reichen einander die Hand; ein längſt geſtifteter Bund, der äußerlich zwar ſchon längſt wieder gelöſt wurde, aber in ſeinen höheren Zwecken dennoch fortbeſtand, vereint ſie und ſchlingt ſich in geheimer Kette durch unſer ganzes Vaterland. Näher und vertrauter als jemals ſind dieſe Edlen jetzt verbunden, und in Allen lebt der feſte Entſchluß, das Unwürdige nicht thatlos duldend zu ertragen. Doch mit dem ſtarken Zügel der Mäßigung halten ſie den Ausbruch des tiefen Unwillens zurück, bis die Kräfte dem Willen gewachſen ſind. Der günſtige Augenblick ſoll erwartet werden; es iſt kein müßiges Harren, denn dem aufmerkſamen Auge zeigt ſich die Gunſt des Schickſals oft. Indeſſen werden alle Kräfte vorbereitet, genährt, ſichre Freunde gewonnen, im Stillen der gute Saame geſtreut. Die geheimen Fäden zum Gewebe großer Ereigniſſe ſind ausgeſpannt; ein Wink und tauſend Hände ſind daran geſchäftig."

Arnheims Blicke leuchteten begeiſtert als er ſo ſprach; auch in Mariens Auge glänzte ein Goldblick der Hoffnung durch den feuchten Thau, der es benetzte.

„O, ſo ſoll in dieſes Herz doch noch Freude und Hoffnung zurückkehren," ſprach ſie; „es ſind Empfindungen von denen es ſich ſeit lange entwöhnt hatte. Wie ſehr danke ich Ihnen für dieſe Nachricht. Wie richten ſie den ſchon gebrochenen Muth in mir auf! — Und Sie gehören zu dieſem Bunde?" fragte ſie nach einigen Augenblicken.

„Seit zwei Wochen erſt, wo würdige Männer in Preußen mich dazu bewährt fanden;" erwiderte Arnheim.

„Nehmen Sie auch mich darin auf, als ein ſtummes,

aber nicht minder treues Mitglied," sprach Marie und reichte ihm die Hand. „In meinem Herzen gehörte ich einem solchen Bündniß längst an!"

Arnheim ergriff Mariens Hand. Er küßte sie nicht, aber drückte sie mit Wärme. Ein wunderbares Gefühl beklemmte ihm die Brust. Marie stand so holdselig vor ihm, ihr blaues Auge blickte ihn so treu und offen an, — o sie war schön und gut, und besser als schön!

„Wie nennen Sie den schönen Bund, dem ich im Stillen angehören will?" sprach sie als er bebend schwieg; „ich habe aber nur gefragt, wenn Sie mir antworten dürfen?"

„Er führt einen würdigen, vielleicht zu stolzen Namen. Doch ist er nur von dem Wollen, nicht von dem Vollbringen den Bundesbrüder zu verstehen, er heißt der Tugendbund."

In diesem Augenblick zogen die letzten Gewölke vor der Sonne vorüber, und ihr heller Stral fiel rein, glänzend auf die Sprechenden. Zugleich erhob sich ein hehres Rauschen in den herbstlichen Wipfeln, als ob edle Geister auf mächtigen Fittigen vorüberschwebten. Der Wolkenschleier theilte sich weit; das Licht quoll aus dem blauen Raume herab und verbreitete sich wie eine goldne Welle über den Rasen und die stolz sich wiegenden Kronen der Bäume.

„Das ist die Nähe des Allmächtigen, es ist sein Glück verheißender Wink, das Zeichen seiner segnenden Bestätigung!" rief Marie begeistert aus und richtete das verklärte Auge gegen die Wölbung des Himmels hinauf, deren tiefes, reines Blau klar über dem zerfließenden Gewölk stand. „Was mich auch Bittres treffe, welche Prüfungen Du mir sendest, an dieses Zeichen will ich mich halten. Das soll mir glänzen weit hin durch dunkle Tage, die Dein Wille mich führt." So sprach sie in der Fülle ihres heiligen Vertrauens.

Arnheim ſtand mit tiefer Ehrfurcht vor ihr. In ſeiner Bruſt regten ſich mächtige Gefühle für ſie, doch er empfand es ahnend, daß ihr Herz, welches ſich ſo frei, ſo ganz dem großen vaterländiſchen Gefühl hingab, nur von dieſer höheren Flamme, nicht von der ſtillern der Liebe erfüllt werde. Schmerzvoll getroffen ſchwieg er. Das nahe Bild der Geliebten, das er ſchon zu umfaſſen wähnte, zerfloß, aber eine höhere, edlere Geſtalt ſchwebte vor ihm und blickte ihn aus lichter Höhe an. Nicht eine Braut wagte er ans Herz zu ſchließen, zu einer Heiligen erhob ſich ſein Blick. Denn ſo ſtand ſie jetzo vor ihm. Mit ſeiner geadelten Empfindung wuchs der ſehnſuchtsvolle Schmerz in ſeiner Bruſt, aber zugleich auch die Kraft ihm zu gebieten.

„Wohl," ſprach er männlich gefaßt, „Sie haben Recht. Dieſe große Hoffnung muß uns wie die Flamme des Leuchtthurms als feſtes Ziel mitten in der dunklen ſtürmiſchen Nacht des Lebens leuchten. Auch der Schiffbrüchige darf noch den letzten Blick darauf wenden, und, wenn er edel zu denken weiß, den Troſt mitnehmen, daß, durch ſie geleitet, Andre den Hafen des Glücks, der Freiheit, des Friedens erreichen werden, vor dem er ſcheiterte."

„Ich glaube die Gräfin erwartet uns," ſprach Marie, die ihr weites Zurückbleiben erſt jetzt mit einiger Verlegenheit bemerkte, „wir ſind wirklich ganz zurückgeblieben." Mit dieſen Worten ging ſie ſchneller vorwärts.

Die Gräfin entdeckte die Bewegung Beider ſogleich; doch mit wahrhaftem Zartgefühl verrieth ſie dies auch nicht durch ein Lächeln, nicht durch einen Blick, ſondern ſchien das Zurückbleiben, als ein zufällig, nicht einmal der Bemerkung werth zu achten.

„Der Himmel iſt gefällig für unſren Spaziergang," bemerkte ſie, wie ſo eben die Sonne plötzlich durch das Gewölk

brach. Es gab einige Augenblicke lang die ſchönſte Beleuchtung des Parks. Die Wolkenſchatten flohen überhin und der Strom des Lichts eilte verfolgend nach. — „Dieſer Wechſel in der Beleuchtung macht mir den Herbſt, ich meine die Herbſtlandſchaften, ſo lieb.“

„Er gleicht allerdings einem Trauerſpiele im vierten Act,“ erwiderte Arnheim, indem er ſeine Gemüthsbewegung durch einen leichten Ton der Unterhaltung zu verbergen ſuchte.

„Wie ſo das?“ fragte die Gräfin.

„Je nun, dort beginnen die glücklichen Verhältniſſe gewöhnlich ins Schwanken zu kommen; der heitre Himmel, den der Dichter als Contraſt des Gewitters, das er herauf beſchwört, anfangs über uns ausſpannte, verfinſtert ſich dann allgemach und wir erblicken den Kampf des Lichts mit der Nacht der tragiſchen Schickung. Die melodiſchen Anklänge glücklicherer Tage ſind noch nicht ganz verhallt, aber ſchon rollen die dumpfen Töne des Donners in der Ferne. Ähnlich der Herbſt, der vielleicht ſeinen größten Reiz darin hat, daß wir alle Reize der Natur im Entfliehen erblicken. So werden uns die Unſrigen in der Abſchiedsſtunde erſt theuer; dort erkennen wir erſt ihren Werth; ja das Gleichgültige ſteigt hoch im Preiſe, wenn man ſich davon trennen ſoll!“

„Sie haben Recht. Doch möchte ich dem Herbſt wohl auch einigen ſelbſtändigen Werth zugeſtehen. Der Beweis ſcheint mir darin zu liegen, daß ich mich im Sommer ſchon auf denſelben freue; wer aber hoffte der Abſchiedsſtunde entgegen?“

„Ich will mein Gleichniß nicht vertheidigen. Keines iſt unverwundbar; an irgend einer Stelle dringt der Pfeil hindurch. Alle verlieren, am meiſten freilich die ſcherzhaften, wenn man ſie beharrlich durchführen will. Mir däucht, es iſt auch der größte Mangel an Poeſie dies zu wollen; nur

schlechte Dichter thun es. Die Schönheit des Gleichnisses besteht nur in der ahnungsvollen, aber sogleich tief verständlichen Bedeutung der Wahrheit; man soll sie daraus erkennen, empfinden, aber nicht erweisen noch erklären wollen."

Die Gräfin hörte den Worten Arnheim's aufmerksam zu; ein Gespräch welches ihren Scharfsinn anregte, war ihr immer das liebste. Marie hatte sich zu Lodoiska gesellt, deren Freude sie jetzt mit einem ähnlich beglückten Herzen theilen konnte.

Plötzlich tönte das feierliche Geläute der Glocken von der nahen Kathedrale in das Rauschen der Bäume, das Wehen des Windes hinein.

„Zu dieser ungewöhnlichen Zeit? Was mag das bedeuten?" fragte die Gräfin.

Die Glockenstimmen vervielfältigten sich; von näheren und ferneren Thürmen her drang der Schall durch die Vormittagsstille.

„Es wird der Feier des Sieges gelten;" bemerkte der Rittmeister.

„Sie haben Recht. Ja, und es ist ein Sieg, für den wir dem Himmel danken müssen! Wie das Herz mir groß wird bei diesen Klängen. Ein Sieg! Ein Sieg! Aus den dunklen Wetterwolken der Schlacht bricht vielleicht die neue Morgenröthe für unser Vaterland an! — Jetzt verstehe ich den Trieb der Unruhe in meiner Brust; unter das betende, dankende Volk muß ich mich mischen, die glühende Seele im eignen Gebet gen Himmel senden!"

Sogleich wandte sie sich um und ging zurück dem Palast zu. Ihr Entschluß war ein unwiderstehliches Gebot für die Übrigen, auch wenn nicht der eigne Drang der Freude sie vor den Altar des Allmächtigen getrieben hätte.

„Keinen Wagen, keinen Wagen!" rief die Gräfin ei-

nem Bedienten zu, der, da er bemerkte, daß man sich zum Ausgehen anschicke, die Frage, ob er den Kutscher bestellen solle, auf der Zunge hatte. „Wir gehn zu Fuß. Wie das ganze Volk in die Kirche strömt, so auch wir. Es ist ein Tag der Demuth, nicht des Stolzes. Und doch, wie stolz schlägt mir das Herz."

Indessen hatte sie einen dunklen Shawl übergeworfen; Arnheim bot ihr den Arm. Marie und Lodoiska folgten.

Auf den Gassen war alles in Bewegung. Das Volk strömte über die Plätze den Kirchen zu. Alle Glocken läuteten wie an dem Festtage eines Heiligen. Unter dem Hôtel des Gesandten kreuzten sich zwei wallende dreifarbige Fahnen. Die in der Stadt anwesenden Truppen traten zusammen, um in Parade in die Kirche geführt zu werden. Wie durch Zaubermacht war der Alltag in einen hohen Feiertag verwandelt. Das Volk hatte seine Feierkleider angelegt; Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, Alles eilte in buntem Gemisch dem Altar des Herrn entgegen. Wie glänzten die feurigen, dunklen Augen der Mädchen und Jünglinge! Jenen wallte unter dem Schleier das lange, schwarzgelockte Haar hervor und bedeckte den weißen Nacken. Diese hatten die hohe, mit Tressen besetzte Mütze, von der reiche Troddeln herabhingen, stolz auf die Stirn gedrückt und sich mit dem Ehrenschmuck des Mannes, dem Säbel umgürtet.

Marien ward fast bang ums Herz, als sie diese allgemeine Volksfreude wahrnahm. Ach, in ihrem Vaterlande hatte sie solch ein Fest noch nicht erlebt. Und wird man dort nicht über diesen Sieg trauern? Ist nicht unser Herz auf der Seite des Feindes, wenn gleich unsre Vaterlandsgenossen, durch die Macht der Weltgeschicke bezwungen, gegen ihn ausgezogen sind? Und wird diese Schlacht wirklich so

segensreiche Folgen für uns haben, als die Hoffnungen geweckt sind?

In diesen Gefühlen hatte man sich der Kirche genähert, deren weite Pforten geöffnet standen. Die Klänge der Orgel drangen den Eintretenden feierlich entgegen und mischten sich mit dem brausenden Schall der Glocken. Die Kerzen am Hochaltare brannten; vor allen Heiligenbildern waren sie angezündet. Das Volk erfüllte schon fast die geräumigen Hallen, doch noch immer neue Massen drängten heran. Mit Mühe gewann die Gräfin noch ihren geschlossenen Betstuhl, durch dessen Gitter man die ganze Kirche überblickte. Gegenüber auf dem Chor waren die Sitze der französischen Gesandtschaft; links sah man den Hochaltar, rechts die Kanzel.

Die Vergitterung des Platzes war Marien angenehm, weil sie diesem Gottesdienst, ohne seine Formen mitzumachen, beiwohnen mußte, also nur als Zuschauerin erschien, während ihr Herz doch so dankbar für die Erhaltung der Ihrigen schlug, das Flehen ihrer Brust um eine segensvolle Wendung der Schicksale ihres Vaterlandes brünstig zu Gott emporstieg. Sie empfand es jetzt, wie die wahre Frömmigkeit, der wahre, feste Glaube keine Setten, keine Formen des Gebets kennt. Ihr findet den Gott überall da, wo ihr wahrhaft zu ihm betet.

Während die Gräfin und Lodoiska, den Rosenkranz in der Hand, niederknieten, blieb Marie still, aber andächtig auf ihrem zurückgezogenen Sitze. Arnheim war nicht mit in den Betstuhl der Gräfin getreten, weil die Sitte Männer und Frauen in der Kirche sonderte.

Lodoiska betete mit der Glut einer Schwärmerin; ihr Auge heftete sich unverwandt auf ein gegenüberhängendes Marienbild. Leise bewegte sie die zarten Lippen, doch kein Laut

wurde hörbar. In ihren Blicken glänzte das reinste Dankgefühl, die heilige Wehmuth der Freude. Die Gräfin war ernst; auch knieend behielt sie die Majestät ihrer Haltung, denn die Hoheit leuchtete von ihrer freien Stirn. Das große, dunkle Auge hob sich von Zeit zu Zeit unter den langen Wimpern und blickte mit heiligem Ernst empor.

Das Hochamt war geendet; die Frauen verließen die Kirche. Nahe an der Pforte kreuzten sich die Strömungen der Menge, so daß eine Stockung entstand. Von beiden Seiten kamen diejenigen, welche auf dem Chor gesessen hatten, die Treppe herab; von drei Seiten drang der Strom aus dem Schiff der Kirche heran. Arnheim hatte sich nicht wieder an die Frauen anschließen können; sie waren allein und hingen sich fest aneinander. Jetzt kam auch der französische Gesandte mit seiner zahlreichen glänzenden Umgebung die Stiegen herab. Der Strom des Gedränges führte sie dicht mit den Frauen zusammen. Allmälig sah sich Marie ganz von Uniformen umgeben; sie senkte das Haupt, um den mitunter sehr dreisten Blicken dieser Männer auszuweichen. Da hörte sie einige französische Worte von einer Stimme sagen, die ihr bekannt war. Sie wandte das Auge dahin, aber als habe sie auf eine Natter getreten, fuhr sie unwillkürlich scheu zurück und erblaßte, denn sie sah vor sich, das Profil halb gegen sie gewendet, den gefürchteten, verhaßten Beaucaire und zwei Schritte vor ihm auch St. Luces. Ihre ganze Fassung mußte sie zusammenraffen, um sich nicht durch einen Schrei zu verrathen; die Kniee zitterten ihr, sie vermochte kaum einen Schritt zu thun. Sicher wäre sie niedergesunken, wenn das Gedränge der herausströmenden Menschen sie nicht gewaltsam aufrecht erhalten hätte. Ihre Empfindung glich der eines Wanderers, welcher plötzlich entdeckt, daß er sich neben einer schlafend im Grase liegenden Schlange

zur Ruhe niedergesetzt hat; er weiß nicht, bringt ihm Flucht oder Verweilen Verderben. Wie Beaucaire und St. Luces in diesem Augenblick standen, war es unmöglich für sie, Marien zu sehen. Doch das konnte sie nicht wissen, ob sie nicht schon längst von Beiden bemerkt worden war. O, was hätte sie jetzt darum gegeben, wenn sie wie Lodoiska und die Gräfin einen Schleier getragen hätte, um ihr Angesicht zu verhüllen! Sie beugte es herab, bedeckte es mit ihrem Tuch, suchte sich zu verbergen so weit als es möglich war; doch der Strom des Gedränges trieb sie immer näher auf die Gefahr hin, und sie sah den Augenblick herankommen, wo sie Beaucaire berühren, Arm gegen Arm mit ihm stehen werde. Sie würde der Gräfin einen Wink gegeben haben, doch war jedes Wort gefährlich, konnte sie verrathen. In Todesangst harrte sie stumm aus und ergab sich in ihr Schicksal. Nur ein stummes Gebet sandte sie zu dem Allmächtigen empor, daß er sie aus dieser Gefahr erretten möge. Da warf sich plötzlich der Strom der Menge seitwärts, weil man eine zweite Thür geöffnet hatte. Diesem Zuge folgte die Gräfin, und so erreichte man nach einigen Minuten das Freie, wo für den Augenblick wenigstens Sicherheit war. Jetzt erst konnte Marie der mütterlichen Freundin die Gefahr entdecken, in der sie schwebte. Diese schlug sogleich einen Umweg durch einige Nebengassen ein, um unbemerkt den Palast zu erreichen. Sie beruhigte Marien durch die Versicherung, daß es in Warschau Niemand wagen werde, das Heiligthum der Gastfreundschaft zu stören, selbst wenn man ihren Aufenthalt entdeckt haben möchte. „Indeß bezweifle ich es," fuhr sie fort, „denn hätte einer dieser Männer uns erkannt, so würden sie ihr Auge unverwandt auf uns geheftet haben; doch habe ich nichts der Art bemerkt." Auch Lodoiska trat dieser Meinung bei.

Durch diese Zusicherung einigermaßen beruhigt, schöpfte Marie wieder freien Athem. Hatte die Gräfin Recht, so war sie in der That einer großen Gefahr aufs glücklichste entgangen. Denn bei dem damaligen Zustande der Dinge hatte sie, in Deutschland wenigstens unbedingt, von der Willkür eines solchen Feindes wie Beaucaire und muthmaaßlich auch St. Luces alles zu fürchten. Es gab keine andre Rettung als Flucht oder irgend einen mächtigen Schutz. Auf diesen hoffte Marie durch das Ansehen der Gräfin; sich selbst überlassen, wäre sie verloren gewesen. Denn der geringste Verdacht, in politische Umtriebe verwickelt zu sein, reicht ja hin, selbst gegen Frauen die härtesten Maaßregeln zu verfügen, und Marie wußte nur zu gut, daß sie und ihre Mutter denselben nur durch Rasinski's geschickte und thätige Verwendung und durch den glücklichen Umstand der Abreise St. Luces' aus Dresden entgangen waren. Was damals der Bruder für sie gethan, das hoffte sie jetzt von der Schwester. Um Gewißheit über die Lage der Dinge zu erhalten, meinte die Gräfin, es sei nöthig, Arnheim, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ins Geheimniß zu ziehen; ein Vertrauen, dessen Marie ihn nach dem, was er ihr diesen Morgen eröffnet hatte, unbedingt würdig hielt. Man war zwar in der Kirche von ihm getrennt worden, doch zweifelte man keinen Augenblick, daß er sich sehr bald wieder im Hause der Gräfin zeigen werde. Indessen wurde es Mittag, und er erschien nicht. Dies erregte einige Besorgnisse in Marien, obwohl sie über ihre eigne Lage schon ruhiger wurde, da sie mit Recht voraussetzte, wenn Beaucaire sie bemerkt hätte und sie verfolgen wolle, so werde sie schon jetzt die Wirkung seiner boshaften Thätigkeit erfahren haben. Denn er konnte sie nicht anders als in Gesellschaft der Gräfin und Lodoiskas, die er Beide kannte, gesehen haben, und dies reichte hin, ihm

ihren Aufenthalt zu entdecken. Endlich gegen Abend ließ sich Arnheim melden. Hätte er gewußt, wie sehnlich man ihn erwartete, so würde er längst dort gewesen sein; allein ihn hielt grade das Gefühl zurück, welches ihn so mächtig an diesen Ort zog. Denn man scheut sich nicht selten am meisten, da einen Besuch zu machen, wo man so überaus gern ist, weil man das Fehlschlagen der Absicht so fürchtet, daß man nicht selten lieber gar keinen Versuch wagt. Für seinen Abendbesuch aber hatte Arnheim einen gültigen Vorwand, oder vielmehr einen dringenden Grund; denn er sollte noch in der Nacht als Courier abgehen. Um neun Uhr war er zum Gesandten beschieden, um seine Depeschen zu empfangen. Als er mit dieser Entschuldigung seines Besuchs denselben einleitete, erschien es klar, daß seine Hülfe in der Angelegenheit, die man ihm vertrauen wollte, nicht mehr möglich sei. Doch er kam von selbst darauf; denn im Gespräch äußerte er: „Es scheint, daß Warschau alle Badegäste aus Teplitz versammeln will; so eben traf ich wieder zwei beim Gesandten, die beiden Franzosen, welche auf jener Landpartie nach Aussig zu uns stießen."

„Haben Sie dieselben gesprochen?" fragte die Gräfin mit etwas zu hastigem Ton, als daß er nicht hätte auffallen sollen.

„Nur ganz flüchtig," entgegnete Arnheim; „aber weshalb? Wünschen Sie vielleicht —"

„O ja, wir wünschen wirklich etwas, könnten Sie um einen wichtigen, dringenden Dienst bitten," nahm die Gräfin das Wort und blickte Marien an.

„Mit größter Freude stehe ich Ihnen zu Befehl," entgegnete Arnheim.

„Es ist die Frage ob Sie es noch können. Unser Wunsch ist nämlich der, daß diese beiden Franzosen wo möglich unsre

Anwesenheit gar nicht erfahren, denn wir haben dringende Ursachen sie zu vermeiden. Vielleicht aber haben Sie unsrer schon erwähnt und dann —"

„Gewiß nicht," fiel Arnheim rasch ein, „denn ich erinnere mich aus Teplitz her, daß Ihnen," hier blickte er Marien an, „diese Herren schon bei der damaligen Begegnung nicht angenehm waren; mir sind sie es in der That auch nicht, und wir wechselten daher nur einige unbedeutende Worte miteinander. Auch dürfen Sie ganz unbesorgt sein, denn sie reisen noch heut mit mir in derselben Stunde ab."

„Gott sei Dank!" rief Marie, die bisher mit angstvoller Spannung zugehört hatte, und der nun die freudige Überraschung diesen Ausruf entriß.

Arnheim war erstaunt über die Heftigkeit ihrer Empfindung, doch erlaubte ihm seine Bescheidenheit keine Frage. Allein Marie fühlte, daß sie sich zu erklären habe, wenn sie nicht den fremdartigsten Vermuthungen preisgegeben sein wollte.

„Sie müssen wissen, Herr v. Arnheim," begann sie daher, „daß ich die Ursach bin, weshalb die Frau Gräfin dem Besuch dieser Herren auszuweichen wünschte. Eine Kette von Vorfällen, zu deren Mittheilung ich nicht berechtigt bin, hat bewirkt, daß ich diese beiden Männer vermeiden, ja daß ich sie fliehen muß. Meinen herzlichen Dank würden Sie sich daher erwerben, wenn Sie jetzt und zu keiner Zeit, wo Sie denselben begegnen dürften, von meiner Anwesenheit hier etwas ahnen ließen. Es ist ein Dienst, den im ernstesten Sinne des Worts Ihre Landsmännin von Ihnen erbittet."

„Ich würde mich für einen Elenden halten," rief Arnheim lebhaft, „wenn ich Ihrem Willen auch nur mit einer Sylbe, einem Blick entgegenhandelte."

„Ich bin gewiß, daß Sie thun, was Sie vermögen, um

mir etwas Unangenehmes zu ersparen," sprach Marie freundlich und reichte ihm die Hand; „nehmen Sie meinen ganzen Dank im Voraus dafür an."

„Wenn Sie mir nur mehr, nur wirklich etwas, das einem Dienst, einer That ähnlich sähe, aufgetragen hätten! Wünschen Sie vielleicht nähere Auskunft über diese beiden Männer!"

„Ich weiß nicht, ob sie mir fruchten würde," antwortete Marie, „doch sagen Sie uns, was Sie wissen, denn schädlich kann es mir nie sein die Verhältnisse derjenigen genauer zu kennen, vor denen ich mich zu hüten habe."

„Es ist in der That wenig. Wie ich aus ihren Geschäften ersah, sind Beide in der Civilverwaltung, die zu der großen Armee gehört, angestellt, und zu diesem Zwecke begeben sie sich jetzt dahin. Ihre Thätigkeit scheint sich gegenwärtig besonders auf die Verpflegungsanstalten zu beziehen, die im Rücken der Armee angelegt sind und noch werden."

„So würden sie vielleicht nicht zur Armee selbst abgehen?" fragte Marie und ein Schimmer der Hoffnung lebte in ihr auf.

„Ihre nächste Bestimmung ist Wilna; weiter vermag ich nichts anzugeben. Dorthin werden sie aber schon binnen einigen Stunden unterwegs sein."

„Es ist auch hinreichend und beruhigend genug für uns," sprach die Gräfin. „Aber Ihre eigne Abreise ist so nahe," nahm sie mit Leichtigkeit eine andre Wendung, „daß wir uns fast fürchten müssen, Ihnen durch die Bitte, den Überrest des Abends bei uns zu verweilen, die Zeit zu Ihren Vorbereitungen zu rauben."

„Wenn Sie mir nur gestatten wollen, diese wenigen Stunden so glücklich zuzubringen; meine Geschäfte sind beendigt. Um neun Uhr empfange ich meine Abfertigung, um

zehn Uhr bin ich zuverläſſig ſchon eine gute Strecke von Warſchau entfernt, denn ich habe meinen Wagen vor das Hôtel des Geſandten beſtellt. Alſo bis gegen die neunte Stunde —"

„Sind Sie mir der willkommenſte Gaſt," unterbrach die Gräfin.

Es wurde Licht in den Salon gebracht und der Thee ſervirt. Das Wetter war wieder rauher geworden; der Wind rauſchte herbſtlich in den Bäumen und ſchlug gegen die Fenſter. Dies erhöhte nur die Traulichkeit des Zimmers; ſelbſt Arnheim vergaß, daß er dieſes Glück nur in ſo flüchtigem Moment erhaſchen ſollte, daß er in wenigen Stunden durch die rauhe Hand des Krieges ſchon wieder von allem heimiſchen, geſelligen Beiſammenſein für lange Zeit wieder getrennt würde.

Man ſprach von der Schlacht, von den Opfern, die ſie gefordert hatte, von den noch Beklagenswertheren, die erſt nach langer Qual das beruhigende Ziel des Todes erreichen würden. Arnheim ſchilderte mit Sachkenntniß die dringende Noth, welche oft in den Lazarethen herrſche, den Mangel an Geräthſchaften, beſonders aber an verpflegenden Händen.

„Es ſollten," rief Lodoiska, von ihrem Mitgefühl hingeriſſen aus, „jedem Heere Frauen und Mädchen folgen, um die Pflege der Verwundeten zu übernehmen."

„Und hätteſt Du den Muth zu einem ſolchen Unternehmen?" fragte die Gräfin lächelnd, aber doch ernſthaft.

Lodoiska, welche wohl empfand, was ihr den Muth dazu verleihen würde, erröthete hoch, erwiderte aber ſchnell: „Ja, gewiß, ich traue ihn mir zu!"

„Ich weiß nicht," ſprach Marie mit zweifelhaftem Ton, „ob diejenigen, welche nahe Angehörige unter den Kriegern haben, nicht eine ſolche Verpflichtung fühlen ſollten. Wir Mädchen müßten uns deſſen vielleicht einer falſchen Scheu

und Behutſamkeit wegen enthalten, allein eine Frau, die ihren Gatten in der Gefahr weiß, ſollte ihm wohl ſo nahe ſein, um in der Stunde der Noth zu ſeiner Hülfe herbeieilen zu können."

„Wenn es nur möglich wäre und geſtattet werden könnte," entgegnete Arnheim nicht ohne Bewegung; „uns Soldaten würde eine ſo holde Pflege mit doppelter Kühnheit dahin treiben, wo die Wunden zu gewinnen wären, denen wir ein ſo ſanftes Glück zu verdanken hätten."

„Der Troſt für die daheimbleibende Gattin," bemerkte die Gräfin, „liegt wohl in dem Gefühl, daß der Mann ſeinen edelſten Beruf erfüllt, daß er für den Ruhm, die Ehre, die Freiheit oder Sicherheit ſeines Vaterlandes kämpft. Eine wirklich edle, des Mannes würdige Gattin wird ſo denken müſſen und darum auch ſo fühlen lernen. Sie darf ihm das Opfer, welches nur ſeiner Perſönlichkeit gelten würde, nicht bringen, weil ſie gar nicht vorausſetzen darf, ohne ihn zu beſchämen, daß er es fordert. Der Mann, der den Umfang ſeiner Pflichten überſieht, weiß auch, daß er, wenn er in den Kampf zieht, dem Vaterlande Mütter und Hausfrauen zurücklaſſen muß, die die heranwachſende Jugend für künftige Zeiten pflegen, ja, daß Habe und Gut des Einzelnen, welches vereinigt das Habe und Gut des Ganzen bildet, zum Beſten des Ganzen ſorgſam verwaltet werden muß. Durch dieſe Erwägungen ſcheinen mir die Pflichten einer Frau vorgezeichnet und erleichtert zu ſein."

Nicht nur Arnheim, ſondern auch Marie und ſelbſt Lodoiska mußten bekennen, daß die Gräfin die Pflichten des Weibes in der würdigſten Weiſe erkenne; ſie hörten ihr mit Ehrfurcht zu. Denn ſo ernſte Selbſtüberwindung ſie forderte, dennoch verleugnete ſie das ſanftere weibliche Gefühl nicht;

sie gestattete ihm seine Rechte, nur wollte sie ihm die alleinige Herrschaft nicht gönnen.

„Im Ganzen ist es gewiß so allein wahr und richtig," sprach Marie; „doch kommen unstreitig auch Fälle der Ausnahme vor. Wenigstens werden wir sie, wenn sie eintreten, aus der Eigenthümlichkeit der Charaktere erklären, oft rechtfertigen, bisweilen auch wohl bewundern können."

„So ist es," rief Arnheim lebhaft aus und heftete sein Auge auf das schöne, sanft entschlossene Wesen, das ihm, je näher der Augenblick des Abschieds rückte, theurer und theurer wurde. Doch beschloß er, mit männlicher Kraft seinen Gefühlen zu gebieten, und Mariens Herz nicht in einem Augenblick zu einer das ganze Leben umfassenden Entscheidung zu drängen, wo ihr kaum die Zeit geblieben wäre, das Ja oder Nein auszusprechen.

Die Stunden waren rascher als Minuten entflohen. Die Glocke der benachbarten Kirche schlug neun Uhr; das strenge Gebot der Pflicht gestattete kein Säumen mehr. Herzliche Wünsche begleiteten den Scheidenden; der Abschied war für Alle bewegend; Arnheim mußte ihn beschleunigen, um sich nicht zu verrathen.

Viertes Capitel.

Die nächsten Tage verstrichen den Frauen so still wie gewöhnlich. Die gewonnene Schlacht bildete für sie wie für alle Bewohner Warschaus noch immer den Hauptgegenstand des Gespräches. Nach und nach wurden genauere

Nachrichten darüber bekannt, weil Jeder, der den Seinigen noch so eilig geschrieben, doch irgend eines Umstandes gedacht hatte. Die Erstürmung der großen Redoute war von Mehreren kurz berichtet. Fast Keiner, der nicht von den großen Verlusten, der Hartnäckigkeit des Kampfes, dem entsetzlichen Artilleriefeuer, den unbeschreiblichen Anstrengungen irgend etwas erwähnte.

Nach drei Tagen erschien ein ausführlicherer, amtlicher Bericht in den Zeitungen. Die Gräfin las ihn zuerst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlug stolz, so oft der Tapferkeit der polnischen Truppen gedacht wurde; zumal aber, wo der Bericht von der Cavallerie sprach. Als sie zu Ende gelesen, ging sie zu Lodoiska und Marie hinüber, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, auf ihrem Zimmer saßen, um ihnen vorzulesen, was die Zeitungen meldeten. Die Spannung beider Mädchen war so groß, daß ihnen unwillkürlich die Nadel entsank; bei jedem neuen Kampfe der geschildert wurde, bebten sie aufs Neue für die Ihrigen. Zumal als es hieß: „Jetzt erhielt der König von Neapel Befehl' vom Kaiser, was ihm an Cavallerie zu Gebote stehe, zusammenzuraffen und damit die russischen Linien zu werfen, so daß die furchtbare Redoute in der Kehle angegriffen werden könnte. Zwei sächsische Kürassierregimenter, drei polnische leichte Cavallerieregimenter —"

Hier fing Lodoiska an zu zittern und erbleichte; selbst die ruhigere Marie wechselte die Farbe. Rasinski wurde nicht genannt, doch eine Ahnung sagte ihnen, er sei mit seinem Regimente dabei gewesen. Diese Vorstellung wirkte mächtig ein; die Beschreibung des Gefechts war lebhaft, sie gestand große Verluste ein, schilderte aber auch den Triumph des Sieges mit glänzenden Farben.

Die Gräfin hatte geendet.

Wie auf ein verabredetes Zeichen sprangen beide Mädchen, die bisher in bebender Spannung gesessen hatten, auf und sanken einander in die Arme. Es war die tiefste Rührung über die Rettung ihrer Geliebtesten aus diesem furchtbaren Ungewitter des Kampfes. Selbst die Gräfin wurde weich, schloß die Mädchen sanft an sich und neigte ihr mütterliches Haupt gegen sie hinab.

Am fünften Tage erst kam ein zweiter Brief von Rasinski, in welchem mit Bleistift geschriebene Blättchen von Ludwig und Jaromir lagen. Rasinski schrieb:

„Theure Schwester! Seit vier Tagen verfolgen wir den Feind rastlos und haben tägliche Scharmützel. Dennoch rücken wir nur langsam vor, weil die Russen sich in guter Ordnung zurückziehen. Es würde nicht so sein, wenn unsre Erschöpfung es möglich gemacht hätte, sie schneller zu verfolgen. Die Sorge für die Verwundeten, für unsre Verpflegung, nimmt jetzt fast jeden Augenblick in Anspruch. Deshalb nur diese wenigen Zeilen. Wir haben viele theure Freunde verloren! Zwei Drittheile meines Regiments liegen auf den Anhöhen von Semenowski, unter ihnen auch mein alter getreuer Petrowski, dessen Leiche ich nicht einmal aufsuchen und bestatten konnte. Seit Jahrtausenden ward keine so blutige Schlacht gefochten. Unsre Anstrengungen sind unbeschreiblich, doch mit der Hülfe Gottes sind wir noch wohlauf und rüstig. Über dem blutigen Schlachtfelde von Borodino wird Polens Sonne der Freiheit aufgehen! Datum, Johanna, traute nicht über die Todten. Das Vaterland wird ihnen Denksteine setzen, daß ihr Ruhm unvergänglich glänze. Lebe wohl, Johanna! — Die Morgenröthe bricht endlich an! Freue Dich!"

„Dein Bruder."

Ludwigs Blättchen lautete:

„Marie! Tage brauchte ich, um mein Herz gegen Dich auszusprechen, und kaum Minuten werden mir. Am Abend vor der Schlacht erfuhr ich den Tod unsrer Mutter. O Dein lieber tröstender Brief! Mitten im Getümmel des Kampfes war mein Herz nur bei Dir, Du Arme, und die drohenden Gefahren verloren fast ihre Macht an mir. Bernhard ist die treueste Seele dieser Erde; er glaubte mich verloren und suchte mich unter den Todten. Aber wir fanden uns als Lebende. Leb' wohl! Verzage nicht! Der Tag des Wiedersehens und des Glückes kommt auch für uns. Daß mich die furchtbare Schlacht verschonte, sei Dir Bürge dafür!"

Jaromir schrieb nur:

„Lodoiska, mein holdestes Leben! Zittre nicht mehr, alle Gefahren sind vorüber! Die Schlacht war gewaltig — auch ich betraure viele treue Brüder und Genossen. Doch mich beschützte Dein Flehen! Dir danke ich Alles, Glück und Leben. O könnte ich erst wieder an Dein Herz sinken! Boleslav, Ludwig und Bernhard leben. — Theuerste, lebe wohl und gedenke mein!"

„Dein ewig getreuer Jaromir."

Diese ersten Nachrichten von der eignen Hand der Geliebten machten die Frauen unbeschreiblich glücklich. Jede leise Spur der Zweifel war nun verschwunden, sie überließen sich ganz dem glückseligen Gefühl, welches nach der überstandenen düstren Sorge und Gefahr der Brust die süßeste Belohnung gewährt.

Nach wie vor besuchte Lodoiska täglich die Messe. Doch ihre Gebete waren jetzo Dankgebete geworden, und ihre Thränen wurden nicht mehr von Angst und Sehnsucht erpreßt, sondern sie flossen in dankbarer Rührung.

So verging eine Woche.

Da traf die Nachricht von dem Einrücken des kaiserli-

chen Heeres in Moskau ein. Aus der Burg der alten Zaaren war das Bulletin gezeichnet, wodurch der Kaiser diesen neuen, letzten Sieg dem staunenden Europa bekannt machte. Nun also war das große Ziel, der heißgewünschte Friede errungen. Denn mit wem sollte man Krieg führen, wenn es keine Feinde mehr zu besiegen gab? Jetzt lebten alle Hoffnungen in den Herzen auf, jetzt endlich glaubte man den Tag der Ruhe, der Vergeltung so unendlicher Opfer anbrechen zu sehen. Der Pole fühlte sich schon wieder frei. Er hoffte wieder ein Vaterland, einen aus dem Schooße des Volkes hervorgegangenen König, eine Geschichte zu haben. In diesem Gefühle war die Gräfin glücklich und stolz; Lodoiska lehnte die Hütte ihres stilleren Glücks an den kühnen Palast der Hoffnungen, den ihre Pflegerin aufrichtete. Marie nährte in tiefer, warmer Brust die Keime, welche Arnheim's Betrachtung der Dinge tröstend in ihr geweckt hatte. Wenn nicht gleich, so werden sie doch bald erblühen, du wirst doch noch die Tage des Glückes, der Freiheit leuchten sehen, wirst den verfolgten Bruder wieder frei und offen an dein Herz schließen, seinen getreuen Freunden die Hand bieten dürfen. Endlich werden die finstren Gewölke, durch diesen letzten furchtbaren Schlag entladen, sich theilen, und des Himmels Blau sich freundlich wieder über deinem Vaterlande wölben. Lange genug dauerten die Herbst- und Winterstürme! Es muß auch ein Tag des Lenzes wieder anbrechen.

In diesen glücklichen Hoffnungen wiegten sich die Seelen der Frauen fünf Tage lang ein.

Da verbreitete sich zuerst durch Juden, die von Brzesc Litewski kamen, das Gerücht, Moskau sei von den Russen in Brand gesteckt. Verstohlen murmelte man es, raunte es leise, halb gläubig einander ins Ohr; denn man wagte es

nicht laut auszusprechen, um nicht die Hoffnungen der fröhlichen Menge durch einen blinden Schrecken niederzuschlagen. Wie es zu gehen pflegt, so übertrieb der Eine, während der Andere sicher wissen wollte, alles beschränkt sich auf einige durch Zufall in Brand gerathene Gebäude. Im Hôtel des Gesandten war Alles still; Niemand erfuhr den Inhalt der Depeschen, die die Couriere brachten. Doch lauter und immer wachsender wiederholten sich die düstren Gerüchte; schon wagte Niemand mehr zu widersprechen. Endlich war das Unheil nicht mehr zu verhehlen. Laut gestanden es die Berichte des französischen Ministers ein, daß die Russen in ihrem rasenden Wahne selbst ihre Hauptstadt der Zerstörung geweiht hätten. Was auch gesagt wurde, um das Schreckenvolle der Nachricht zu mildern, um der Vermuthung vorzubeugen, als könne dies Ereigniß dem französischen Heere Gefahr oder gar Verderben bringen: die That erschien zu ungeheuer, zu beispiellos, wenn sie nicht den sichersten Erfolg mit sich führte. Nur um Rußland mit Gewißheit zu retten, konnte Moskau den Flammen preisgegeben werden, wie man nur, um Frankreich zu retten, die Brandfackeln in die Häuser von Paris schleudern würde. Das fühlte Jeder mit nicht zu besiegender Gewißheit. Ein stummer, kalter Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, ein Graufen schlich durch die Seele der Kühnsten. Die Zeit hatte an ungeheure Ereignisse, an beispiellose Thaten gewöhnt; diese aber reichte weit über das Maaß, über die Grenzen aller Vorstellung hinaus. Man erinnerte sich, daß in der entsetzlichsten Zeit der französischen Revolution einer jener Redner, deren Worte ein Schwert, eine Flamme, ein Blitz wurden wenn die aufgährende Leidenschaft sie aus dem Vulkan der Brust schleuderte, um seinen Gegner zu schrecken, auf der Tribune gerufen hatte: „Dann wird der Tag kommen, wo man an

der Seine die wüste Stätte zeigt, auf welcher einst Paris stand!" Dieser Gedanke schon hatte in jenen Tagen, wo man an blutige Schreckensgespenster, an die entsetzlichen Larventänze aller Furien und Dämonen, die das menschliche Herz besitzen können, gewöhnt war, das Blut in den Adern erstarrt. Und jetzt sollte so Ungeheures, Namenloses, Undenkbares sich verwirklicht haben? Jene Stadt, die seit Jahrtausenden allen Ruhm und Glanz und Reichthum des unermeßlichen Reiches der Zaaren in ihren Burgen und Palästen sammelte; jene Stadt, wo Asiens Üppigkeit mit Europas Kunst und Betrieb sich wetteifernd verband; jene alte Hauptstadt, geheiligt als ein Sitz der väterlichen Götter: sie sollte dem Boden gleich gemacht, in eine schauerliche Aschenwüste verwandelt sein! Nur das Ungeheure konnte dieses Ungeheure erzeugen, nur das Entsetzliche dies Entsetzen gebähren! Eine Sturmfluth wogender Vermuthungen drängte sich heran. Dazu kam, daß auf den Schwingen des Gerüchtes selbst dieses kaum zu fassende Ereigniß noch ins Riesenhafte wuchs. Man schilderte die zerstörte Stadt als einen Aschenhaufen, der keinem lebendigen Wesen mehr Obdach gebe; als einen ausgebrannten Krater, wo der letzte Funken des Lebens erstorben sei. Unter der Asche sollten die verbrannten Gebeine des Heeres vergraben, nur wenige Führer und Einzelne, die ein Wunder beschützt habe, entkommen sein. Man konnte sich's nicht denken, daß solch ein Wurf gewagt worden sei, wenn es nicht unzweifelhaft war, Alles darauf zu gewinnen. Darum sagte man schon den Kaiser auf der Flucht, ja, Einige wollten wissen, er sei bereits in Warschau. Die Besonnensten, Hoffnungsreichsten glaubten wenigstens nicht mehr an den Frieden, sondern hielten diese That für den unumstößlichsten Beweis, daß der Kampf jetzt erst recht beginnen sollte.

So folgte die dumpfeste Betäubung und muthloseste Bestürzung auf den kurzen Freudenrausch, den der Sieg gewährt hatte.

Die Gräfin glich einem Marmorbilde, so bleich sah sie aus, seit diese Schreckensnachrichten eingetroffen waren. Nicht für das Schicksal ihres Bruders, der nächsten Ihrigen zitterte sie, sondern für das ihres Vaterlandes. Sie wähnte in dem auf nächtlich düstrem Hintergrunde brennenden Moskau das entsetzliche Spiegelbild der Zukunft Warschau's zu sehen, und im überwallenden Schmerz rief sie ängstlich prophezeiend aus: „Wer weiß, wie nahe jetzt der Tag ist, wo die Flammen über den Zinnen meiner Vaterstadt zusammenschlagen, zur Sühne für das grausenvolle Brandopfer, das Rußland seiner Freiheit gebracht hat!"

Lodoiska war ohne alle Fassung; nur Marie bewahrte in stiller, ergebener Seele die Ruhe, diese schönste Frucht des Glaubens und der Erkenntniß zugleich. Sie, die sich dem Taumel des Glücks nicht frei hatte hingeben können, sondern nur entferntere Hoffnungen an das Geschehene knüpfte, war jetzt auch nicht so tief in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit gestürzt. Die Gräfin, abgeschlossen und einig mit sich selbst, wie sie war, bedurfte keines Trostes; sie stand entsetzt aber fest, ohne zu beben, an den geöffneten Pforten des Verderbens. Doch Lodoiska wurde von dem Sturme der Ereignisse wie eine schwankende Rebe bewegt; sie bedurfte des Anhalts. Die liebevoll tröstende Marie, welche jedes Fünkchen der Hoffnung mit erfinderischer Liebe zu nähren wußte, war ihre Stütze. Denn vor der erstarrten, festen Gestalt der Gräfin schauerte Lodoiska heimlich zurück, weil sie in den ernsten Blicken derselben, in den tiefen Zügen ihres erhabenen Grams den heimlichen Vorwurf zu lesen glaubte: Du trauerst um nichts als um Deine nnne, kleine Liebe! Deine

Seele ist nicht groß genug, den Verlust eines Vaterlandes zu empfinden. Möchten Alle den Untergang gefunden haben in den Flammen, in der Aschenwüste, wenn Du nur den Geliebten gerettet hast! — Lodoiska täuschte sich; diese strenge Sprache würde Johanna nicht geführt haben, dazu fühlte ihr Herz zu liebend menschlich das Weh in fremder Brust.

Doch schnell änderte sich die Lage der Dinge wieder. In diesen Zeiten schwankte jedes Lebensschiff auf stürmischem Meere. Bald erblickte man von dem Gipfel der Welle den nahen Hafen, die Rettung, den Sieg; bald thürmten sich die Wogen hoch über das Haupt und ließen kaum noch einen Streifen des ewigen Himmels wahrnehmen. Es kamen spätere Nachrichten aus Moskau, die den Beweis führten, daß das Heer nicht gefährdet sei, daß man, trotz der schreckenvollen Zerstörung, Wohnplätze zu Winterquartieren genug übrig behalten habe, daß der Krieg zwar noch fortdaure, aber doch bereits die ersten Schritte zu Friedensunterhandlungen geschehen waren. Jetzt verschwand die Bestürzung, welche die Kunde von dem Unheil erregt hatte, und neue Hoffnungen keimten empor.

Nur auf Nachrichten von den ihrigen warteten die Frauen noch, um sich ganz der Freude hinzugeben. Da trafen eines Abends zwei Briefe zugleich ein; der eine, von Jaromirs Hand, war an Lodoiska, der andere von Rasinski an seine Schwester gerichtet. Dies fiel auf, da sonst Alles in Rasinski's Briefe eingeschlossen zu sein pflegte. Lodoiska war in der Vesper; die Gräfin öffnete daher nur den Brief Rasinski's an sie; er war vom 15. September, dem Tage nach dem Beginn des Brandes, datirt und lautete:

„Theuerste Schwester!"

„Wir sind, was unsren Theil anlangt, einem großen

Unheil auf die wunderbarste Weise entkommen. Moskau steht halb in Flammen! Es herrscht eine beispiellose Verwirrung. Wir mußten aus der Stadt aufs Feld hinausrücken und stehen jetzt im Lager. Ich benutze diese erste Minute, die ich gewinne, Dir zu melden, daß wir Alle leben und unversehrt sind. Wann der Brief abgehen wird, weiß ich nicht. Obrist Regnard, dem ich eben sprach, besorgt ihn zur Feldpost."

„Dein Bruder."

Doch in dem Briefe lag noch ein besonderes, geschlossenes Zettelchen mit der Aufschrift: „Für Dich allein."

Wir vermissen Jaromir! Verschweige dies Lodoisken. Daß er verunglückt sei, ist fast undenkbar. Ich mußte ihn mit einer Meldung zum Marschall Mortier senden; so kam er von mir ab. In der ungeheuern Stadt, bei der grenzenlosen Verwirrung aber ist nichts leichter, als sich zu verirren. Morgen hoffe ich, sind wir wieder beisammen. Ich schreibe dies nur Dir, weil ich Dir heilig versprochen, niemals etwas zu verhehlen. So darfst Du mir auch glauben, daß ich nichts für Jaromir fürchte."

Als die Gräfin den verschlossenen Zettel gelesen hatte, glaubte sie natürlich, der zugleich mitgekommene Brief Jaromirs werde seine Vermissung erklären. Sie hielt ihn mit der größten Wahrscheinlichkeit für später geschrieben und nachträglich zur völligen Beruhigung Lodoiskas abgesandt. Darum freute sie sich auf die Rückkehr derselben, um sie mit dem Briefe zu überraschen. Marie theilte diese Meinung. Nach einer kurzen halben Stunde kam Lodoiska zurück. Die Gräfin trat ihr mit dem Briefe entgegen, hielt ihn halb scherzend, denn sie war in sehr froher Stimmung daß ihr nun auch die letzten Bekümmernisse vom Herzen ge-

nommen waren, in die Höhe, und rief: „Was gibst Du mir für diesen Brief, Lodoiska?“

„Von Jaromir?“ rief sie mit vor Freude glänzenden Augen; dabei zog sie verlangend die emporgehobene Hand der Gräfin mit der Linken herab und schmeichelte ihr mit der Rechten. Ein herzlicher Kuß war der Lohn, den das glückliche Mädchen für den Schatz gab. Dann öffnete sie hastig, mit Wangen, die hoch von Freude und Erwartung geröthet waren, den Brief und hielt ihn gegen das Licht, um ihn zu lesen. Aber als sei sie plötzlich an den Rand eines entsetzlichen Abgrunds gerathen, schauerte sie zusammen, wurde blaß wie der Tod, ließ die Hände kraftlos herabsinken und das Papier fallen. Ein Schrei, den sie ausstoßen wollte, erstickte in der beklemmten Brust; ihre Stimme wankte, und noch ehe die Gräfin und Marie ihr zu Hülfe eilen konnten, sank sie bewußtlos zu Boden.

„Um des Himmels Willen, was fehlt Dir?“ rief die Gräfin und suchte mit Mariens Hülfe, die angstvoll herbeigeeilt war, die Niedergesunkene emporzurichten; nur mühsam gelang es, sie auf das Sopha zu bringen. Die Gräfin schellte nach Hülfe. Marie nahm den entfallenen Brief vom Boden auf und sah, indem sie einen flüchtigen Blick darauf warf, daß er nur eine Zeile enthielt. Sie wagte ihn nicht zu lesen; doch die Gräfin nahm denselben ohne Bedenken und las ihn. Er enthielt nichts als die Worte:

„Heuchelnde! Treulose! Wir sind auf ewig geschieden!“

„Jaromir.“

Beide Frauen waren sprachlos, erstarrt vor Erstaunen.

„Der Schlag mußte die Arme freilich zu Boden schmettern,“ sprach die Gräfin mit dem Tone innerster Empörung. „Darauf konnte sie nicht gefaßt sein! Es ist unwürdig, ab-

ſcheulich, ein Frevel ohne Maaß und Gleichen!" In heftiger Bewegung ging ſie auf und ab im Zimmer; Marie las zu ihrer eignen Überzeugung das unheilvolle Blatt noch einmal und legte es dann mit zitternden Händen, wie entſetzt vor dem kalten Eishauch, mit dem dieſe Zeilen erſtarrend in die warme Bruſt der Liebe eindrangen, zurück. „O, Du Unglückſelige," ſprach ſie, indem ſie ſich über das Haupt der Ohnmächtigen beugte, „wie ſollen wir Dir den Schmerz dieſer Kunde lindern!"

Lodoiskas Mädchen war eingetreten. Sie erſchrak über den Anblick ihrer Gebieterin.

„Die Gräfin iſt plötzlich unwohl geworden; ſie muß zu Bett gebracht werden. Caſimir ſoll zum Arzt eilen. Beſtelle dies und komm eilig zurück." Auf dieſe mit mühſamer Faſſung und Kälte geſprochenen Worte der Gräfin verließ das Mädchen den Salon wieder. Marie hatte indeſſen Lodoiskas Schläfe mit kaltem Waſſer genetzt, um ſie zur Beſinnung zurückzubringen. Die Gräfin ging noch immer heftig auf und nieder. „Darin erkenne ich die Männer! Ihre eigne Schlechtigkeit öffnet ihr Herz jedem unwürdigen Argwohn! Wer hätte ahnen ſollen, daß auf dieſer reinen Seele der ſchwärzeſte Verdacht ruhen könnte! Dies Herz, das ſich in der Gluth ſeiner Liebe verzehrte, wird der Treuloſigkeit angeklagt! Abſcheulich! Unerhört! Grenzenlos abſcheulich! Und welche Beweiſe kann der leichtſinnige Frevler, der mit roher Ferſe die Blüthen ſeines eignen, unnennbaren Glückes in den Boden ſtampft, für ſeine namenlos ſchwere Anklage haben? Ein Gerücht, einen verläumderiſchen Brief, die boshafte Erzählung irgend eines ehrloſen oder bis zum Verbrechen leichtgeſinnten Kameraden!"

Sie trat vor Lodoiska hin, deren Bruſt ſich unter den leiſen Athemzügen — Marie hatte ihr das Kleid geöffnet —

kaum zu regen schien. „Wie dieser reine Engel schlummert! Selbst das entsetzliche Gespenst des Schreckens, das sie so plötzlich niederwarf, hat ihre holdseligen Züge nicht entstellt. Ein Blick auf ihr Bildniß hätte den Beweis ihrer Schuldlosigkeit gegen tausend Zeugen geführt! — Hast Du sie gemordet, hast Du dies zarte Leben zerknickt mit dem Streich den Deine wilde Hand blind geleitet darauf führte, so möge Dich ihr Bild als ein Gespenst des Schreckens verfolgen!"

„Nein, nein, sie lebt, sie athmet, sie wird erwachen, wir werden sie trösten, beruhigen!" entgegnete Marke mit von Thränen erstickter Stimme. „Alles wird sich lösen; auch dieses entsetzenvolle Mißverständniß."

„Hier kann kein verworrenes Gewebe mehr gelöst werden! Der Knoten ist mit ehernem Schwert durchhauen, alle zartesten Fäden, die zwei junge Herzen verknüpften, sind zerrissen! Wo ein so finstrer Geist des Argwohns in das Heiligthum der Liebe, des Vertrauens einbrach, da vertilgen sich seine Spuren nie. Überzeugt kann Jaromir werden, daß Lodoiska kein Sonnenstäubchen der Untreue, der Falschheit in ihrem reinen Busen trug; überzeugt wie von dem Glanz der Gestirne am ewigen, klaren Himmel! Doch der schöne, heilige, unverbrüchliche Glaube Beider aneinander ist vernichtet, ist gemordet. Eine geschehene That, ein gesprochenes Wort, sie sind unwiderruflich, unwiderbringlich wie die entflohenen Minuten. Was Du auch thust, um Versäumtes nachzuholen, um eine Schuld zu versöhnen: es ist nur ein hohler Trug und Schein; die Versäumniß, das Verbrechen sind begangen, sie bleiben unabänderlich, und keines Gottes Macht vermag die ewigen Schriftzüge in dem Buche des Vollbrachten zu löschen!"

Das Mädchen trat wieder ein; Lodoiska wurde in ihr

Gemach, zu Bett gebracht. Marie ſetzte ſich zu ihr und lauſchte auf den wiederkehrenden Athem, auf das Aufſchlagen ihres Auges. Die Gräfin ſtand in ernſter, tiefer Trauer ſchweigend am Fuße ihres Lagers und heftete die dunklen Blicke unverwandt auf die Lebloſe.

Endlich öffnete ſie das holde Auge wieder, blickte ſchmerzlich auf, reichte dann den lieben Pflegerinnen die Hände dar und ſprach leiſe, aber aus tiefſter Bruſt: „O, ich bin grenzenlos elend!“

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Nacht hatte sich schon herabgesenkt, ein rauher Sturm brauste über die Felder und sauste hohl in den dunklen Kronen hoher Fichten, als Rasinski mit der kleinen Schaar seiner Getreuen, die er nicht mehr sein Regiment zu nennen wagte, den Bivouac erreichte. Man war müde bis zur Erschöpfung, die Glieder erstarrten in dem naßkalten Winde.

„Hier in dieser Hügelsenkung," befahl Rasinski, „wollen wir lagern. Wenigstens haben wir hier Schutz vor dem Winde." Die Reiter schwenkten links ein.

Es war die in zwei Hügelspitzen vorspringende Ecke eines alten, düstren Fichtenwaldes, die Rasinski zu seinem Lagerplatze ausersehen hatte. Hohe Bäume standen auf den ziemlich steilen, wiewohl niedrigen Anhöhen, die eine fast ringförmige Schlucht mit ihrer hohlen Krümmung umschlossen. Die Wipfel der uralten Stämme kreuzten sich, so schmal war die Höhlung, über derselben; niedriges, schwarzes Kiefergebüsch klimmte die Höhe hinan.

Gegen den Herbstwind gewährte der Raum freilich einigen Schutz, doch war er feucht und kalt, da die Sonne

kaum in Sommertagen durch die düstren Kronen der Riesenfichten dringen mochte, geschweige jetzt im Spätherbst. Nur einige Birken mit dem weißen Stamme und dem blaßgelben, welken Laub standen wie Gespenster auf dem dunklen Hintergrunde.

„Ein guter Hinterhalt," sprach Bernhard beim Einreiten durch die enge Mündung der Schlucht.

„Ja, für eine Räuberbande möchte er gelegen sein," erwiderte Rasinski.

„Freilich," antwortete Bernhard, „wenn wir Alle beisammen wären, würde die Lagerstätte zu schmal ausfallen; doch für hundert ist allenfalls Raum hier."

„Halt! Front! Abgesessen!" commandirte Rasinski. „Hier am Saume des Hügels herunter steckt die Piketpfähle ein und zieht die Stallleinen. Wir lagern gleich dahinter. Zwölf Mann zum Fouragiren, zwölf zum Holzfällen, zwölf zum Wasserholen. Die Andern besorgen indessen die Pferde!"

Nachdem die Befehle gegeben waren, setzte sich Rasinski, unmuthig, müde, auf einen dichtbemoosten Baumstamm, der an der Erde lag. Er stützte die Hände auf den zwischen die Kniee gestellten Säbel und blickte düster vor sich hin.

„Wo soll ich unser Feuer machen lassen?" fragte Bernhard.

„Wo Du willst! — Dort unter der großen Fichte!"

Rasinski blieb in Gedanken versenkt, unbeweglich sitzen, während Bernhard mit einigen Leuten die Anstalten zur Einrichtung der Lagerstelle für ihn traf. — Schwere, düstre Ahnungen bewegten die Seele des tapfren Kriegers! Er sah finster wie die Nacht und der Wald rings umher! Bald trieb ihn die Unruhe auf. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Bisweilen gab er in kurzen, bestimmten Wor-

ten einen Befehl; denn wie unruhig es in ſeinem Innern wogte, ſein aufmerkſamer Blick beobachtete Alles, was rings um ihn her vorging.

„Willſt Du nicht kommen, Dich am Feuer zu lagern?“ unterbrach ihn Bernhard nach einigen Minuten. „Sieh, es brennt ſchon luſtig und beleuchtet die alten Baumſtämme und die lang übergeſtreckten Rieſenarme der Zweige auf wunderbare Weiſe. Wenn wir nicht ſo verkrummt und verklammt wären von dem eiskalten Winde, ich hätte Luſt, dieſe Baumgruppen zu zeichnen.“

„Ob Boleslav und Ludwig heute nicht endlich zurückkehren werden? — Ich bin geſpannt auf Nachrichten von Jaromir!“ antwortete Raſinski, als habe er Bernhards Worte gar nicht gehört.

„Schlage Dir das aus dem Sinne, Raſinski,“ ſprach Bernhard in bittendem Tone; „es iſt ein Fiebertraum, weiter nichts! Eine ſolche Höllennacht wie die erſte, die Jaromir in Moskau zubrachte, muß verrückte Einbildungen des Gehirns erzeugen. Dann die Lage in dem Lazareth, verlaſſen von allen Freunden, unter dem Jammer der hülflos Verwundeten — gieb Acht, ſo wie er hergeſtellt iſt, ſo wie ſeine Sinne wieder klar ſind, hört der ganze düſtre Traum auf!“

„Ich habe den Brief nicht abgeſandt,“ ſprach Raſinski nach einer Pauſe. „Ich konnte ihn nicht abſenden!“

„Und Du thateſt Recht! Du handeltеſt nach dem richtigen Glauben; weshalb willſt Du nach dem Wahn fühlen?“

„Für die That,“ erwiderte Raſinski, „bedurfte ich der Gewißheit; um die Sorgen meiner Bruſt zu wecken, hätte die Hälfte der Anzeichen genügt. Ja, ich glaube, Jaromir hat irgend eine geheime Schuld gegen Lodoiska begangen, und es iſt nicht nur ein Fiebertraum, der ſie ihm vorſpie-

gelt. Erſt jetzt kommt mir in den Sinn, was er mit Ludwig am Abende vor dem Brande geſprochen. Zu jener Stunde war er noch nicht krank. Keine Brandwunde folterte ihn mit ihren Schmerzen, keine übermäßige Abſpannung der Kräfte hatte ihn zum Tode erſchöpft, die furchtbaren Bilder der Schreckensnacht erfüllten ſeine Seele noch nicht, und doch —“

„So weit ich Ludwigs Erzählung zu deuten vermag,“ meinte Bernhard, „zweifelte er damals an Lodoiskas Liebe. Dies mag ein Argwohn ſein, wie ihn der Zufall in dieſer Stunde in dem jungen, heftig liebenden Gemüth erzeugen konnte. In der nächſten Minute ſchämte er ſich deſſen; klagte ſich ſelbſt an. In dieſer Stimmung ſeiner Seele fielen die furchtbaren Ereigniſſe jener Nacht. Dieſe Erinnerungen trug er in ſeinen Fieberwahn hinüber und bildete ſie zu einer ſchwarzen, unabbüßbaren Schuld aus. So ſchrieb er ihr den Brief, der Dich ſo beunruhigt. Wenn Ludwig und Boleslav zurückkehren, werden ſie uns gewiß Auskunft geben; denn ihnen hat Jaromir zuverläſſig davon geſagt.“

„Mich friert. Wir wollen uns an das Feuer lagern. Auch bin ich müde. Verdrießlicher Krieg! Man liegt den ganzen Tag auf dem Pferde, ſieht den Feind an und ſchlägt ſich nicht. Es iſt ein großes Ereigniß, wenn ein Koſack einen Piſtolenſchuß abwartet! — Ja, wenn unſre Pferde noch ſo friſch wären, wie an dem Tage, wo wir über die Weichſelbrücke ritten, dann ſollten dieſe Neckereien bald aufhören! — Weißt Du, daß man murmelt, die Friedensunterhandlungen ſeien geſcheitert? Ich glaube, Kutuſow wußte das längſt! Es geſchieht nicht ohne Abſicht, daß man ſie in die Länge zieht, bis der Winter uns hier überfällt. Auch in dieſer Beziehung erwarte ich Boleslavs Rückkehr von Moskau mit großer Spannung. Ich will hoffen, daß es ihm gelungen

ſei, wenigſtens einiges von dem, was wir ſo dringend bedürfen, herbeizuſchaffen."

„Wenn mir Ludwig ein Paar neue Stiefeln mitbrächte," ſcherzte Bernhard, „würde er mir freilich beſſer auf die Beine helfen, und einen Pelz ſtatt des zerriſſenen, halb verbrannten Mantels könnte ich auch gebrauchen!"

„Sprich nicht leicht hin, Bernhard," erwiderte Raſinski ernſt; „Du haſt noch nicht erfahren, wie grimmig der ſcharfe Zahn der Noth packen kann. Ich, der ich oft geſehen, wie ſchwer ſich beſſer gerüſtete als wir gegen ſie vertheidigen, ich muß ernſtliche Sorge tragen, daß wir ihren tauſend verwundenden Waffen nicht ſo viele Blößen geben. Schon jetzt wirft der Nachtfroſt uns die Leute aufs Krankenlager, jetzt, wo es uns nicht an Holz mangelt. Aber wenn der Winter hereinbräche, wenn —"

„Je nun, ich meine, wir würden uns dann nach Moskau ziehen? Funfzehn Werſt werden wir doch noch marſchiren können?"

„Meinſt Du?"

Ein ausgeſtellter Poſten rief: „Wer da!"

„Gut Freund von Moskau!" lautete die Antwort.

„Das iſt Boleslav!" rief Raſinski freudig und ſprang auf.

Im nächſten Augenblicke ſprang Boleslav vom Pferde und begrüßte die Freunde.

„Und wo iſt Ludwig! Und was bringſt Du Gutes von Jaromir?" fragten Bernhard und Raſinski faſt zu gleicher Zeit.

„Zuerſt die Dienſtangelegenheiten," entgegnete Boleslav. „Ich bin glücklich geweſen. So groß die Noth und der Zudrang ſind, habe ich doch einigermaßen für die Bedürfniſſe

unſrer Leute ſorgen können. Deine Freigebigkeit, Raſinski, ſetzte mich in den Stand, die höchſten Preiſe zu zahlen."

„Laß das, laß das!" unterbrach ihn dieſer.

„Ich wurde mit zwei Juden einig. Sie haben mir achtzig Paar Stiefelſohlen und dreißig Paar neue Stiefeln geſchafft. Doch konnte ich nur ſechzig Mäntel auftreiben, und meiſt alte, doch noch brauchbare, ein Theil dicht gefüttert. Auch erſtand ich drei Schafpelze, die freilich vielleicht ſchon ſeit Jahren auf dem Leibe ruſſiſcher Bauern geſeſſen haben; aber ſie ſind doch, ſo theuer ich ſie bezahlte, nicht zu verachten. Der Winter wird kommen, und wir Polen kennen ihn wenigſtens halb. Die Franzoſen, ſcheint es, wollen noch gar nicht glauben, daß das heitre Herbſtwetter, das wir bis jetzt hatten, ein Ende nehmen könnte. Ich ſagte ihnen, ſie möchten nur drei Nächte hier bivouakiren."

„Nun, und wo ſind die Sachen?"

„Ludwig escortirt den Transport mit den Leuten. Sie kommen auf einem Wagen, den ich requirirte. Ich bin vorangeritten. Wenn ſie uns nur bald finden in dieſem Schlupfwinkel."

„Der Wind trieb uns hieher," antwortete Raſinski. „Wir wollen den Kommenden einige Leute entgegenſenden. Bernhard, wähle einige Mann aus, die bis an die große Straße gehen und ſich aufſtellen." — Bernhard ging. —

„Wohl! Das wäre trefflich beſorgt," fuhr Raſinski jetzt zu Boleslav fort. „Es that uns Noth. Haſt Du alles Geld ausgegeben?"

„Nicht ganz; ich konnte nicht ſo verſchwenderiſch mit dem Deinigen umgehen. Du opferſt Dich für Alle! Ich habe noch vierzig Dukaten übrig."

„Pfui, Boleslav! Nur hier hätteſt Du nicht ſparſam ſein ſollen. Wenn Du wollene Strümpfe gekauft hätteſt!"

„Die waren nicht zu haben. Dafür hätte ich das letzte Geld weggegeben. Doch die andren Sachen sind wahrlich noch nicht so nothwendig! Du mußt doch etwas für Dich behalten! Es ist so schwer, hier wieder Geld zu erlangen!“

„Wenn ich's für meine Kameraden verwende, trägt es mir die sichersten Zinsen, Boleslav. Ich weiß, sie werden mich nicht verlassen in der Noth, und der Mantel, den ich dem Soldaten heute kaufe, bedeckt mich selbst morgen, wenn die Nacht rauh ist, und der treue Kamerad sieht, daß sein Führer dessen bedarf. Aber würde mich die volle Börse erwärmen?“

„Du giebst in Deiner Großmuth Alles hin!“ rief Boleslav. „Doch es wäre gegen meine Ehre und mein Gewissen, wenn ich Deine Güte so mißbrauchte. Auch wir andren Offiziere müssen ja einen kleinen Theil an dem haben, was für die Leute geschieht. Ich bringe Dir nur zurück, was wir zu ergänzen für Pflicht hielten.“

„Also Ihr, die Ihr wenig habt, wollt Euch opfern!“

„Nun erzähle uns von Jaromir,“ unterbrach Bernhard, der eben wieder herantrat, das leise geführte Gespräch zwischen Rasinski und Boleslav.

„Nachher; zuerst noch etwas Wichtiges. Die Friedensunterhandlungen sind abgebrochen.“

„Dacht' ich's doch!“ rief Rasinski lebhaft.

„Kutusow hat den König von Neapel plötzlich angegriffen und zurückgeschlagen. Der Kaiser erhielt die Nachricht grade als er im Kreml die Truppen des Ney'schen Corps besichtigte. Sofort rief er aus: „Also Krieg! Wohl denn, es sei!“ Es folgte Befehl auf Befehl. Morgen Abend bricht das Heer auf, nach Kaluga zu. Wir und alle Truppen, die nordöstlich standen, rücken morgen wieder vor Mos-

kau und schließen uns dann dem großen Heere an. Ich bringe Dir diese Ordre!"

„Also wird der Kampf erneuert!" rief Rasinski; „ich ahnte es wohl. Jetzt müssen wir uns eine Bahn nach den südlichen Provinzen brechen. Dort ist Hoffnung, daß wir noch vor dem Winter festen Fuß fassen, oder wenigstens Kiew gewinnen, um daselbst zu cantonniren. Es war hohe Zeit! Nun, Gott sei Dank, daß es endlich entschieden ist! Wenn der Krieg sich dorthin wendet, so habe ich noch Hoffnung. Der Winter tritt in jenen Gegenden wenigstens einen halben Monat später ein und ist um vieles milder. Auch ist das Land reich und wird uns besser ernähren als die Wüste, die wir bisher durchwandert haben. Diese Nachricht ist etwas werth! — Nun aber sprich auch von Jaromir. Ist er hergestellt?"

Boleslav stockte einen Augenblick. „Ja," sprach er dann mit ernster Miene; „wenn wir das hergestellt nennen dürfen! Seine Brandwunden sind geheilt, das hitzige Fieber entflohen, ja, er fühlt sich sogar stark genug, um mit uns zu marschiren. Er will nicht im Nachtrab des Heeres bleiben; auch, glaube ich, hat er Körperkräfte genug wieder gewonnen. Doch —"

„Nun?"

„Seine Seele ist finster, der heitre Glanz seines Auges erloschen, die reine Stirn umwölkt. Es ist unser frischer, fröhlicher Jaromir nicht mehr! Ich fürchte —" hier stockte Boleslav.

„Der Kaiser," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „hat ihm den Orden der Ehrenlegion geschickt. Er hat ihn mit den Worten zurückgewiesen: „Mich leitete nur der Zufall; ich darf dies Zeichen nicht annehmen. Der Kaiser spare es mir auf, bis ich eine That gethan." — Keine Gegen-

vorstellung vermochte etwas über ihn; er blieb unerschütterlich. Und Du weißt, mit wie brennender Begier er seit Jahren nach diesem Zeichen strebte, wie er es mir beneidete!"

„Ich weiß, ich weiß!" sprach Rasinski. „Es ist ein Dunkel in seiner Seele, das alle Flammen des brennenden Moskau nicht zu erhellen vermögen! — Hat er Euch von dem Briefe an mich gesagt?"

„Kein Wort."

„Doch muß er ihn grade einen Tag vor Eurer Ankunft geschrieben haben."

„Was enthielt der Brief?" fragte Boleslav.

„Höre." Rasinski nahm den zusammengefalteten Brief aus seinem Portefeuille und las:

„Rasinski!"

„Du warst mein zweiter Vater; — ich nenne Dich heute zum [illegible]en Male mit diesem theuren Namen; denn von nun an wirst Du nur noch mein Befehlshaber sein; das darfst Du; denn die Ehre des Soldaten habe ich nicht verloren. Doch bitte ich Dich noch um einen letzten Dienst Deiner alten, väterlichen Freundschaft. Sende diesen Brief an Lodoiska. Dreimal schrieb ich ihr reuig, flehte um ihre Vergebung; es geschah noch in den verwirrenden Träumen der Krankheit; aber ich vernichtete die Briefe wieder, ich sandte keinen ab. Die Krankheit ist gewichen; jetzt weiß ich, was ich thue, und handle, wie ich muß."

„Jaromir."

„Und was schreibt er an Lodoiska? Ich bitte Dich, verhehle mir das nicht," fragte Boleslav hastig und schien zu zittern.

Rasinski entfaltete einen zweiten Brief und las:

„Lodoiska!“

„Geschieden sind wir auf ewig, aber durch meine Schuld. Wirf meinen Ring in den Strom; ich schleuderte den Deinigen in einen tieferen Abgrund! Antworte mir nicht; denn Du könntest mir im Übermaaß Deiner Himmelsgüte vergeben wollen; ich aber darf mir nicht vergeben lassen. Mich strafe denn auch die Qual Deines ewigen Schweigens, wie ich mich auf ewig aus Deinem Angesicht verbanne!“

„Jaromir.“

Boleslav heftete die düstren Blicke sprachlos auf den Boden; ein furchtbarer Sturm kämpfender Gefühle regte die Fittige in seiner Brust. Jaromir zerriß das Band, das ihn an Lodoiska knüpfte! Ein Stern der Hoffnung glänzte zwischen finstrem Wettergewölk und warf seine milden Strahlen in Boleslavs Herz. Sollst Du aus demselben Becher die berauschende Seligkeit trinken, der den Mund vergiftet! Indem Deine Lippe seinen Rand mit schauernder Wonne berührt, erbleicht die des Freundes und schließt sich auf ewig! — Nein, Boleslav. Sei es die schwarze Natter der Schuld, die ihre Ringe um seine Brust schlägt; seien es düstre Träume, die seine Seele in ihre verworrenen Gewebe beklemmend einspinnen, Dir darf keine Blüthe aufsprießen aus dieser unheilvollen Saat! Sei ein Mann. Wende den Blick ab von der Himmelspforte, die sich Dir zu öffnen scheint! Es ist ein Trugbild; Du darfst nicht eintreten; der rosige Morgenschimmer, in den Du Deine heiße Brust kühlend zu tauchen wähnst, ist nur der Wiederschein verborgner Flammen des Abgrunds. Folgst Du der Lockung, überschreitest Du die heilige Grenze, so stürzest Du hinab zur ewigen Qual. Es giebt hier kein Schwanken für Dich. Die

Braut, der der Freund entsagt, sei Dir noch heiliger, als die, welche er an sein Herz schließt. Jeder andre Gedanke, jede andre Hoffnung ist Verrath an dem heiligen Gesetz der Freundschaft!

In der Feuerprobe dieser Gefühle, die Boleslavs Brust durchstürmten, stählte sich das edle Herz zur festen Willenskraft der Entsagung.

„Nun," fragte Rasinski nach langer, ernster Pause, „was meinst Du zu diesem Briefe? Ist er ein Erzeugniß des Fieberwahns? Oder lastet wirklich ein Verbrechen gegen seine Liebe auf Jaromirs Herz?"

Boleslavs Antwort wurde durch ein lautes „Wer da?" das Ludwigs Ankunft meldete, abgeschnitten. Die Freunde begrüßten ihn herzlich. Doch traten jetzt die Pflichten des Dienstes ein; die Kleidungsstücke, die Ludwig brachte, mußten in Empfang genommen und vertheilt werden; dies verursachte ein Geschäft, das über eine Stunde dauerte. Während dessen war die spätere Nacht hereingebrochen, und die ermüdeten Krieger bedurften der Ruhe. Bernhard befragte Ludwig zwar um Jaromirs Zustand; doch dieser wußte nicht mehr als die Andren. Mit eisernes Verschlossenheit hielt der Jüngling das Geheimniß in seiner Brust; denn er wollte nur die Strafe seines Vergehens, nicht die verzeihende Entschuldigung, nicht das Mitleid, nicht die Vergebung.

Zweites Capitel.

Es war am 18. October Abends, als endlich das französische Heer die Hauptstadt der Zaaren, in der es viel zu

lange oder viel zu kurze Zeit verweilt hatte, zu verlassen anfing. Noch aber hatte der Kaiser nicht den Gedanken fassen können, daß er sich zurückziehen müsse vor der Übermacht der Natur und den unerschöpflichen Mitteln, die sie dem Feinde darbot, während sie ihm selbst nur unübersteigliche Hindernisse in den Weg thürmte; sondern er dachte noch daran, das Heer Kutusows, welches bei Kaluga stand, anzugreifen, es zu schlagen, sich eine Bahn in die südlichen Provinzen zu eröffnen, seine Reserven heranzuziehen, seine Communicationen mit Polen zu vervielfältigen und zu sichern, den rechten Flügel der Armee zu seinem Stützpunkt zu machen und sich so bis zur besseren Jahreszeit im Herzen des feindlichen Landes zu behaupten. Zwar hatten sich schon manche Stimmen für den Rückzug vernehmen lassen, hatten in ahnungsvoller Besorgniß, daß das bleiche Schreckensgespenst des Winters unvermuthet dasein werde, auf die Beschleunigung desselben gedrungen; doch der Rath, der dem kühnen Sinne des Kaisers am meisten zusagte, wenngleich nur der verwegenste, nicht der vernünftigste, behielt die Oberhand.

Am Morgen des 19. Octobers, eines heitren Herbsttages, verließ Napoleon selbst Moskau. Obwohl schon die ganze Nacht hindurch der Ausmarsch des Heeres gedauert hatte, so drangen doch noch immer die Massen aus den Thoren der halb in Schutt liegenden Stadt hervor. In unabsehbaren Reihen zogen sie sich auf der breiten Heerstraße hin. Nicht sowohl die Zahl der Krieger bildete den unermeßlichen Zug, als die unzählbaren Wagen mit Beute beladen, die Menge der Kanonen und Munitionswagen, die man nicht zurücklassen durfte. Von beiden Seiten brachen daher die Colonnen der Infanterie und der Cavallerie aus und zogen, wo es das Terrain irgend gestattete, über die Felder neben

der Heerstraße hin, um den gebahnteren Weg für die Fuhrwerke frei zu machen. Dennoch stopfte sich der ungeheure Troß. Selbst der Kaiser mit seiner Begleitung konnte nicht Raum finden, so hatten die Wagen sich ineinander verfahren. In diesem Augenblicke war es, wo Rasinski, der die Nacht dicht vor den Thoren Moskaus bivouakirt hatte, mit seiner kleinen Schaar durch eine Seitengasse der Vorstadt kam, um sich dem Zuge anzuschließen. Er mußte halten und sah den Kaiser dicht vor sich; in seinen Zügen drückte sich der Unwille über den Aufenthalt aus, den er erfuhr; mit Mißvergnügen betrachtete er diese Überzahl von Wagen. Er warf auch seinen scharfen Blick zu Rasinski hinüber, der ihn mit Ehrfurcht begrüßte. Doch sprach er nicht, sondern schien nur die geringe Anzahl Reiter, die noch von dem Regimente übrig waren, mit sorglicher Berechnung zu überzählen. Endlich wurde die Bahn geöffnet und er sprengte mit seiner Begleitung davon.

Rasinski mit seinen Leuten konnte jedoch noch nicht einrücken, sondern mußte auf einen günstigeren Augenblick harren, um die Wagenreihe zu durchbrechen. Es war ihm lieb, weil er noch Jaromir erwartete, den Ludwig aus dem Lazareth, in welchem er als Kranker gelegen hatte, abholte. Denn der Befehl zum Aufbruch war so rasch gekommen, daß man Jaromir nicht benachrichtigen konnte, sondern Boleslav für das Gepäck und die Pferde desselben Sorge tragen mußte. Sie wurden ihm durch seinen Reitknecht vorgeführt, und er hatte nichts weiter zu thun als aufzusitzen. Ludwig war von Rasinski deshalb mit zu ihm gesandt worden, um ihn mit ernstlichen Freundeswarten zu dem Entschluß zu bringen, die geheimnißvolle Hülle, mit der er das Geschehene verbarg, wenigstens für einen Freund zu heben. Bei dem wahren väterlichen Antheil, den Rasinski an Lodoiska wie

an Jaromir nahm, lag ihm die Sorge um diese Beiden so am Herzen, daß sie selbst durch diese entscheidenden Kriegsereignisse, die sich so plötzlich gestaltet hatten, nicht verdrängt werden konnte. — Jetzt gewahte er die Kommenden von weitem, sie sprengten rasch auf die Harrenden zu. Jaromir ritt nach dem üblichen Ceremoniel des Dienstes auf Rasinski zu und meldete sich als hergestellt und in die Reihen der Krieger wieder eintretend. Er sah noch bleich aus, ja er schien sich sogar nur mühsam grade und fest im Sattel zu halten; seine Sprache hatte etwas Gedämpftes, das Feuer des Auges war erloschen.

Rasinski nahm keine dienstliche Haltung an, sondern reichte ihm mit väterlicher Theilnahme die Hand und sprach: „Sei uns willkommen, Jaromir; wir haben um Dich gefürchtet; sei herzlich begrüßt."

Bei diesen, mit dem Tone inniger Rührung ausgesprochenen Worten verlor Jaromir die feste Haltung, die er gewaltsam anzunehmen bemüht gewesen war. Zwar blickte er den wohlwollenden Freund ernst an; doch konnte er einer Thräne, die aus den matten Augen hervordrang, nicht gebieten. Nur zitternd reichte er ihm die Hand hin und wagte es nicht, den herzlichen Druck Rasinski's zu erwiedern. „Sei streng, sei hart mit mir; ich bin keiner Güte mehr werth," sprach er mit verzagender Stimme.

Rasinski's geübtes Auge sah dem Jüngling bis in die tiefste Seele hinein; jetzt ward es ihm unumstößlich klar, daß nicht ein verwirrendes Trugbild, sondern eine wirkliche Schuld die Seele des Unglücklichen verfinsterte. Der Augenblick war günstig; er sah ihn weich; jetzt konnte er sein Vertrauen gewinnen. Doch mußte er damit eilen, ehe der Entschluß hartnäckigen Schweigens wieder die Oberhand in dem Jünglinge gewann.

„Boleslav," rief er daher diesen an, „führe die Leute dort die zweite Gasse hinunter und suche das Feld zu gewinnen. Dann bleibe rechts der Straße. Hier könnten wir noch einen halben Tag warten, ehe wir uns Bahn machten. Ich selbst werde mit Jaromir hinter den Gärten herum reiten und treffe Euch auf dem Hügelrande vor der Stadt wieder." Er winkte Jaromir, sprengte mit diesem die Gasse hinunter und ritt nicht eher langsam, als bis sie dem Felde nahe zwischen Gartenzäunen ihren Weg völlig einsam machten.

„Hat Ludwig nichts über Dich gewonnen, Jaromir?" redete er ihn jetzt ernst, aber sanft an. „Willst Du keinem Deiner Freunde, selbst mir nicht, der ich Dich Sohn nennen kann, Vertrauen schenken? Welche Schuld wirfst Du Dir vor? Ist sie eine Einbildung Deines fieberkranken Gehirns? Oder ist sie wirklich? Wenn gleich Du auch von dem letzten überzeugt bist, muß ich doch das erste glauben; denn der Mann, hat er gefehlt, so bekennt er es frei und offen."

„Will ich's Euch denn verbergen?" rief Jaromir aus. „Will ich denn besser scheinen als ich bin? Nein, ich will mir nur die Buße auflegen, meine Reue und Schaam allein zu tragen; ich will nicht, daß es Eurer mitleidigen Güte zuletzt gelingen soll, mich zu überreden, es dürfe mir vergeben werden. O, verkenne mich nicht, Rasinski! Sieh keine Feigheit in dem Entschlusse, stumm, allein zu büßen, was ich ohne Mitschuldige verbrach!"

Rasinski zog den Brief an Lodoiska hervor. „So nimm diesen Brief zurück; ich darf ihn nicht absenden."

„Wie? Du hast es nicht gethan?" rief Jaromir außer sich.

„Sende ihn selbst!"

„Ach, Rasinski, Du mußt es thun; denn sie wird keinen Brief mehr öffnen, den ich ihr sende!"

„Wie? Weshalb nicht!"

„Wenn Du mir denn gelobst willst, diesen Brief, von Deinen väterlichen, tröstenden Worten begleitet, zu ihr zu senden, sobald Du vermagst, so will ich meine Lippen gegen Dich öffnen. Aber darauf gieb mir Deine Rechte, Du darfst mich nicht wankend machen in meinem Entschlusse!"

Rasinski versprach es; Jaromir gestand jetzt, wie er durch Françoise Alisette getäuscht, umstrickt, gefallen war. Ein dunkler Purpur der Schaam röthete seine bleichen Wangen bei der Erzählung.

„Armer Freund!" rief Rasinski. „So wurdest Du das Opfer einer schlauen Buhlerin! — Du hast gefehlt, schwer gefehlt; aber nicht unversöhnlich! Lodoiska wird Dir vergeben, wie ich es thue. Ich will ihr schreiben."

„Das sollst Du nicht," rief Jaromir heftig; „Du hast mir gelobt, nach meinem Willen zu handeln. Meinen Brief sendest Du ab; doch Du mußt Deine Hand dazu leihen, denn sonst weist sie ihn unerbrochen zurück."

„Woher vermuthest Du das?"

„Weil ihre beleidigte Würde es nicht anders zuläßt. Ach, ich sagte Dir noch nicht Alles! Nach jener unseligen Stunde, wo ich in gleicher Verblendung des Schmerzes und des Glücks, von den dunklen, noch unerkannten Furien gegeißelt, rastlos umherirrte, empfing ich den letzten Brief Lodoiskas. In ihm leuchtet der reine Glanz der Heiligen; doch mein Wahnsinn sah nur den blendenden, gleißnerischen Schimmer der Hölle. Ich antwortete auf der Stelle, hieß sie eine unwürdige Heuchlerin und zerriß unsren Bund. Mit eigner Hand gab ich den Brief noch spät am Abend, nachdem mich Ludwig verlassen hatte, auf die Feldpost. Glaubst Du nun, daß Lodoiska nach diesem Briefe noch einen von mir öffnen werde?"

„Schrieb ſie Dir ſeitdem?“

„Ich erhielt keine Zeile; ich erwartete keine.“

Raſinski hatte in dieſer ganzen Zeit gleichfalls keine Briefe erhalten; doch bei der Unpünktlichkeit der Feldpoſten erklärte er ſich dies dadurch, daß ſie verſpätet oder verloren gegangen ſein dürften. Dennoch glaubte er jetzt, daß Lodoiska, zumal durch den edlen Stolz der Gräfin bewogen, eine ſolche Anklage mit ſchweigender Verachtung zurückgewieſen haben dürfte.

„Ich werde,“ antwortete er nach einigem Beſinnen, „Deinen Brief abſenden; an meine Schweſter will ich ihn richten und ihr ſchreiben, daß Dein Schickſal in Lodoiskas Großmuth ruhe!“

„Nein, das ſollſt Du nicht, das darfſt Du nicht, das iſt wider Dein Verſprechen. Flehe ich ihre Engelsgüte an, ſo wird meine Reue Heuchelei, und ich verliere das Letzte, Einzige, was ich noch an mir achten darf: den Entſchluß, die Kraft, zu büßen. Willſt Du nicht, daß ich in gerechter Selbſtverachtung mein entwürdigtes Leben von mir werfe, ſo erfülle, was Du verſprachſt. Du ſelbſt mußt es ausſprechen, daß unſer Bund unwiderruflich zerriſſen iſt; weigerſt Du mir das, ſo — Nein, Du thuſt es nicht! Ich müßte dann einen Weg gehen — mich ſchwindelt, daran zu denken — aber ich müßte!“

Raſinski ſchüttelte ernſt das Haupt und ſeufzte. — „Nun wohl denn, ich will thun, was Du verlangſt; Du ſollſt den Brief an meine Schweſter Johanna leſen; aber Du wirſt Lodoiskas Herz brechen!“

„Das habe ich längſt gethan!“ rief Jaromir verzweiflungsvoll und legte die Rechte, ſeine Augen bedeckend, an die glühende, ſchwere Stirn.

Sie ritten nun ſtumm nebeneinander hin.

Jetzt erreichten sie die Anhöhen. Heiliger Gott, welch ein Anblick! In drei breiten Strömen ergoß sich der ungeheure Troß der Krieger und Wagen durch das Gefilde. Unversiegbar schienen sie aus den Trümmern Moskaus hervorzudringen; im blauen Duft und Nebel verloren sich ihre äußersten Spitzen am Horizont. Dabei war noch zur Rechten und Linken das Brachfeld weit mit zerstreuten Reitern und Fußgängern überdeckt, die den dichteren Hauptstrom umschwärmten.

Rasinski hielt auf der Höhe. Trotz des Umweges war er doch rascher vorwärts gekommen, als selbst der Kaiser; denn er erkannte an den zahlreichen weißen Federbüschen ihn und sein Gefolge noch weit unten am Hügel, mitten im Getümmel der Wagen. Auch Boleslav sah er in der Ferne; er marschirte schon auf freiem Felde an der rechten Seite der Straße, wo man des ungebahnten Weges halber einzeln reiten mußte.

„Wo soll das hinaus!" sprach Rasinski, als er den Zug überschaute, „Wie soll ein Heer mit solchem Troß sich bewegen! Mein Trost ist der, daß der erste Angriff der Kosacken uns mindestens von der Hälfte dieses lästigen Überflusses befreien wird. Wie die Habgier blind Alles zusammengerafft hat! Wie sich der Geiz mit der unnützen Bürde belastet, unter der er erliegen muß!"

„Mich sollte es wundern, wenn der Kaiser nicht, sobald wir das freie Feld erreichen, den ganzen Troß verbrennen ließe," sprach Jaromir, der mit theilnahmlosen Blicken das ganze Getümmel überschaute.

„Das wird er nicht," entgegnete Rasinski; „denn er mag dem Soldaten, der zwei Drittheile Europas mühselig durchwanderte, den Lohn der vielfach versprochenen Beute nicht entziehen. Doch glaube mir, noch ehe der Tag vor-

über iſt, werden die Unſrigen ſelbſt ihren Ballaſt auszuwerfen anfangen. Sieh nur jene beiden Leute dort! Es ſcheinen mir Offizersbediente zu ſein. Haben ſie ſich nicht ſelbſt vor eine Handſchleife geſpannt und ziehen die Laſt mühſelig nach? Nicht ſechs Stunden weit reichen ihre Kräfte; aber von der Habſucht geblendet, vergeſſen ſie, daß der Weg zwiſchen hier und Paris achthundert Lieues lang iſt! Und dieſe Maſſen von hochbelaſteten Wagen, wo ſollen ſie Raum und Zeit finden, ſich aufzuſtellen? Wie lange werden die Axen halten? Und wenn eine bricht, wer ſchafft eine andre herbei? Kaum die Artillerie vermag es. — Der Kaiſer ſieht dieſen Troß mit Mißbehagen; allein er überläßt es der Zeit, die Habgierigen über die Unmöglichkeit ihrer Unternehmung zu belehren. Dort fällt ein Wagen! Siehſt Du? — Gieb Acht, der läßt auf dieſer Stelle, eine halbe Stunde von Moskau, ſchon Alles zurück, was er vielleicht bis nach Paris zu führen gedachte.“

Der Wagen, den Naſinski ſtürzen ſah, war mit erbeuteten Geräthen überladen geweſen; es brach eine Axe und er lag nun im Wege. Sogleich ſtopfte ſich der ganze Zug; die Nachdrängenden ſchrieen unwillig: „Vorwärts!“ denn Jeder ahnte, daß man in dieſem Getümmel alle Kräfte aufbieten müſſe, um vorzudringen. Die Maſſe hinderte ſich ſelbſt in der Bewegung; der Einzelne war daher froh, wenn ein Zufall die Zahl der Wagen verminderte. Als dem umgeſtürzten Fuhrwerk nicht ſogleich aufgeholfen werden konnte, und auch zum Ausbeugen kein Raum blieb, rief einer der nachfolgenden Wagenführer: „Werft das Gerümpel aus dem Wege! Hier muß Jeder ſehen, wie er fortkommt. Wir können nicht einen halben Tag auf den einen warten. Faßt an, Kameraden, ſpannt die Pferde aus und werft den ganzen Plunder ins Feld!“ Sogleich fanden ſich zwanzig, dreißig, funfzig Leute, um der Aufforderung zu folgen. Vergeblich

tobte und fluchte der Eigenthümer des Wagens und suchte seine Beute zu vertheidigen. In zwei Minuten war er von allen Seiten umringt und der Wagen nicht nur von allem geplündert, was er enthielt, sondern die Pferde ausgespannt, die Räder abgezogen und das Gestell in seine Theile zerstückt über Seite geworfen, so daß die Bahn für die Nachfolgenden frei wurde. Die heulende Wuth, in die der Beraubte ausbrach, wurde durch das Hohngelächter der Übrigen übertäubt; Niemand bekümmerte sich um den ganzen Vorfall, noch hielt es der Mühe werth, den gewaltsam Geplünderten in Schutz zu nehmen, der zuletzt froh sein mußte, seine Pferde gerettet zu haben.

„Wenn das am ersten Tage des Ausmarsches, vor den Thoren Moskaus, geschieht;" bemerkte Rasinski, „was läßt sich erwarten, wenn erst der Feind diese schwerfälligen Massen bedroht! Jener Marodeur hat nichts gerettet als seine beiden abgemagerten Pferde! Die Andren dürfen froh sein, wenn ihnen nur das gelingt beim ersten Scheinangriff, den funfzig Kosacken wagen!" „Der Kerl, der jetzt heult und flucht, ist der Glücklichste von Allen; denn er ist die nutzlose Plackerei zuerst losgeworden. Er wird schon heute hinlängliche Gelegenheit finden, sich an der Schadenfreude über Andre, vielleicht über eben die, die ihm das Unrecht zufügten, zu entschädigen. Und ehe acht Tage vergehen, sage ich Dir, preist er sein Schicksal, welches ihm die vergebliche Mühe, seine Bürde fortzuschleppen, abgenommen hat. Der Unterschied ist nur der: er verliert heute, was die Andren morgen und übermorgen preisgeben müssen; zum Genuß der Beute wird von Tausenden nicht Einer kommen."

Boleslav mit den Reitern hatte jetzt den Hügel erreicht; er gewann Terrain, um sie in Sectionen aufmarschiren zu lassen, und rückte so auf den Punkt zu, wo Rasinski hielt.

Dieſer ſetzte ſich an die Spitze der Seinigen und ritt, die Freunde dicht um ihn, weiter neben der Straße hin. Der Weg auf der Anhöhe, den ſie nahmen, geſtattete ihnen fortwährend den Überblick des ganzen Zuges.

„Es iſt mir lieb," ſprach Bernhard, „daß wir faſt die Letzten ſind. Denn ich glaube nicht, daß die vorn marſchirenden Regimenter ſich einen Begriff davon machen, welch einen Drachenſchweif ſie nachſchleppen; und der Anblick iſt doch luſtig genug. Der Hexenzug auf dem Blocksberge kann nicht abenteuerlicher ausſehen als die Maskerade hier unter und neben uns. Beim Thurmbau zu Babel hat man nicht in ſo vielen Sprachen geflucht als hier, und ein tauſendjähriges Polizeiregiſter aller in London geſtohlenen Sachen wäre ein Wiſch, den der Wind wegweht, gegen das Inventarium dieſes Zigeunerameublements. Ich glaube, es giebt keinen kupfernen Keſſel, keine Bratpfanne, keinen alten Dreifuß, keine Feuerzange und keinen Beſenſtiel mehr in ganz Moskau, ſo viel Gerümpel iſt auf dieſe Wagenburg geladen! Sieh nur," wandte er ſich zu Jaromir, um deſſen finſtres Angeſicht aufzuheitern, „ſieh nur dort die Wagenreihe, bei der der Kaiſer gleich ankommen wird. Ich glaube, es iſt eine Amazonengeſellſchaft, denn ich ſehe faſt lauter Weiber dabei, und coſtumirt ſind ſie, als wollten ſie ein morgenländiſches Prachtſtück aufführen, etwa die Turandot."

„Es werden, däucht mir, die Schauſpieler ſein, welche in Moskau waren," bemerkte Ludwig.

Bei dem Worte Schauſpieler fuhr Jaromir zuſammen und warf einen haſtigen Blick hinüber auf den Troß; ein wilder, kalter Grimm füllte ſeine Bruſt. Aliſette konnte dabei ſein! Er mußte es vermuthen!

Seit jener Schreckensnacht hatte er nichts wieder von ihr vernommen; Regnard hatte, es iſt ſchwer zu ſagen ob

großmüthigerweise, oder ob im Gefühl seines Unrechts, oder ob aus Mitleid mit Jaromir, den Vorfall nie wieder berührt, obgleich er zweimal ins Lazareth gekommen war, um kranke Offiziere seines Regiments zu besuchen, die daselbst lagen, wobei er natürlich auch Jaromir sehen mußte. Regnard war sonst in Ehrensachen mehr als pünktlich, doch die erschütternde Wendung, welche das Ereigniß, worüber er sich anfänglich beleidigt fühlte, für Jaromir wie für Françoise Alisette genommen hatte, machte dies absichtliche Vergessen natürlich. Ob seine Verbindung mit dieser — denn er war es, der sie unterhielt und ihr Kommen nach Moskau veranlaßt hatte — noch fortdauerte, oder ob er die Treulose jetzt ihrem Schicksal überließ, wußte Jaromir nicht; ja nicht einmal, ob sie sich in jener Nacht gerettet habe, würde er erfahren haben, wenn nicht eine zufällige Erwähnung des Mädchens durch einen Offizier von Regnard's Regiment ihm bewiesen hätte, daß sie noch lebe. Jetzt war sie vielleicht kaum hundert Schritte von ihm! Da die Straße sich trennte und Rasinski nur den günstigen Augenblick erwartete, um dieselbe zu gewinnen, konnte es sich fügen, daß er sie wieder von Angesicht zu Angesicht sehen mußte. Der Gedanke stürmte seine Brust wieder in wilde Wogen empor. Er fühlte, daß, wäre ihm die Verrätherin unvermuthet entgegengetreten, er seine Herrschaft über sich selbst verloren haben würde. Jetzt, durch Bernhards Wink aufmerksam gemacht, hatte er Zeit sich vorzubereiten. Er beschloß, sie mit der kältesten Verachtung keines Blickes noch Wortes zu würdigen, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe bringen sollte.

Bernhard und Ludwig ritten dem düster Schweigenden zur Seite. Rasinski hatte ihnen und Boleslav nur in einem flüchtigen Worte zugeraunt, daß er Jaromirs Geheimniß jetzo kenne. Er schien sich eine nähere Mittheilung für ge-

legenere Zeit zu verſparen. Der Antheil der Freunde an dem Schickſal ihres treuen Genoſſen war eben ſo warm geblieben als zuvor, da ſie ihn keiner Schuld zeihen konnten, ſondern nur das unbeſchreiblichſte Unglück für ihn fürchteten. Bernhard, deſſen ſcharfem Blick ſelten eine phyſiognomiſche Andeutung entging, bemerkte die Veränderung in Jaromirs Zügen, als er der Schauſpielertruppe gedachte, augenblicklich. Er hatte jedoch keine Ahnung davon, daß Aliſette in Moskau ſei, denn nach dem Brande hatte er im Ganzen nicht zwei Tage dort zugebracht, weil das Regiment ſogleich einen Bivouac vor der Stadt bezog und fünf Tage ſpäter in die nördliche Vorpoſtenlinie rückte. Allein ſein ſcharfer, zur Enthüllung von Intriguen beſonders begabter Verſtand, gab ihm ſogleich dunkle Vermuthungen der Wahrheit. Doch verrieth er dieſelben nicht durch das mindeſte Zeichen, ſondern fuhr in ſeinen Bemerkungen über das Schauſpiel um ihn her fort.

„Was mag dort unten ſo glänzen?“ fragte er plötzlich. „Ich glaube, es iſt der goldne Zauberſpiegel aus Tauſend und eine Nacht der dort auf dem achtſpännigen Wagen liegt, oder ein Bündel Blitze, oder eine Feuergarbe als Probe von dem Brande?“

Auch Ludwig und Raſinski blickten dahin; denn in der That blitzte zwiſchen den ſchwarzen Geſtalten, die den Zug unten bildeten, etwas wie eine ſtralende Sonne hindurch. Doch hinderte die Menge der ſich vorbeidrängenden Reiter und Wagen, den Gegenſtand zu erkennen. Als ſich einen Augenblick lang eine Lücke bildete, gewahrte man aber, daß es ein ungeheures goldnes Kreuz ſei.

„Es iſt,“ ſprach Jaromir mit ernſtem Tone, „das Kreuz des heiligen Iwan, welches auf dem Thurm des Kremls ſtand. Die Ruſſen verehren es als das höchſte Heiligthum, als das Palladium der Stadt. Aus meinem Fenſter konnte

ich die Abnahme deſſelben ſehen. Es war ein grauer Tag; die Abenddämmerung hatte ſchon begonnen. Zahlloſe Raben kreuzten die Luft und flatterten krächzend um den hohen glänzenden Gipfel. Man hatte ein Gerüſt gebaut, Leitern angelegt, Winden aufgeſtellt, Seile gezogen; die Arbeiter waren ununterbrochen thätig — doch die Schaar der Raben wich nicht, ſondern umſchwirrte mit ihrem heiſeren Geſchrei bald in weiten, bald in engeren Kreiſen das ſtralende Kreuz. Unter meinem Fenſter ſtand ein Haufe von Ruſſen; es waren auch viele Weiber dabei. Sie kreuzten die Arme über die Bruſt, beugten ſich ehrfurchtsvoll und murmelten leiſe Gebete. Eines der Weiber, groß, abenteuerlich gekleidet, ein rothes Tuch gleich einem Turban um das graue Haar gewunden, ſtand unter ihnen, hob die Hände hoch empor, machte allerlei wunderliche Zeichen und ſprach in unverſtändlichen Worten mit beſchwörendem Ton. Der Anblick hatte etwas Grauenhaftes. Als jetzt die Winden anrückten und das Kreuz ſich zu ſenken begann, da erhob die Schaar ein lautes Geheul, ſchlug ſich die Brüſte, raufte ſich das Haar und ſträubte wie entſetzt auseinander. Es ſchien, ſie hatten gehofft, durch ihre Gebete und Beſchwörungen das Heiligthum zu retten, und waren nun außer ſich vor Grauſen, da ſie daſſelbe unter entweihenden Händen fallen, ihre Götter beſiegt ſahen. Indem erſchallte in der Luft ein lautes Krächzen und Rauſchen; das ganze Volk der Raben, wie erſchreckt, daß ihre alte Zufluchtsſtätte, das Kreuz, unter dem ſie ihre Neſter ſeit Jahrhunderten gebaut hatten, plötzlich trügeriſch wanke, flatterte aufgeſcheucht hinweg und zog in ſchwarzem Gewimmel unter den grauen Wolken dahin!"

„Ein Nachtſtück!" warf Bernhard hin. „Das Weib was Du ſchilderſt, däucht mir, hätte ich auch geſehen, gleich am erſten Tage in Moskau, auf den Mauern des Kreml.

Sie ſah wahrlich aus wie eine Drudenmutter oder Hexe von Endor.“

Die Andren ſchwiegen; doch fühlte Jeder ſeine Bruſt von einem eignen Grauen bewegt, zumal da Jaromir mit ſo ernſt düſtrem Ton, wie vordem niemals, ſprach, und ſeine bleichen Lippen und Wangen, ſein dunkel verglimmendes Auge das Herz der Freunde mit ſchauerlichem Gram erfüllte.

Bernhard hing mit unverwandten Blicken an ſeinem Antlitz. Wohin war dieſe blühende Jünglingsgeſtalt geſchwunden! Selbſt das lockige, blonde Haar ſchien matt herabzuſinken von der Scheitel. Sieht er ſich ſelbſt denn noch ähnlich? fragte ſich Bernhard. Wenn du ihn neben das Bild ſtellteſt, das du in Warſchau von ihm gezeichnet, würdeſt du es denn noch erkennen? — Er legte dem Jüngling die Hand treuherzig auf die Schulter. „Richte Dich auf, Freund, raffe Dich zuſammen! Denke nicht an traurige Zeichen. Vor uns liegt der Krieg, da braucht man Muth und Kraft. Was warſt Du für ein Soldat! Ich wurde muthig, wenn ich Dich ſah, jetzt könnteſt Du mich verzagt machen. Friſch, Bruder meines Herzens, ſchüttle herab, was Deinen edlen Nacken beugt, und richte das Haupt wieder ſtolz empor!“

Jaromir wollte eben antworten, als eine Wendung des Zuges um einen Hügel, der auf einige Augenblicke die große Straße ganz verdeckt hatte, die Reiter grade auf dieſelbe zuführte. Da Raſinski eben eine Lücke wahrnahm, wodurch er ſich zwiſchen die Reihe der Wagen ſetzen konnte, befahl er Galopp zu reiten und ſprengte ſelbſt voran.

Auf dieſe Weiſe wurde das Geſpräch, welches Bernhard begonnen hatte, unterbrochen. Die Abſicht Raſinski's gelang; er brach unverſehens in die Lücke ein und war bald mit ſeinen Leuten auf der Straße, ſo daß er jetzt den Zug

der Wagen theilte. „So," sprach er zufrieden, „nun können wir doch wenigstens auf der Straße bleiben, so lange es uns gefällt, und sie verlassen, wenn es uns gut dünkt."

Doch wie es bei solchen Märschen zu gehen pflegt, stockte die Bewegung bisweilen; man mußte mehrere Minuten halten, dann wieder rasch nachreiten. Dies machte den Marsch sehr unangenehm; auch hatte er sein voriges Interesse verloren, da man jetzt nicht mehr den Zug der Wagen weit übersah, sondern nur die nächsten Gegenstände überblickte.

Der Kaiser war noch hinter Rasinski's Leuten; dicht vor ihnen fuhr eine Reihe Wagen mit erbeuteten Fahnen bedeckt; türkische, tartarische, russische Trophäen erblickte man in buntem Gemisch durcheinander.

„Platz, Platz für den Kaiser!" wurde von hinten her gerufen, und Rasinski ließ seine Leute abbrechen, um die halbe Wegbreite zu gewinnen. Der Kaiser kam von Weitem herangesprengt; doch plötzlich ritt er im Schritt und schien sich mit Leuten, die auf einem Wagen neben ihm befindlich waren, zu unterhalten. Der Führer desselben trieb seine Pferde an, um mit dem rascheren Schritte des Rosses, auf welchem der Kaiser saß, zu wetteifern. So kam der Wagen nach und nach vor und fuhr an der Seite der polnischen Reiter vorbei, so daß diese zur Linken blieben, während Napoleon zur Rechten des Fuhrwerks ritt, auf welchem drei wohlgebildete Frauen und ein Kind saßen. Als der Kaiser sich der Stelle näherte, wo Jaromir ritt, blickte dieser nur scheu zu ihm hin; denn halb wäre er erfreut gewesen, halb hätte es ihn gepeinigt wiedererkannt zu werden. Doch der Kaiser war im Gespräch mit einer, in einen schönen Pelz dicht eingehüllten Dame begriffen, die ihrer Kleidung nach die Frau eines höheren Offiziers zu sein schien.

„Ihr müßt den Muth nicht verlieren," sprach er; „im

künftigen Winter können wir in Petersburg nachholen, was wir in Moskau versäumt haben. Glückliche Reise!" Mit diesen Worten sprengte er dahin, ohne Jaromir zu bemerken. Doch die junge Dame wandte sich jetzt zur Linken. Allmächtiger Himmel! Es war Alisette!

Sie erschrak, erblaßte und richtete den Blick vor sich nieder. In Jaromirs Seele gährte es kochend auf. Zorn und Schauder wechselten wie Eis und Gluth in demselben Augenblicke in seiner Brust. Doch er bezwang sich mit Gewalt; nur einen verachtenden, vernichtenden Blick warf er ihr, die verstohlen das Auge zu ihm erhob, zu und wandte dann sein Roß ab. Alisette zog den Schleier über ihr Antlitz und suchte die Gluth des Zorns und der Schaam, welche ihre Wangen färbte, in seine dichte Hülle zu verbergen. Noch hatte Niemand Andres sie erkannt; jetzt wollte sie auch von Niemand mehr erkannt sein. Sie nahm daher das Töchterchen ihrer Schwester, welches sie mit sich führte, auf den Schooß und beschäftigte sich mit demselben, bis Rasinski mit seinen Leuten einen Vorsprung vor dem nunmehr wieder langsamer vorrückenden Wagen gewonnen hatte. Da bald darauf neben der Straße sich ebner Boden fand, auf dem man rascher vorrücken konnte, brach Rasinski wieder zur Rechten aus und suchte die Spitze der Colonne zu gewinnen. Denn es war sein hauptsächlichstes Bestreben, die regelmäßigen Truppen zu erreichen und sich seinem Corps anzuschließen, hinter welchem er des weitren Marsches halber seit gestern Abend zurückgeblieben war.

Siebentes Capitel.

Sieben Tage waren verſtrichen, ſeit der Kaiſer Moskau verlaſſen hatte. Das Heer ſtand bei Malo-Jaroslawez, welches am Tage zuvor geſtürmt worden war. Man erwartete geſpannt den Befehl vorzurücken, und hoffte ſich noch vor Kaluga mit Kutuſow's ganzer Stärke zu meſſen. In einer kleinen, elenden Hütte, die Raſinski zur Wohnung genommen hatte, harrten Ludwig, Bernhard, Jaromir und Boleslav auf ſeine Rückkehr aus dem Hauptquartier, wohin er noch am ſpäten Abend geritten war.

Den Freunden war jetzt Jaromirs Schmerz und ſeine Veranlaſſung, ſo wie Aliſettens Anweſenheit beim Heere kein Geheimniß mehr. Oft hatten ſie ihn zu tröſten, zu beruhigen verſucht, doch vergeblich. Tief vergiftet war der reine Born ſeines Lebens; die Qual zehrte in ſeiner Bruſt und drohte den Jüngling zu zerſtören. Boleslav empfand Jaromirs Schmerzen in ſeiner reinen, edlen Seele faſt ſo tief als dieſer ſelbſt. Gewöhnt an den männlichen Kampf der Selbſtüberwindung, hatte er den letzten, entſcheidenden Sieg über ſich gewonnen und dadurch war ihm, mitten in der Trauer, im ernſten Gram eine freudige Kraft in die Seele gedrungen, die ſtets der Lohn ſittlicher Siege iſt. Es war ſein wahrhaftes Beſtreben, Jaromir wieder mit der Geliebten zu vereinigen, das zerriſſene Band neu anzuknüpfen. Streng verbarg er es, welche Flamme in ſeinem Herzen für Lodoiska glühe; mit reiner Freundeswärme ſuchte er die welken Keime der Hoffnung in der Bruſt des Freundes neu zu beleben, die geſunkenen Blüthen ſeines Glückes mit dem Thau des Troſtes zu erfriſchen. Auch Ludwig und Bernhard nahmen reinen Antheil der Liebe an Jaromir und hatten ihm ſeine

Schuld in milder Seele vergeben; doch Beide waren noch durch ihre Erlebniſſe in Moskau ſo wie durch die ganze Betrachtung ihres eignen, ſeltſam verſchlungenen Geſchicks zu tief aufgeregt, um ſich ganz in die Seele des Freundes zu vertiefen. Boleslav dagegen wurde eben durch das Band der gleichen Liebe mächtig zu Jaromir hingezogen; er trug gleiche Schmerzen mit ihm, und darum verbanden ſich die Seelen Beider jetzt am innigſten. Er liebte edel, uneigennützig, wie großgeartete Seelen müſſen; deshalb ſtand nicht der eigne, ſondern der fremde Schmerz in ſeiner erſchütternden Größe zunächſt vor ihm. Er gedachte der einſamen, verlaſſenen, durch Jaromirs Verurtheilung ſeiner ſelbſt ganz vernichteten Lodoiska. Weil er ſie mit heiliger Gluth, verſchwiegen liebte, ſchien es ihm Beruf und Pflicht, wenn er es vermöchte, ihr Glück wieder herzuſtellen; denn er war feſt überzeugt, daß die Liebe alles verſöhnen kann, wenn ſie der Reue die vergebende Hand reicht. Darum ließ er nicht ab, lindernde Worte des Troſtes in des Freundes Herz zu flößen. Wie der weiche Tropfen den Felſen höhlt, ſo, hoffte er, werde es ihm endlich gelingen, die eherne Unerbittlichkeit Jaromirs gegen ſeine Schuld zu beſiegen, die Eisrinde, mit der er ſeine gequälte Bruſt ſelbſtpeinigend umgeben hatte, zu ſchmelzen. Ach, das Herz des Unglücklichen mußte ja erſtarren in dieſer ſelbſtgeſchaffenen Qual; hätte es ſich aus warmen Wunden verbluten dürfen, es wäre noch glücklich zu nennen geweſen. Aber dieſes kalte Gift, das er tödtlich in ſich trug, warf die Seele auf eine namenloſe Folter, die der Freund mit dem Gequälten empfand.

Boleslav trat mit Jaromir hinaus vor die Hütte, die auf einer kleinen Anhöhe lag. Man überblickte in dem trüben Licht des ſchon ſinkenden Mondes ein weites, ebenes Feld, mit lagernden Kriegern und zahlloſem Feldgeräth bedeckt; die

Louza umschloß diese Ebene mit ihrem gekrümmten Strom. Hinter derselben erhoben sich steile, mit düstrer Tannenwaldung gekrönte Anhöhen. In jenen Wäldern stand Kutusow in fester, unangreifbarer Stellung. Vor den Höhen lagen die rauchenden Trümmer von Malo-Jaroslawez, das gestern der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes gewesen war, der jedoch nur das Vorspiel zu einer größeren Schlacht zu sein schien.

„O daß wir an dem Kampfe dort nicht Antheil haben konnten," seufzte Jaromir; „es liegen dort so Viele, die die Sonne heut so gern wieder begrüßt hätten!"

Boleslav verstand den Freund.

„Ist das nun wohl recht und gut, Jaromir?" sprach er sanft aber ernst. „Gedenkst Du derer nicht mehr, die in bittren Thränen um Dich trauern würden?"

„Hast Du Dir nie den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde gewünscht?" rief Jaromir heftig.

Boleslav schwieg einen Augenblick; er fühlte sich getroffen, denn in seinem düstern, verschwiegenen Gram hatte er freilich diesen Wunsch in der Brust gefühlt. Doch war es einer, wie so viele, die nur in der Ferne aufsteigen, die eine heilige Scheu vor dem Unrecht uns nicht mit vollem Ernst fassen läßt. — „Ich habe ihn oft in mir bezwungen," erwiderte er; „und das fordre ich von Dir."

„O Boleslav," seufzte Jaromir, „Du konntest das wohl leichter als ich!"

Diese Worte drangen in Boleslavs innerste Seele; ein unnennbarer Schmerz zuckte ihm durch die Brust. Er durfte nicht darauf antworten, ohne sich zu verrathen. — „Und wenn Du auch Recht hättest, Jaromir; es ändert nichts für Dich. Sei ein Mann; wolle leben und handeln; nicht die Buße, die That versöhnt.

„Beides," sprach Jaromir finster.

„Wenn jetzt Lodoiska vor Dich träte und, sanft wie sie ist, spräche: Ich habe Dir vergeben, denn die Liebe vergiebt tausend und tausend Mal — aber komme wieder an mein Herz, zertritt nicht alle Blüthen meines Glücks!"

Jaromir sah ihn starr an, ein Schauer schüttelte ihn, plötzlich rief er in wildem Schmerz und Hohn zugleich: „Sonne, leuchte mild wie der Mond, Strom, fließe das Gebirg hinan, Pfeil, wende dich im Flug, Minute, kehre zurück aus dem unendlichen Raum der Vergangenheit! O Boleslav! Fühlst Du denn nicht, daß Du das Unmögliche denkst? Habe ich denn die Blüthen ihres Glücks nicht zertreten? Ist denn die That nicht geschehen? — Die Reine, Schuldlose, Heilige klagte ich des Verbrechens an, das ich selbst in derselben Minute beging! Meine Treulosigkeit könnte sie verzeihen; aber nie darf sie vergeben, daß ich den Glauben an sie verlor — nie darf ich diese Vergebung annehmen."

„O ihr dürft es Beide, glaube das mir, mir —!"

„Du hast nicht geliebt, Boleslav;" rief Jaromir. „Du weißt nicht, wie schwer die Verbrechen sind, die wir an der Geliebten begehen!"

„Jaromir! Ich weiß, wie unerschöpflich die vergebende Kraft des Herzens ist!"

„Liebe kann sich nicht mit Verachtung paaren." Er stieß diese Worte wild heraus, starrte auf den Boden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, als wolle er sagen: Versucher weiche von mir!

„Lodoiska hat Dich keinen Augenblick verachtet, sie hat nur bittre Thränen um Dich geweint," entgegnete Boleslav mit Ernst. „Und statt ihre Thränen zu trocknen, zertrittst Du jetzo kalt ihre Brust."

„Ich zog nur rasch den Pfeil aus der Wunde und

ſparte ihr die längere Qual! Habe ich ſie tödtlich verletzt — ſo wird ſie jetzo ſchnell dahinſinken, und — ihr Blut kommt dann über mich! War die Heilung möglich, ſo war ſie es nur ſo. Mit dem Geſchoß in der Bruſt windeſt Du Dich noch einige qualvolle Stunden hin, aber leben kannſt Du dennoch nicht. Entſcheidung iſt beſſer!"

„Der Schmerz verdunkelt Deinen Blick. Traue dem Auge des Freundes!"

„Boleslav, ich muß Dir's wiederholen, hier entſcheidet nur ein Herz, das liebt!"

„Und wer ſagt Dir," rief jetzo der Freund in hingeriſſenem Schmerz, „wer ſagt Dir, daß ich — nie geliebt hätte," ſetzte er mit unterdrückter Stimme hinzu.

„Alſo auch Du? Und ohne Glück, ohne den ſchönen Zweig von dem Blüthenbaum zu brechen?" antwortete Jaromir ſanft und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Dann laß uns Leidensgefährten ſein! — Warum haſt Du nicht Lodoiska geliebt! Mit Dir wäre ſie glücklich geworden, Du biſt ſo viel beſſer als ich — ja Du biſt gut, Du hätteſt die reine Heilige nie geläſtert!"

Der emporbrängende Schmerz preßte Boleslavs Bruſt zuſammen; und er durfte ihm nicht den erleichternden Strom in die Bruſt des Freundes öffnen! Beide hielten ſich innig umfaßt.

„Aber Du haſt dennoch Recht, geliebter Bruder!" unterbrach Jaromir endlich die Stille; „der Wunſch des Todes iſt verbrecheriſch, denn er iſt der Wunſch der feigen Seele. Eine ſchwere Schuld laſtet auf meiner Bruſt, aber ich will ſie durch ein thatenvolles Leben abtragen. Dem Vaterlande will ich's vergelten, was ich an ſeiner reinſten, ſchönſten Tochter verbrach. Steh' Du mir bei; richte mich auf durch Deine edle Kraft, wenn ich in meiner Schwachheit verzage und zu-

rückſinke, ſei mein Beiſpiel, mein Führer! Du warſt es ja ſchon ſeit langen Jahren, denn ſtets eiferte ich Dir nach. Wie beneidete ich Dir dieſes Kreuz auf Deiner Bruſt, wie ſtrebte ich, es gleich Dir zu verdienen! Und ſo muß es wieder werden. Du ſollſt mich nicht mehr unkräftig, nicht mehr in Gram verſunken ſehen. Zwar die jugendliche Lebensluſt röthet meine Wange nicht mehr, denn ihre Flügel ſind gebrochen; ich zeige Euch keine glatte Stirn mehr. Doch ich will auch nicht! Fort damit! Narben und Furchen ernſter Männlichkeit ſollen ſie ſchmücken, meine Wange ſoll ſich bräunen im Brand der Sonne, im rauhen Strom der Lüfte. Das will ich, Boleslav! Dazu fühle ich eine neue Kraft in meinen Adern rinnen — aber was Du forderſt, was Du hoffſt — Davon nichts mehr!"

Der Galopp und das Schnauben eines Pferdes unterbrachen die nächtliche Stille. Es war Raſinski, der den Hügel heranſprengte. Jaromir und Boleslav traten ihm entgegen, er begrüßte ſie, ſprang vom Pferde und gab das Thier raſch weg. „Füttre es ab," rief er dem Reitknecht zu, „wir werden bald aufbrechen!"

„Geht es vorwärts," fragte Jaromir, als ſie in die Hütte getreten waren, mit einem Anflug der Freude; denn er glaubte ein günſtiges Zeichen darin zu ſehen, wenn ſich ſchnell die Gelegenheit böte, ſeinen raſchen Entſchluß durch die That zu bewähren.

„Vorwärts? Das Wort werden wir für dieſen Feldzug verlernen müſſen," entgegnete Raſinski finſter. „Dem Kaiſer fehlte noch etwas am Ruf eines großen Feldherrn! Er hatte noch keinen berühmten Rückzug aufzuweiſen. Von heute an wird man davon ſprechen können!"

Die tief gefurchte Stirn, der düſtre Blick, mit dem Ra-

finski diese Nachricht gab, regte ein banges Vorgefühl in denen an, die ihn umstanden.

„Zurück sollen wir? Nach Moskau? Oder wohin?" fragte Boleslav erstaunt.

„Nach Moskau? Um auf den Trümmern des Kreml unsre Fahnen aufzupflanzen?" entgegnete Rasinski. „Habt Ihr den dumpfen Knall, die bebende Erschütterung der Erde von ehegestern schon vergessen? Es war Mortier, der die alte Burg der Zaaren in die Luft sprengte. Gestern Mittag empfing der Kaiser die Nachricht, die Kosacken schwärmen jetzt schon wieder in den Trümmern Moskaus umher und halten die Nachlese der Beute. Mortier ist nach Werreja aufgebrochen; er hat den General Winzingerode gefangen genommen. Das die neuesten Nachrichten von dort; die neuesten von hier, daß wir in einer Stunde gleichfalls aufbrechen, um uns nach Smolensk zu ziehen."

„Unmöglich!" rief Jaromir.

„Bis Mitternacht ist Kriegsrath gehalten worden; der Rückzug wurde beschlossen. Es ging stürmisch zu. Der König von Neapel wollte Kutusow angreifen. Bessières, der seine Stellung recognoscirt hat, erklärte sie für unangreifbar. Der Kaiser sprach: „Wir haben genug für den Ruhm gethan, es ist an der Zeit auch für die Sicherheit etwas zu thun." Davoust wollte, daß wir uns wenigstens auf Platof und seine Kosacken werfen und uns den Weg nach Medyn bahnen sollten. Der Kaiser entschied für den Rückzug über Mosaisk. Wir werden also die traurige Straße zurückmessen, die wir vor zwei Monaten durchwanderten."

„Der Kaiser auf dem Rückzuge!" rief Jaromir und blickte Rasinski staunend an, als könne er es noch nicht glauben.

„Und so wäre der blutige Sieg von gestern also ein

vergeblicher gewesen!" fragte Boleslav und bewegte ernst das Haupt.

„Er wird den Thaten des Kaisers wenigstens einen ewig denkwürdigen Grenzstein gesetzt haben," entgegnete Rasinski. „Ich habe das Schlachtfeld gesehen. Es sieht grauenvoll aus! Blutende, Verstümmelte winden sich noch jetzt unter den rauchenden Trümmern hervor. In Rußland giebt es keinen Sieg, über den die Menschheit nicht schaudert. Hier ist die Flamme stets der wuthbegierige Kampfgenoß des Schwertes! So führte der Scythe Krieg, der vor Jahrtausenden diese Steppen durchstreifte. — Doch welche Thaten sind hier wieder gesehen! Der muthige Delzons greift an der Spitze seiner Krieger an; eine Kugel streckt ihn nieder. Der Soldat, der seinen Führer fallen sieht, stutzt, schwankt, weicht; die Russen dringen vor. Delzons' Bruder wirft sich allein in die Dampfwolke der feindlichen Feuerschlünde, um wenigstens den Leichnam zu retten. Er umfaßt ihn mit seinen Armen, hebt ihn empor; da trifft auch ihn eine mörderische Kugel, er sinkt mit der theuren Last zu Boden, und der letzte Schlag seines Herzens klopft gegen die erkaltete Brust des Bruders. — Die italienischen Recruten haben zum ersten Male gefochten, wie junge Löwen, die die erste Beute jagen. Keine Nation ist tapfer; alle sind es, von Tapfren geführt!"

„Und der Kühnste führt uns jetzt zum Rückzuge! rief Jaromir unwillig.

„Wer weiß, ob nicht eben dazu der Kühnste nothwendig ist," antwortete Rasinski ernst. „Zum Ruhm, zum Siege ließen sich die Völker leicht vom Ebro bis zur Moskwa führen, ohne daß die Flamme ihres Muthes erlosch. Wird die Gluth aber nicht erkalten, wenn nur noch der Ruhm des heldenmüthig ausdauernden Märtyrers zu erwer-

ben iſt? Wird ſie Nahrung genug haben für die unermeßliche Zeit- und Wegſtrecke? Wird ſie lebendig bleiben unter dem Schnee des Winters, der bald dieſe Fluren einhüllt, auf den Eisfeldern, die uns zum Lager dienen werden? Jetzt fordre ich Euch auf, Ihr, die Ihr Männer ſeid, die mit Bewußtſein handeln, jetzt fordre ich Euch auf, mit ſtolz aufgerichtetem Haupt und muthiger Stirn Euren Kameraden voranzugehen! Denn, wie ſchwer die Aufgabe war die wir vollendeten, die ſchwerere beginnt von dieſem Tage an!"

Er ſprach mit hohem Ernſt; man hörte jedem Worte an, daß ſeine Befürchtungen ihren Grund in ſeiner innerſten Überzeugung hatten. Mit Beſorgniß richteten ſich daher die Blicke auf die Zukunft. — Ludwig warf die ſeinigen noch weiter hinaus als Raſinski, denn er fragte ſich: Und was ſoll endlich aus dir und Bernhard werden? Wenn wir gar den heimathlichen Boden wieder beträten, was würde unſer Schickſal ſein?

Raſinski hatte ihm gleich nach der Schlacht von Moſaisk geſagt, jetzt ſei der günſtige Augenblick gekommen, wo er etwas Gewiſſes in ſeiner und Bernhards Angelegenheit thun zu können hoffe. Nach einem Siege ſei der Kaiſer zu großmüthigen Beſchlüſſen am geneigteſten; das Regiment habe ſeine Anerkennung erworben, und man dürfe daher, ohne etwas zu gefährden, das ſeltſame Verhältniß in Anregung bringen, das Ludwig und Bernhard in die Reihen der tapfren Polen geführt habe. Indeſſen ſeitdem hatte Raſinski nicht wieder von dieſem Gegenſtande geſprochen, ja, wie es ſchien, jede Erinnerung daran vermieden. Ludwig, der ihm zutrauen durfte, daß er von freien Stücken alles thun werde, was man nur von einem ſolchen Freunde erwarten könne, hatte ihn deshalb nicht daran erinnern wollen. Jetzt aber glaubte er, ohne Raſinski zu kränken, davon ſprechen zu dür-

ſen. Er fragte ihn daher geradehin, ob er denn nicht endlich Hoffnung habe, unter ſeinem wahren Namen auftreten zu können, zumal da er ihn doch bei einer möglichen Rückkehr nach Deutſchland, nicht ſicher zu verbergen im Stande ſein werde. Raſinski blickte den Freund wehmüthig ernſt an.

„Ich weiß, was Du denkſt, Ludwig," ſprach er; „Du glaubſt, ich hätte Dich und Bernhard vergeſſen! Aber wahrlich, dem iſt nicht ſo. Ich kann Euch jetzt offen die ganze Lage der Dinge darſtellen; doch hört mich ruhig an und laßt mich ganz zu Ende reden, meine Freunde; dann erſt entſcheidet, ob ich für Euch gehandelt habe, wie ich konnte und mußte. Vor dem Siege über Kutuſow war der Kaiſer ſo ſchwer zugänglich, ſo ganz mit unruhigen Entwürfen beſchäftigt, daß ich ihn nicht anzutreten wagte. Ich mußte bedenken, wie viel auf dem Spiele ſtand, wie ſehr ich Euch und mich in Gefahr brachte, wenn ich die Lage der Dinge entdeckte. Denn ich hatte ja nicht Gnade, ſondern die Niederſchlagung einer Anklage gegen zwei Beſchuldigte durchzuſetzen, deren man bis jetzt nicht hatte habhaft werden können. Nach der Schlacht bei Borodino, Du weißt es ja ſelbſt, waren wir Tag und Nacht zu Pferde, ſo daß kein Augenblick der Muße ſich fand. Auch hatten die ungeheuren Opfer, mit denen dieſer Sieg erkauft war, die geringen Folgen deſſelben den Kaiſer nichts weniger als günſtiger geſtimmt. In Moskau hoffte ich Alles zu ſchlichten — da kam der Brand, der nicht nur uns vertrieb, ſondern die Möglichkeit, den Kaiſer in ſolcher Angelegenheit anzutreten, noch ungleich erſchwerte. Überdies ſtanden wir auf dem Vorpoſten, es war nur ſelten möglich nach Moskau hineinzukommen. Dennoch ließ ich es nicht unverſucht, etwas für Euch zu thun; allein ich mußte vorſichtig handeln. Denn alle Erkundigungen die ich einzog, waren Euch ungünſtig. Man hatte dem Kaiſer

in der That gröbe in Deiner Angelegenheit, Ludwig, höchſt nachtheilige und entſtellende Berichte geliefert, ja, die Vermuthung, Du ſeieſt in dem Heere, war ausgeſprochen worden und der verläumderiſche Zuſatz gemacht, daß Du hier Deine Rolle als Spion der ruſſiſchen Regierung fortſetzeſt. Ich verſchwieg Dir dies, um Dir eine unnöthige Sorge zu erſparen, denn die Verſicherung kann ich Dir geben, daß man bis jetzt von dem Wo Deines Aufenthalts nicht unterrichtet iſt. Und, deſſen darfſt Du überzeugt ſein, tritt der gefürchtete Fall der Entdeckung ein, ſo werde ich mit meiner Ehre als Führer für Euch Beide als Bürge eintreten, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen, Euch dadurch zu ſchützen. Jetzt aber laßt uns noch in der Sicherheit beharren, die uns die Verborgenheit giebt. Die Zeit iſt die ungünſtigſte, die ich wählen könnte, um für Euch zu ſprechen, denn durch den halb räthſelhaften, halb erklärten Brand von Moskau iſt das Mißtrauen gegen Fremde nur gewachſen, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß in dem Palaſt, wo ich mein Quartier aufgeſchlagen, die Flammen zuerſt ausbrachen. Auch dieſer Umſtand würde Euch ungünſtig ſein. Zu dem Allen kommt, daß der Kaiſer, wie ich aus guter Quelle weiß, Briefe über Briefe aus Deutſchland empfängt, die ihm die Aufrichtigkeit ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen immer zweifelhafter machen. Marſchall Macdonald meldet, daß die preußiſchen Corps zwar tapfer im Gefecht ſind, doch nur mit Unluſt gegen die Ruſſen fechten, wenn gleich das Gegentheil in ſeinen Armeebulletins ſteht. Mit der Unthätigkeit des Heeres unter dem Fürſten von Schwarzenberg iſt der Kaiſer ebenfalls unzufrieden; es beweiſt ſich ihm dadurch, daß Öſterreich, trotz der verwandtſchaftlichen Bande, die es jetzt an Frankreich knüpften, kein aufrichtiger Bundesgenoſſe iſt. Die Agenten aus dem Innern Deutſchlands ſchreiben von gehei-

men Verbindungen deutſcher Patrioten gegen Frankreich und alle franzöſiſchen Regierungen, von hier und da laut werdenden unvorſichtigen Äußerungen über Einverſtändniſſe, welche man bis in das Heer des Feindes unterhalte! Sagt ſelbſt, ſind ſolche Nachrichten geeignet, von Eurer Schuldloſigkeit zu überzeugen? — Und nun noch Eins. Wenn der Kaiſer die Anklage gegen Euch niederſchlüge und damit Euer Verhältniß zum Heere aufhörte — was wolltet Ihr thun? Seit heute, wo der Rückzug beſchloſſen iſt, bliebe Euch dennoch nichts übrig, als die Schickſale des Heeres zu theilen; und wo könntet Ihr das beſſer als bei mir, da ich ſtets Eure beſondere Lage im Auge behalte, und nicht einmal eine Dienſtpflicht für Euch anerkennen würde, wenn Ihr ſie nicht ſelbſt freiwillig übernähmt, oder wenn ſich die Ausnahmen immer ſo treffen ließen, daß nicht das Auffallende derſelben zu ſehr in die Augen ſpränge? — Denn allein, auf eigne Hand die ungeheure Rückreiſe anzutreten, das wäre jetzo gar nicht zu wagen. Ihr wißt, wie das Land geſinnt iſt, welchen Gefahren der Einzelne ſich Preis giebt. Könntet Ihr vergeſſen wie Viele, die, einzeln überraſcht, in die Gewalt der fanatiſchen Muzjks geriethen, unter den fürchterlichſten Martern hingeopfert wurden? Und auch die Gefahr bei Seite geſetzt, wo fändet Ihr die Mittel, auf einer ſolchen Reiſe zu beſtehen? Kaum die vereinigte Gewalt Vieler ſchafft ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe; der Einzelne vollends vermag nichts. Auf dem verwüſteten Wege, den wir hierher nahmen, wo wir ſtatt der Dörfer und Städte nur die Aſchenhaufen finden werden, die ihre ehemalige Lage bezeichnen — wie wolltet Ihr da Unterkommen, Lebensmittel, Pferde finden, wenn die Euzigen, abgezehrt von Arbeit und ſchlechter Nahrung, wie ſie ſind, unbrauchbar würden oder fielen? Ich habe weder die Luſt noch den Muth verloren, Euch

mit voller Freundespflicht zu dienen; aber sprecht selbst, wißt Ihr jetzo ein sicheres Auskunftmittel? Meine eigne Verantwortlichkeit ist es, die ich zuletzt scheuen würde. Gebt Ihr einen guten, ausführbaren Rath, ich befolge ihn; Ihr selbst, Boleslav und Jakomir, müßt entscheiden, was zu thun ist."

Die Freunde blickten einander an; sie suchten vergeblich eine Widerlegung für Rasinski's Gründe, und doch wurde Ludwigs Seele tief bedrückt von dem Gefühl dieser drohenden Zukunft, in die er seine Freunde und seine hülflose Schwester verwickelt sah.

„Und wären wir jeder siebenmal so weise als die sieben Weisen Griechenlands zusammen genommen," unterbrach endlich Bernhard die eingetretene Stille, „wir würden keinen besseren Rath aushecken. Rasinski's Recht ist so klar wie der Himmel draußen, dessen Sterne uns recht günstig zum Rückzuge zu leuchten scheinen. Tröste Dich, Freund Ludwig; uns umschweben nicht mehr Todesgefahren als Andre auch; beim Lichte besehen hält unser Lebensfaden vielleicht noch zu lange und spinnt sich langweiliger oder trauriger ab, als wir glauben. Die Scheere der Parze kneipt oft auf und zu in der Minute, und wird Manchem das vorsichtig gesponnene Garn früher abschneiden, als das freilich hinlänglich dünne Haar, an dem uns der Hieber des Damokles über dem Genick hängt. So viel aber weiß ich, daß, bleiben wir hier, wir unter guten Freunden leben oder sterben, worauf es meines Erachtens mehr ankommt, als ob wir etwas mehr Wahrscheinlichkeit für die Apotheke und dagegen etwas weniger für den Sandhaufen aufweisen können. Mach Du Dir keine Sorge deshalb, Rasinski, Du hast größeres Verdienst um uns, als wir Dir vergelten werden. Denn der dankbarste Mensch bleibt ein undankbarer Esel, ich zumal. — Gebt die Hände, Freunde, wir wollen froh sein,

wenn uns morgen noch die Sonne beſcheint und der Wald einige fahlgrüne Blätter unter den gelben und rothen zeigt, die der Wind als perennirenden Herbſtblüthenregen herabſchüttelt. Mir däucht, die Welt iſt noch ganz hübſch, und wer ſie noch eine Weile anſehen darf, kann von Glück ſagen, gegen die ſechstauſend, die da drüben mit verbrannten Knochen in der Aſche und dem Schutt von Malo-Jaroslawez liegen."

Damit ſchüttelte der wackre, kräftige Freund Raſinski und Ludwig die Hand und reichte ſie dann auch Jaromir und Boleslav hinüber. Sein trotzig fröhliches Weſen, womit er die härteſten Schläge des Geſchicks verſpottete, gab oft ſeiner ganzen Umgebung ein Gefühl dieſer kecken Selbſtſtändigkeit, die ſich unter kein Joch des Lebens beugt.

Eine Ordonnanz trat ein; ſie brachte den Befehl zum Aufbruch, den Raſinski erwartete. „Um drei Uhr!" ſprach er. „Alſo ſtill, in der tiefſt nächtlichen Stunde!" Er ging zweimal mit untergeſchlagenen Armen und zur Erde gehefteten Blicken in dem engen Gemach auf und nieder.

„Laßt jetzo aufzäumen! Es wird bald Zeit ſein!"

Jaromir und Boleslav gingen das Nöthige bei ihren Leuten anzuordnen, Ludwig und Bernhard hatten wenigſtens für ſich ſelbſt Vorbereitungen zu treffen. So trennten ſich die Freunde. Allein kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo fanden ſie ſich wieder beiſammen, doch zu Pferde und auf dem Rückmarſche. Auf Raſinski's Stirn lagen düſtre Wolken; er ſprach nicht, ſondern ſah ſich nur ſtumm vielemal nach der Gegend um, wo der Schauplatz des letzten Sieges, den das Heer erfochten, in die Schleier der Nacht gehüllt lag. Als die Straße ſich um eine einſame ſteile Höhe bog, ritt er allein hinauf. Auf dem windumrauſchten Gipfel hielt er, und richtete die Blicke nach der wüſten, von Qualm umzogenen Stätte des Todes, die

nunmehr der äußerſte Zielpunkt des ungeheuren Kriegszuges geworden war. Der Rauch der Trümmer miſchte ſich mit dem der Wachtfeuer, welche die Nachhut hell auflodern ließ, die unter des Marſchall Davouſt Befehlen den Feind über den Rückzug des großen Heeres täuſchen ſollte. Jenſeit, am Walde, erkannte man an zahlloſen, in düſterrother Gluth leuchtenden Flammenſternen das Lager des ruſſiſchen Heeres. Langſam zogen die ſchwarzen Dampfgewölke über den, im Dämmerſchein des untergegangenen Mondes matt leuchtenden Himmel; ſie ſchienen ſich zu einem ſchweren Gewitter zu ſammeln.

„Alſo dort!“ ſprach Raſinski zu ſich ſelbſt, „dort ſoll der Wanderer künftiger Jahrhunderte die Stätte aufſuchen, wo dem unermeßlichen Geiſte, der die Könige des Erdballs ſtürmend aus ihrer alten, verſunkenen Ruhe aufjagte, die Grenze ſeiner Kraft geſteckt war! Soll denn kein Sterblicher ein großes Werk vollenden? Kann denn der Menſchengeiſt nicht einmal dieſe kleine, ärmliche Erde umfaſſen, die ihm zur Wohnſtätte angewieſen iſt, ſo lange er in den Banden ſeiner irdiſchen Hülle ſchmachtet? Sind wir denn ſo wenig, daß dieſer Punkt, dieſes Sonnenſtäubchen im Weltall, ein unermeßlich ungeheurer Raum für unſre Kräfte iſt! Cyrus fiel an den Grenzen des wilden nordiſchen Scythenreiches, Kambyſes mußte umkehren an den glühenden Pforten Äthiopiens, Alexander an dem fabelhaften Reiche der Indier — und hier ſollte die Nachwelt die Markſteine Seines Thuns aufrichten dürfen? Hier! Und wer behauptet das? Warum nicht ſchon an den Pyramiden? Was dort geſchah, wiederholt ſich hier. Iſt denn der Kreislauf der Zeiten ſchon vollendet? Thorheit, an räumlichen Grenzen zu hangen! Als ob die Welt nicht dort hinaus ſo weit wäre, wie dort! — Und dennoch!“

Ein Schauer schüttelte den Einsamen. Der Wind sauste über die Höhen und rauschte durch die Wipfel der alten Fichten, die ihre Zweige über Rasinski's Haupt hinausstreckten. Sein Roß scharrte mit dem Fuß und schüttelte die im Winde fliegenden Mähnen. Düstre Ahnungen, welche die Bilder der Zukunft vor seine Seele vorüberzuführen schienen, gewannen mehr und mehr Macht über ihn.

„Dennoch!" seufzte er nach einer stummen Minute, „dennoch ist es wahr, die That des Menschen ist von den engen Schranken des Raumes unsichtbar umgeben; erst wenn er sie erreicht hat, sieht er die unwiderruflichen Grenzen, die keine Macht mehr verrückt, keine Zeit verwischt. — Weissagt ihm sein ahnendes Herz nicht, wo er ihnen nahe steht? — Wäre hier der Ort, wo der Strom großer Thaten in das Meer der Unermeßlichkeit ausmünden und ewig spurlos darin verschwinden soll? Oder wendet er nur den Lauf, um sich stolz durch neue Gefilde zu ergießen, neue Felsendämme zu durchbrechen, die sich ihm entgegenthürmen? — Wer sagt es uns, wo unser Fuß die geheimen Zeichen des Geschicks berührt, die im bannenden Zauberkreise rings um uns gezogen sind? Öffnen sich jetzt die Thore eines neuen olympischen Sieg- und Kampfgefildes, oder stehen wir vor den ehernen verriegelten Pforten, mit denen der Allmächtige im Urrath des Schicksals unsre Bahn unwiderruflich zu sperren beschloß? Ist hier die Stelle, wo die endliche Kraft an dem diamantenen Damm der ewigen zersplittern soll?

„Ja, ja, so ist es. — Eine Geisterstimme ruft es mir zu aus diesem nächtlichen Himmel, in dem schauerlichen Sausen des Herbststurms."

„Also hier! Wirklich hier! Jetzo greift der eiserne Arm des Geschicks in die Schwingen des Gewaltigen und lähmt und bricht sie? — Und wäre er denn vernichtet?

Nein, nimmermehr! Ewig fest wird sein Riesendenkmal stehen in den fortbrausenden Wogen der Zeit. Sie wird den Schleier heben von dieser finstren Gegenwart. Wenige Monden oder Jahre — Pulsschläge der Ewigkeit —, und das Buch der Verhängnisse liegt aufgeschlagen vor uns. Die kommenden Geschlechter werden es wissen, ob der Glockenschlag dieser nächtlichen Stunde einen Umschwung der Weltgeschicke verkündet! — Und sei es denn! Vertilgen kann keine Ewigkeit die Spuren seines Riesenganges über die Erde! So mag denn hier der Grenzstein seines mächtigen Vollbringens aufgerichtet werden! Die gigantischen Altäre am Ganges, das Schlachtfeld von Cannae, die rauchenden Trümmer an jenen Fichtenhöhen — sie sind gleichbedeutende Hieroglyphen, und noch nach Jahrtausenden wird der Wanderer sie mit schauernder Verehrung lesen."

Diese Gedanken wogten in Rasinski's heldenverwandter Seele! Er fühlte mit unabweisbarer Ahnung, daß ein schweres, düsteres Unheil hereinbrach! Doch mit dieser klaren Entscheidung kehrte seine volle Manneskraft zurück und er richtete Brust und Haupt stolz gegen das Verhängniß auf. Noch einen Blick warf er über das düstre nächtliche Gefilde, wo die Geschichte die neuen Säulen des Hercules aufzupflanzen beschlossen hatte; dann wandte er sein Roß und kehrte mit befestigtem Muth zu den Seinigen zurück.

Achtes Capitel.

„Der Nachtwind war rauh! Und welch ein dichter Nebel wieder auf der Erde liegt!" rief Bernhard und schüttelte

sich. „Ich bin durch und durch so kalt wie eine Amphibie.“ Mit diesen Worten sprang er von seinem Lager an dem fast erloschenen Feuer auf und schlug die Arme über einander, sich zu erwärmen. „Ich glaube wohl daß wir frieren müßten, wenn hier nichts mehr brennt und glüht als die drei verkohlten Klötze in der Asche! — He Ludwig! Rüttle Dich auf; hörst Du nicht den Trompeter.“

Ludwig schlug, da der Freund ihn anfaßte, die Augen groß auf und blickte ihn fremd an. „Nun? Kennst Du mich nicht?“ fragte ihn Bernhard. „Du siehst ja aus, als wärest Du aus einer andren Welt auf diese heruntergefallen!“ —

„Es ist auch fast so,“ erwiderte Ludwig, der aus dem tiefen starren Schlaf, in den ihn, trotz der rauhen Nacht, die Übermüdung versenkt hatte, wieder zum Bewußtsein zu kommen begann. „In meinen Träumen sah ich andre Bilder, als diese um mich her.“

„Mir hat von Mondkälbern, Klapperschlangen, Krokodillen, Kosacken, Hexen und Alraunen geträumt,“ antwortete Bernhard. „Da war ich froh, daß der rauhe Wind mich wach schüttelte! Teufel ist das eine Nacht gewesen! Der feuchte Nebel bringt einem ja bis in das Mark der Knochen hinein und macht es wässerig. Wenn wir nur erst wieder zu Pferde sitzen, wird uns schon besser werden.“

Ludwig hatte sich indessen aufgerafft und suchte gleichfalls die starrgewordenen Glieder durch starke Bewegung zu erwärmen. — „Wo ist Rasinski?“ fragte er.

„Er muß mit den Andren schon längst auf sein. Ich erwachte erst durch den Trompetenstoß und von der Kälte an meiner linken Seite, wo Jaromir gelegen hat. Es ärgert mich eigentlich; aber sie sind doch des Soldatenlebens gewohnter als wir und tragen die Strapazen leichter. — Willst

Du Dich waſchen? Hier iſt noch Waſſer im Kochgeſchirr; Du ſiehſt etwas ſchwarz von Rauch aus, guter Freund. Friſch hinein mit dem Geſicht; es iſt kalt, aber es erquickt. Übrigens brauchſt Du Dir, um friſches Waſſer zu haben, nur die Locken auszudrücken; ſie hängen voll Nebeltropfen."

Die beiden Freunde machten ihre Bivouacs-Morgentoilette, ſo gut die Umſtände es zuließen, und begaben ſich dann zu ihren Pferden, wo ſchon die meiſten ihrer Kameraden ſich befanden und ſie zum Marſch aufzäumten. Bald ſaßen ſie auf und der Zug ging vorwärts.

Es dämmerte noch kaum, und doch waren ſie erſt um Mitternacht zur Ruhe gekommen; denn die Märſche wurden, weil man täglich das Nachrücken der ruſſiſchen Heere befürchtete, mit größter Eile und Anſtrengung gemacht.

Man ritt, als es Tag wurde und der Nebel zu fallen anfing, in eine Senkung des Thales hinunter. Raſinski deutete mit dem Finger auf einige, noch halb in Nebel, halb in Rauch gehüllte Giebel. „Das iſt Moſaisk," ſprach er; jetzt ſind wir wieder auf unſerm alten Wege. Wenn wir doch hierher mußten, wäre es beſſer geweſen, wir hätten gleich von Moskau dieſe Straße genommen. So haben wir acht volle Tage verloren! Nahe an Smolensk könnten wir ſchon ſein."

„Reiten wir durch das Neſt?" fragte Bernhard.

„Nein," erwiderte Raſinski; „wir nehmen unſren Weg hier links durch den Bach, denn dort unten ſtopft ſich wieder Alles. Es iſt ein großer Vortheil für uns, daß wir in unſrem Marſch nicht ſo beſtimmten Befehlen folgen dürfen als die Übrigen. Aber leider fängt ſchon Jeder an nur ſeine eignen Vortheile wahr zu nehmen; es wäre beſſer man hielte ſtrengere Ordnung. Doch ich fürchte, es wird nicht lange mehr möglich ſein. — Seht Ihr, wie dort drüben die Ar-

tillerie ſchon die Anhöhe hinauf marſchiert? Die Kanonen bleiben faſt ſtecken in den tiefen Wegen und haben doch ſchon die doppelte Zahl von Pferden vorgelegt."

„Ich glaube, wir bekommen Froſt," bemerkte Ludwig; „die Luft wird ſo klar."

„Das wäre ſo übel nicht," meinte Bernhard, „denn in dem zähen Koth marſchiert ſich's verteufelt ſchlecht."

„Wünſche Euch den Winter nicht herbei, er wird uns zeitig genug ereilen!" erwiderte Raſinski ernſt. „Jetzt iſt unſer Marſch mühſelig, aber doch zu ertragen. In Rußland bleibt der Winter nicht an den Grenzen des Herbſtes oder Frühlings ſtehen, ſondern herrſcht bald in ſeiner Kraft und Strenge; darum hütet Euch ihn herauf zu beſchwören."

„Ich glaube er kommt ohne uns," meinte Bernhard, „denn der Wind bläſt uns aus Nordoſt in den Nacken, was freilich beſſer iſt als geſtern, wo er uns den feuchten Staubregen ins Geſicht jagte; aber ich wittre ſo etwas wie Schnee in der Luft."

Unter dieſen Geſprächen waren ſie, von der Hauptſtraße abbiegend, gegen den Bach im Thale hinunter gekommen und durchritten ihn an einer ſeichten Stelle. Jenſeits ſchloſſen ſie ſich an die Artillerie an, welche, die Spitze des Zuges bildend, ſchon eine ſtarke Strecke voraus war. — Sie erreichten die Hochebene, auf der ſich der Weg fortzieht.

„Tauſend hier bläſt der Wind ſchärfer," rief Bernhard; „er dreht ſich immer mehr nach Nordoſt!"

Raſinski blickte mit ſeinem aufmerkſamen Feldherrnauge über die Ebene hin. Sie bot faſt gar keine Abwechſelung dar, ſondern dehnte ſich in ungemeſſener Weite nach allen Seiten aus; kaum daß einige Hügel ſich in leichter Krümmung über die reine Kreislinie des Horizonts erhoben. Nichts unterbrach das todte, troſtloſe Grau dieſer Landſchaft als die lan-

gen schwarzen Linien der Fichtenwälder, die sich am äußersten Rande der Fläche unter blauschwarzem Nebelgewölk entlang zogen. Selbst die unabsehbare Reihe der Wagen und Kanonen und der sich geräuschvoll abarbeitenden Pferde und Artilleristen belebte die Öde nicht, sondern machte sie nur auffallender durch den Gegensatz.

Die Sonne hatte einen Augenblick geleuchtet; doch schon bezog sich der Himmel wieder mit trübem Gewölk.

„Heut scheint der Winter doch noch nicht Ernst zu machen," sprach Ludwig nach einiger Zeit, „so rauh der Wind ist, und obgleich wir hier oben schon Spuren des Frostes sehen. Das reine Blau des Himmels ist schon fast ganz wieder verschwunden."

„So, wie so! Durchs Paradies geht unser Marsch einmal nicht," antwortete Bernhard.

Man marschierte einige Stunden vorwärts fast ohne zu sprechen; denn theils riß der Faden der Unterhaltung in dem täglichen, fast ungetrennten Beisammensein doch bisweilen ab, theils boten die Ereignisse, wie die Gegenstände rings umher, nur zu unerfreulichen Bemerkungen Gelegenheit dar, die Jeder lieber im Stillen machte. Einige Infanteriecolonnen hatten nach und nach die, wegen der Erschöpfung der Pferde langsam vorrückende Cavallerie und Artillerie eingeholt; die Infanterie marschierte dagegen um sich zu erwärmen, und, weil der Marsch überhaupt beschleunigt wurde, rascher als gewöhnlich. Man sah seltsame Trachten unter diesen Leuten. Von der Strenge einer Uniformirung war nichts mehr zu entdecken; Jeder schützte sich so gut er konnte gegen Wind und Wetter. Vielen war es anzusehen, daß sie schon anfingen die Beschwerden des Marsches mit Mühe zu ertragen.

Als Rasinski seine aufmerksamen Blicke über diese Leute

hinlaufen ließ und aus ihrer Haltung Muthmaaßungen für die Lage der Dinge im Ganzen zu schöpfen suchte, bemerkte er einen Reiter darunter. Es schien ein höherer Offizier zu sein. Beide erkannten einander gleichzeitig; es war Regnard.

„Aha, Rasinski, seid Ihr's," sprach er, indem er heranritt und ihm die Hand entgegenstreckte; „wie geht's Euch."

„Gut genug!" erwiderte dieser, der es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer den besten Muth zu zeigen, wo ihn seine Leute sehen oder hören konnten.

„Ihr seid genügsam; mir ist's schon besser gegangen. Ich habe ein entzündetes Auge; seit dem Brande in Moskau plage ich mich damit, und diese feuchten Herbstnächte hier haben das Übel nur noch schlimmer gemacht."

„Es wird keine Gefahr haben; dergleichen geht mit der Veranlassung vorüber."

„Zuweilen, ja; ungefähr wie der Hunger; dauert die Veranlassung aber etwas zu lange, so kommt die Heilung zu spät. Es könnte leicht sein, daß es mir eben so ginge. — Ich frage den Teufel darnach," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „man sieht hier mit einem Auge schon zu viel."

„Wie so?"

„Seid Ihr nicht durch Mosaisk gekommen?"

„Nein! ich nahm mit meinen Leuten einen Seitenweg."

„Ihr habt nichts verloren! Das ganze Nest ist noch ein Lazareth. Dreitausend Verwundete liegen darin und werden wohl liegen bleiben. Mich schaudert, wenn ich an den Anblick denke. Seit sieben Wochen fristen sie ihr Leben unter Jammer und Qual! Sie sind halb verhungert, halb erfroren, denn die Meisten liegen auf faulem Stroh, oft ohne Decken! Kaum daß man ihnen den alten Mantel gelassen hat. Ihre Wunden sind mit Werg gestopft, zumeist brandig und fressen am Knochen."

„Sprecht leiser," sprach Rasinski, „solche Schilderungen entmuthigen die Leute."

„Was braucht's der Schilderung? Sie haben das Elend selbst gesehen! Als wir durchmarschirten streckten die, die sich noch rühren konnten, uns die Hände flehend aus den Fenstern entgegen und riefen: „Nehmt uns mit, laßt uns nicht hier umkommen!" Denn das Gerücht, daß wir zurückmarschiren, hatte sich wie ein Lauffeuer unter sie verbreitet. Bisher fristeten sie sich doch mit der Hoffnung in ihrem Elende; jetzt kommt die Verzweiflung zu dem Jammer. Sie heulten und wehklagten laut; einige verfluchten Himmel und Erde! Ein Dragoner — ich erkannte ihn am Mantel — dem beide Füße abgenommen waren, hatte sich mit den schlecht verbundenen Stumpfen bis an die Schwelle der Hütte, in der er lag, geschleppt, und das blasse Jammerbild winselte mir mit aufgehobenen Händen entgegen. Da kam der Kaiser vorbei; der Elende rief: „Sire, ich habe in Ägypten gedient, laßt mich nicht hier verschmachten! Nach Frankreich, nach Frankreich — mein alter Vater!" Da versagte ihm die Stimme; der Kaiser befahl, ihn auf seinen eignen Wagen zu legen und Sorge für ihn zu tragen. Ich selbst griff mit an, um ihn aufzuheben, aber noch ehe wir ihn hinaufschaffen konnten, hatte er schon den letzten Athemzug ausgehaucht."

„Wohl ihm!"

„Freilich! Doch denkt Euch den Jammer und die Angst der Zurückbleibenden, wenn ein Sterbender, Elender diese Zukunft so gräßlich sieht, daß die Hoffnung, ihr zu entfliehen, ihm noch im letzten Augenblicke solche Kräfte leiht!"

„Und müssen sie denn zurückbleiben?" fragte Rasinski mit innerem Schauder.

„Könnt Ihr sie fortschaffen, und können sie den Marsch

aushalten? — Der Kaiſer hat befohlen, daß jeder Bagage- oder Vorrathswagen einen Mann aufnehmen ſoll; die, welche noch zu retten ſind, will man zu retten verſuchen. Die Andern bleiben der Großmuth des Feindes überlaſſen."

„Großmuth!" rief Raſinski bitter.

„Sie können von Glück ſagen," fuhr Regnard fort, indem er ſich das Tuch über dem entzündeten Auge zurecht legte, „wenn ſie dem Feinde nur bald in die Hände fallen. Bleibt er lange aus, ſo verhungert und verſchmachtet was zurückbleibt auf die elendeſte Weiſe; denn es ſind ja lauter Leute, die ſich nicht vom Lager rühren können. — Aber was das wieder ein Nebel iſt!"

In der That hatten ſich die Dünſte wieder feucht und kalt rings auf den Feldern gelagert, ſo daß man kaum hundert Schritte vor ſich ſehen konnte. Mit jedem Augenblicke ſchienen ſie ſich zu verdichten; bald war der Geſichtskreis auf die allernächſten Gegenſtände beſchränkt.

„Einen ſolchen Nebel habe ich kaum noch erlebt," ſprach Bernhard, „ſelbſt in Schottland nicht; man ſieht ja das zweite Kanon nicht mehr deutlich. Er kann aber nicht hoch ſein, denn die Sonne über uns läßt ſich doch noch als ein hellrother Mond erkennen."

Ein kalter Windſtoß fuhr durch die in Kreiſen langſam wirbelnden Dunſtgebilde und jagte ſie in grauen, lang gedehnten Streifen über Feld.

„Der Wind hat ſich auch wieder gedreht; er iſt Nordweſt geworden," ſprach Ludwig, der aufmerkſam den Zug des Nebels verfolgte.

Die Reiter hüllten ſich dichter in ihre Mäntel und ritten ſtumm nebeneinander hin. Vorn Raſinski mit Regnard, dicht hinter ihnen Jaromir, Boleslav, Ludwig, Bernhard.

Es war ein ſeltſam ſchauerlicher Augenblick; tiefes

Schweigen rings umher; nur das dumpfe Geraſſel der Kanonen war entfernter zu hören, da der Nebel den Schall dämpfte, und die Reiter gegen hundert Schritte auf der Seite des Weges ritten, um die Pferde nicht ſo tief in den ausgefahrnen Moraſt treten zu laſſen. Einige kleine Unebenheiten des Bodens hatten Ludwig zufällig um kaum zwanzig bis dreißig Schritte rechts von den Freunden abgeführt. Plötzlich ſtolperte ſein Pferd; er riß es am Zügel auf und beugte ſich über, um den Gegenſtand, über den es gefallen war, und den er, achtlos vor ſich hinreitend, zuvor nicht wahrgenommen hatte, zu ſehen. Es war ein halb verweſter, halb nackter Leichnam; das von der Fäulniß und den Vögeln des Himmels in ein ekles Gemiſch von Blut und Eiter verwandelte Antlitz ſtarrte ihn gräßlich an. Ein unwillkürlicher Ausruf des Schreckens entfuhr ihm; ſein Schauder mehrte ſich, als er umherblickte und ganz nahe noch mehrere Leichen, ſchon halb Gerippe, in den tiefen Furchen des Ackers liegen ſah.

„Was giebt's?" fragte Bernhard, als er den Ruf hörte.

„Seht nur um Euch!" rief Ludwig grauſend.

Alle waren in dem eintönigen Grau des Nebels hingeritten, ohne auf den Weg und Boden zu achten. Ein ſtärkerer Windſtoß jagte in dieſem Augenblick die Dünſte etwas auseinander und verſtattete einen Überblick von einigen hundert Schritten.

„Wir ſind hier auf dem Schlachtfelde!" rief Raſinski, und ein wunderbares Gemiſch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

„Wahrhaftig! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir ſchon ſo nahe wären," ſtimmte Regnard ein und ſah umher.

Mit ſchauerlicher Spannung ließen alle ihre Blicke über das öde, grauſenvoll ſchweigende Feld des Todes hinſchweifen, das

sieben Wochen zuvor noch von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes, und dem tausendfachen Donner der Feuerschlünde erscholl. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne und dann mit jeder Secunde mehr erblickt, so daß es sich bald in die Unermeßlichkeit vertieft, so vervielfältigten sich dem Blick hier auf entsetzliche Weise die Leichname und andre Zeichen der Zerstörung, die man rings entdeckte. Indem der Nebel, vom Winde über die Steppe gejagt, sich langsam hinwegwälzte, schien er gleichsam den Vorhang von dem schaudervollen Gemälde zu ziehen. Allen versetzte sich der Athem in der Brust, als sich das gräßliche Chaos allmählich vor ihren Blicken entwirrte. Zuerst hatte man nur die nächsten Leichname, an die der Huf des Rosses stieß, erblickt; doch wie der Blick weiter schweifte, stieg die Anzahl schnell ins Unendliche; denn man erkannte bald, daß jede schwärzliche Erhöhung, die das Auge entdeckte, nicht ein Stein, ein Baumstamm oder Erdhaufen, sondern ein menschlicher Körper, oder ein zusammengeschichtete Masse derselben war. Mit jedem Schritte weiter, in diese nur mit Leichen bevölkerte Wüste wurde das Bild der Zerstörung gräßlicher und erschütternder. Der Wind trieb einen giftigen Pesthauch heran, der sogar die Pferde so anwiderte, daß sie, scheu zurückbebend, dem Reiter nicht gehorchen wollten, und nur mit sträubenden Mähnen und emporgerichteten Nüstern, als suchten sie reinere Luft zu athmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts schritten. Jetzt sah man einzelne Erhöhungen, wie Hühnengräber, wo große Leichenhaufen gethürmt und so leicht mit Erde bedeckt waren, daß Sturm und Regen die Hülle schon fast weggespült hatten. Aus dem grausen Gemisch der übereinander geschichteten Leichname ragten einzelne, die Gebeine zur Hälfte mit verwesendem Fleisch bedeckt, zur andern Hälfte nackt und weiß schim-

mernd, in schauderhaften Stellungen hervor. Dem war das Haupt, mit struppig blutigem Haar bedeckt, auf den Boden gesunken, und die Schenkel ragten unnatürlich aufwärts; ein Andrer streckte einen Arm hoch hinaus, als habe er noch Leben und suche sich aus dem modernden Grabe heraufzuarbeiten. Einzelne Glieder, von den Raubvögeln und Wölfen halb abgenagt, lagen umhergestreut. Grinsende Schädel mit leeren Augenhöhlen oder wüst umherhängendem, blutigem Haar, starrten entsetzlich von dem Boden empor. Zwischen diesen grausenden Überresten waren die kriegerischen Denkzeichen der Schlacht zerstreut; ihr Anblick belebte die erstarrende Brust wenigstens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf, der hier getobt hatte. Zerschmetterte Lafetten, Räder, Trommeln, rostende Kugeln, die Trümmer zersplitterter Gewehre und Säbel, glänzende Helme und Hörnische der Dragoner waren rings durch das Blachfeld zerstreut; die Stellen, wo die Cavallerie und Artillerie gefochten hatte, erkannte man im Augenblick; sie waren mit bleich schimmernden Pferdegerippen, die noch im verdorrten Fleisch steckten, aber weiß hervorglänzten, wo die Raben und Füchse sie abgenagt hatten, weit hin bedeckt. Die Nebel rollten in langen Streifen über das Feld und enthüllten bald, bald verhüllten sie das Gefilde des Entsetzens. Doch verzogen sie sich mit jeder Secunde mehr und mehr; und bald konnte man die Blicke ungehindert so weit senken, als die grausenhaften Zeichen der Verwüstung und des Todes zu erkennen waren.

„Dort! Seht Ihr dort den Hügel!“ rief Rasinski und deutete mit dem Finger auf eine unförmliche Masse, die eben aus dem Nebel hervorzuquellen schien. „Das ist jene furchtbare Redoute, wo wir so viele der Unsrigen ließen. Jetzt erst finde ich mich wieder auf diesen Feldern des Ruhms

und des Schreckens, wo dreißig tauſend unſrer Kameraden ihr Blut vergoſſen!“

Sie ritten näher hinüber, um noch einmal die Stätte zu betreten, die ſie mit ſo gewaltigen Erinnerungen erfüllen mußte. — Niemand ſprach, Jeder trug das ſchweigende Grauſen in der Bruſt. Wie viel entſetzenvoller war das Schlachtfeld jetzt als damals, wo der brüllende Donner das Ohr betäubte, der ganze Himmel in Dampf und Blitz gehüllt ſchien, und das brauſende Geſpann des Todes zerſchmetternd über die Gefallenen dahinrollte; denn damals zeigte es das ſchreckende Antlitz eines zürnenden Giganten, jetzt das ſchaudererregende eines verweſenden.

Als Raſinski und ſeine Freunde — denn das Regiment verfolgte die große Straße — näher an die Redoute kamen, vermochten die Pferde kaum zu treten vor den Leichnamen und Kugeln, die hier den Boden bedeckten.

„Was mag das dort oben auf der Bruſtwehr ſein?“ fragte Raſinski, als man bis etwa auf fünfhundert Schritte an die Schanze heran war.

„Ich kann's nicht erkennen,“ antwortete Reynald; „es gleicht einer durchlöcherten Pyramide.“

„Vielleicht aufgeſchichtetes Holz,“ meinte Ludwig.

„Wie ſollte das dahin kommen?“ entgegnete Bernhard, den Kopf ſchüttelnd. — Eine ſeltſame Form, wahrhaftig, die einen Maler in Verlegenheit ſetzen könnte!“

Sie ritten näher; die Sonne brach jetzt mit kräftigem Strahl durch das Gewölk und ſchlug die ſchwebenden Dünſte nieder. Plötzlich beleuchtete ſie die Redoute mit hellem Glanz, während rings umher Alles noch in düſtrem Grau lag.

„Es ſind Gerippe!“ rief Raſinski, der bei weitem das ſchärfſte Auge hatte. „Seht Ihr, wie die vom Sturm und Regen gebleichten Gebeine ſchimmern?“

Mit grauſendem Staunen ſprengten die Reiter raſcher heran. Es war, wie Raſinski es geſagt hatte. Von den im Innern der Schanze aufgehäuften Leichen ragten einige hoch über den Wall empor. Ein ſchauderhaft ſpielender Zufall hatte ſie mit den Rücken gegen einander, in halb aufrechte Stellung gebracht. Der Luft, dem Regen, dem Sturm und den Raubthieren am meiſten preisgegeben, waren die Knochen faſt ganz vom Fleiſch entblößt, und die ſcheußlichen Skelette ſchienen nun, auf dem Leichenthrone ſitzend, mit grinſendem Triumph die Wüſte der Verweſung rings umher als ihr grauſenvolles Reich zu überſchauen.

Bei dieſem Anblick überſchlich ſelbſt den kaltblütigen Regnard ein unheimliches, geſpenſtiſches Grauſen. Er zog die Augenbrauen finſter zuſammen und ſchüttelte ſich, wie wenn ein Fieberfroſt ihm durch das Mark ſchauerte. — „Alſo das iſt Caulaincourt's Mauſoleum?“ ſprach er endlich, da alle Übrigen im ſtarren Entſetzen ſchwiegen. — „Kommt, laßt uns weiter reiten!“

Er wandte ſein Pferd.

Raſinski war wie an den Boden gefeſſelt; ſein Auge hing unverwandt an dem Leichenhügel. „Und das Alles umſonſt!“ ſprach er endlich, aus tiefſter Bruſt Athem holend. „Und wir hätten alſo die Schlacht doch verloren!“

„Verloren?“ ſagte Bernhard halblaut.

„Ja, ja, verloren! Es war ein Scheinſieg, ein heuchleriſches Trugbild des blutigen Triumphes! Darum kam an jenem düſtren Abende keine Freude in unſer Herz! O, Ihr habt nie geſiegt; Ihr wißt nicht was ein Sieg heißt! Das fühlt ſich anders in der Bruſt. — Heute erſt räumen wir das Schlachtfeld! Heute, nach ſieben Wochen, entſcheidet ſich's, wer die Schlacht verlor! — Nun denn,“ ſprach er, ſich königlich in die Bruſt werfend, indem er mit der

erhobenen Rechten nach den Gerippen deutete, dieſe Leichenberge mögen wenigſtens zeugen, daß Tapfre hier gefochten haben! Den Ruhm dieſes Tages ſoll uns keine Macht des Weltalls rauben! Denn der Ruhm iſt wahr; aber das Glück iſt falſch!"

Ein edles Feuer flammte, da er dieſe Worte ſprach, aus ſeinen dunklen Augen; er warf das Haupt trotzig zurück und ſprengte, ohne Theilnahme noch Zuſtimmung von ſeinen Gefährten zu erwarten, an ihnen vorbei, über die vermodernden Leichen dahin. Die Freunde merkten, daß er ſich abſondern wolle und folgten ihm langſam nur von weitem.

„Wahrlich, er ſollte ein König ſein!" rief Bernhard begeiſtert zu Ludwig; „haſt Du ſeinen Heldenblick geſehen? Wie er jetzt die Rechte ausſtreckte, war mir, als vermöge er dieſen Todten zu gebieten, ſich aufzurichten und aufs Neue die Waffen zu ergreifen."

„Er iſt ein Held im größten Sinne des Wortes," ſprach Ludwig; „denn mit der mächtig beherrſchenden Kraft vereint er die großmüthige Milde, die ihm jedes Herz unterwirft. Er darf Alles fordern, und bittet Alles!"

„So iſt's!" rief Jaromir lebhaft; es war ſeine erſte raſche, jugendliche Aufwallung ſeit jenem Unglückstage.

„O, Ihr ſolltet ihn in beſſeren Zeiten gekannt haben," ſprach Boleslav; „aber ſchon ſeit wir Deutſchland verließen, iſt er nicht mehr der er war. Er muß tiefen Gram in der Bruſt tragen, oder das Unheil, das er jetzt fürchtet, geahnt haben."

So hatte das männliche Emporrichten Maſinski's plötzlich die ſchaudervollen Eindrücke des Schlachtfeldes verſcheucht und erhebenderen Empfindungen Raum gegeben.

Regnard hatte ſich zu Maſinski geſellt; Beide erwarteten jetzt die Übrigen. — Um den Colonnen wieder nachzu-

kommen, setzten sie ihren Weg in beschleunigtem Schritte fort. Noch immer ging es über Leichen und Trümmer dahin. Ein tiefer Hohlweg kreuzte jetzt das Feld; derselbe, in dem sie damals am Abend nach der Schlacht auf den Lagerplatz zurückritten, und den sie am nächsten Tage voll derjenigen fanden, die verwundet und verschmachtend hier Schutz gegen die rauhesten Angriffe des Nachtfrostes gesucht hatten.

Auch hier lagen Gerippe und Leichname von Pferden und Menschen.

Plötzlich traf ein wimmernder Laut ihr Ohr. Alle stutzten und horchten auf; ein Grausen drang bei dem Gedanken in ihre Brust, daß noch ein verborgenes Leben unter der allgemeinen Verwesung verborgen sein könnte. Man sah sich rings um, doch ohne zu entdecken, woher die wehklagende Stimme kam.

„Es muß dort aus der einspringenden Höhlung hinter uns sein!“ rief Rasinski, warf das Pferd rasch herum und sprengte eben so schnell in eine kleine, mit wildem Buschwerk halb verwachsene Schlucht, an deren Mündung die Reiter so eben vorübergekommen waren.

„Heiliger Gott!“ ertönte gleich darauf sein Ruf, indem er sich mit äußerster Hast vom Pferde warf. Die Andern erkannten die Ursache nicht sogleich; doch Lippen und Wangen erbleichten ihnen, als sie jetzt einen Menschen in dem Bauche eines aufgeschlitzten Pferdes entdeckten, der aus dem grausen Lager seine Hände hülfeflehend dem herbeieilenden Rasinski entgegenstreckte.

„Bärenwerk der Hölle!“ rief dieser und drückte sich beide Hände vors Gesicht — „es ist Petrowski!“

Vom Entsetzen wie gelähmt, bebten Ludwig, Bernhard, Boleslav und Jaromir zusammen, als sie dieses Wort hörten und jetzt den unglückseligen Greis erkannten. Jaromir war der

Erſte vom Pferde, und Raſinski bei dem Werke der Rettung Hülfe zu leiſten. Dieſer ſtand vor dem Elenden und hielt beide Hände deſſelben krampfhaft in den ſeinigen; er hatte das Geſicht von dem Sterbenden abwärts zu Jaromir gewendet. In ſeinen Zügen war eine krampfhafte Gewalt zu erkennen, den ungeheuren Schmerz nicht Herr über ſich werden zu laſſen; doch er mußte unterliegen. Tropfen des Angſtſchweißes ſtanden auf der Stirn des Helden, große Thränen wollten über ſeine Wangen; er vermochte kein Wort zu ſprechen. Die entſetzensvolle Plötzlichkeit dieſes Vorgegniß hatte ſelbſt ihm die Faſſung geraubt.

„Du noch unter den Lebenden, alter, treuer Kamerad!“ rief er endlich aus und lüftete dadurch die bedrängte Bruſt — „und ich ſuchte Dich vergeblich unter den Todten!“

Der Greis, von Elend und Jammer abgezehrt, hatte doch noch eine Thräne bei dieſer letzten Freude.

„Gott im Himmel! — Dank! —“ waren die einzigen Worte, die er mit brechender Stimme zu ſtammeln vermochte. Die Angſt ſeiner Qual hatte ihm noch die Kraft zum Hülferufe gelaſſen; die namenloſe Freude raubte ihm jetzt Sprache und Beſinnung.

„Gott, Gott, biſt Du denn allwiſſend!“ rief Raſinski. „Im ſchauderhaften Anblicke der Verweſung und des Todes lag dieſer Lebende; ſeine Speiſe, was der hungernde Wolf, was der krächzende Rabe verſchmäht; jeder Augenblick eine Hölle — und funfzigmal ging Deine Sonne überhin und ſah den Jammer, und Du ſandteſt ihm keine Rettung!“

Jaromir, Bernhard, Ludwig und Boleslav waren herangeeilt und wollten den Verſuch machen, den Unglücklichen aus ſeiner peſtausdünſtenden Lagerſtatt emporzuheben. Doch ſchon ſtarrte ſein in die Höhle zurückgeſunkenes Auge ſie gebrochen und bewußtlos an; ein Lächeln ſchwebte über die vom

unbegrenzten Elende tief eingefurchten Züge, er athmete noch einmal auf — dann sank ihm das Haupt auf die Brust, und die Seele war entflohen.

Rasinski ließ die Hände des Todten nicht los; sein thränendunkler Blick heftete sich auf die erblaßten Züge, die selbst im Kampf der Qual und des Todes den kriegerischen Adel bewahrt hatten. „Seht diese schöne Stirn voll Narben, geschmückt mit silbernen Locke! O, das war ein treues Soldatenherz! — Und so fürchterlich zu enden!"

„Nein, er endete schön," sprach Ludwig, dessen Seele sich mächtig zu dem Allgütigen erhob, der dem Gefolterten in der Stunde des Todes die liebsten Freunde wie durch ein Wunder in seine grauenvolle Einsamkeit sandte; „er starb schön! Sieh nur, wie seine Züge sich verklärt haben!"

Jaromir schwang sich plötzlich zu Pferde und sprengte rasch den Weg, den sie gekommen waren, zurück; man wußte nicht, was er beabsichtigte. „Wartet hier zwei Minuten," rief er, „ich bin gleich zurück."

Still umstanden die Freunde den Gestorbenen. — „Gebt mir eine Scheere," bat Rasinski, „ich will mir eine Locke zum Angedenken von seinem Haupte mitnehmen."

Bernhard reichte ihm aus seiner Brieftasche, was er verlangte. „Gönnst Du mir zehn Minuten," sprach er, „so zeichne ich den Kopf hier in meine Schreibtafel. Diese Züge fehle ich nicht."

„Das Blatt soll mir heilig sein," antwortete Rasinski und dankte dem Freunde durch einen Händedruck.

Während Bernhard zeichnete, kehrte Jaromir zurück. Er hatte zwei Spaten quer über dem Sattelknopf liegen. „Wir müssen unsern Kameraden begraben! rief er von weitem; „es ist Gottes Geheiß, der uns in seiner Todesstunde zu ihm geschickt hat."

„Woher hast Du die Spaten?“ fragte Rasinski verwundert; „gewiß hätte ich gleich an ein Begräbniß gedacht, wenn ich die Möglichkeit gesehen hätte, es zu veranstalten. Du bringst meiner Seele den schönsten Trost!“

„Ein Zufall ließ mich die Werkzeuge entdecken. Vorhin als wir von der Redoute herunterkamen, sah ich in einer Vertiefung zwei zerschmetterte russische Laffetten liegen, an denen ich noch Häue und Spaten bemerkte. Das fiel mir jetzt ein, und da ich mir den Ort gemerkt hatte, eilte ich, sie zu holen.“

„Gieb her,“ rief Rasinski und ergriff den einen Spaten. „Hier unter der jungen Fichte, die vielleicht einst ein Greis unter den Bäumen wird, wie der Todte einer unter den Helden, laßt uns ihn begraben!“ Zugleich stach er selbst die erste Schaufel aus; Jaromir arbeitete rüstig mit. Eine Erdspalte, die nur etwas erweitert werden durfte, sollte das letzte Lager des alten Kriegers werden. — Boleslav und Ludwig hielten des Todten Haupt leicht empor, damit Bernhard zeichnen konnte. Eine Viertelstunde wurde diesem heiligen Liebesdienst gewidmet. Regnard blieb stummer, erschütterter Zeuge; er hielt es für eine Ehrenpflicht, dem Begräbniß eines so ergrauten Kameraden seine Gegenwart nicht zu verweigern.

„Ich bin fertig,“ sprach Bernhard und reichte Rasinski das mit charakteristischen, festen Strichen entworfene Bild des Todten dar.

„Wir sind es auch!“ sprach dieser und nahm das Blatt. „Vortrefflich!“ rief er, indem er es betrachtete. „Es ist ganz der alte, treue Kamerad; es ist seine ehrwürdige Stirn, seine mild im Tode lächelnde Lippe. Ich danke Dir ein Kleinod Bernhard!“ Er drückte ihm bewegt die Hand. „Jetzt entnehmt ihn seinem schaudervollen Bette und legt ihn

in die letzte, kühle, stille Wohnstätte. Du wirst einsam ruhen, alter Freund! Aber der Wolf soll doch Deine Gruft nicht aufwühlen, der Rabe nicht Dein treues Auge seinen Jungen zur Speise ins Nest tragen."

Der Leichnam wurde hinabgesenkt; bald bedeckte ihn die kalte Erde.

„Ruhe wohl," sprach Rastinski und streckte den Arm segnend über die Gruft aus. „Der Wille des Allmächtigen sandte Dir ein Maaß der Qual, das die menschliche Brust nicht zu fassen vermag, vor der die eisernen Nerven eines Helden erbeben. Doch seine Gnade ist reicher, als seine Strenge; Dir wird vergolten werden. Du ruhest hier einsam, denn keiner Deiner Brüder schläft neben Dir und ferne ist die Heimath der Deinen. Aber am Tage der Auferstehung werden zwölftausend Helden um Dich her erwachen, und Du wirst mit ihnen im Triumphe einziehen in die Pforten des Jenseits. — Dein Grab können wir nicht schmücken. Der nächste Frühling muß es thun! Fluch der Axt, die diese junge Fichte berührt, welche uns noch in späten Jahren Deine heilige Ruhestätte bezeichnen kann; doch Segen über den, der dieser Gruft ein Liebeszeichen weiht." Hier verstummte er.

Bernhard rief: „Laßt uns dort den Stein auf die Gruft wälzen!" Wenige Schritte davon lag ein ansehnlicher Granitz, der fast die Form eines Würfels hatte. Die kräftigen Jünglinge packten den schweren Block an und wälzten ihn glücklich bis auf die Grabstätte. Dann brachen sie grüne Zweige von der Fichte ab, steckten sie in die frisch aufgeworfene Erde, und Bernhard kratzte mit seinem Messer ein P in den Stein.

„Jetzt die letzten kriegerischen Ehren," sprach Boleslav und holte seine Pistolen aus der Halfter; die Andren thaten ein Gleiches. Rastinski trat zum Commando vor. Er zog

den Säbel und commandirte mit heiligem Ernſt: „Schlagt hoch an! Feuer!“

Die Schüſſe fielen, die Rauchſäule ſtieg grade empor und glänzte in einem flüchtigen Blick, den die Sonne durch das Gewölk warf. Doch von dem Knall aufgejagt, flatterten ringsum Schwaren von Raben auf und flüchteten mit rauſchendem Flügelſchlag.

Dreimal wurde dem Beſtatteten der kriegeriſche Ehrengruß gebracht, dem auch Regnard ſich nicht entzog.

Dann ſetzten ſie ſich auf und ritten eilig, ſchweigend, zu den Ihrigen zurück, die ſie an der Grenze der Feldmarken erhielten, welche die Geſchichte bis für die Söhne ferner Jahrestauſende mit erſchütternder Denkwürdigkeit bezeichnet hat.

Neuntes Capitel.

Nach zwei mühſeligen Tagen erreichte das Heer Wiazma; hier ließ der Kaiſer einen Raſttag halten, um die Nachhut, welche der Marſchall Davouſt führte, zu erwarten.

Schon waren die Kräfte der Truppen aufs Äußerſte angeſtrengt; Viele, durch Krankheit oder Wunden geſchwächt, blieben zurück; ſelbſt der feſteſte Wille vermochte nicht, die verſagenden Kräfte des Körpers zu erſetzen.

Maſſuski war glücklich genug geweſen, noch keinen von den Seinigen zu verlieren; dies dankte er theils ſeiner frühzeitigen Sorge für ihre wärmere, feſtere Bekleidung, theils der unermüdeten Thätigkeit, mit der er noch jetzt fortwährend den Bedürfniſſen, ſo viel es möglich war, zuvor-

zukommen ſuchte. Vornehmlich hatte er durch das Beiſpiel muthiger Zuverſicht den Geiſt der Ordnung, der Ehre und des Vertrauens zu erhalten gewußt, der in ſo bedrängenden Zeiten die ſicherſte Rettung, der wirkſamſte Schutz gegen das hereinbrechende Verderben gewährt. Der Soldat iſt ganz überwältigt und verloren, wenn er es nur einen Augenblick aufgiebt, den grimmigen Feinden: der Noth, der Kälte, der übermäßigen Anſtrengung, Trotz zu bieten. So hielt Raſinski jetzt auf ſtrengere Ordnung im Marſch; er geſtattete durchaus kein Vereinzeln, kein Zurückbleiben, kein Vernachläſſigen der Pferde, der Kleidungsſtücke und Waffen. Er wußte den Reitern begreiflich zu machen, daß der kleine Mangel, dem ſie noch, wenngleich mit einiger Unbehaglichkeit, abhelfen konnten, in wenigen Tagen durch Vernachläſſigung zu einem unerſetzlichen Schaden geworden war. Seine Offiziere, ſo wie Ludwig und Bernhard, ſchloſſen ſich ihm durch gleiches, ſorgliches Aufmerken und eignes Beiſpiel wirkſam an.

In Wiazma war es Raſinski gelungen, noch ein leidliches Unterkommen für Pferde und Leute zu finden. Drei halb ſtehen gebliebene Mauern einer großen Scheune, die noch eine Bedachung hatte, dienten den Roſſen zum Stalle; da ſie aber alle nicht Raum fanden, ſo mußten ſie von acht zu acht Stunden wechſeln. Es war Stroh genug herbeigeſchafft worden, daß alle lagern konnten; allein die Fütterung fiel freilich mager genug aus. Doch ſchon die Ruhe in dem wärmeren Bezirk der bedeckten Mauern that den Thieren wohl. Für ſich und ſeine Leute hatte Raſinski ein Häuschen in Beſchlag genommen, das kaum dreißig Menſchen faſſen zu können ſchien. Doch durch genaue Vertheilung auf dem engen Flur-, Stuben- und Bodenraum, wobei man jedes Plätzchen achtete, war es dennoch möglich ge-

worden, ſechzig Mann, freilich eng genug, zu lagern. Durch eine Abwechſelung von acht zu acht Stunden, während welcher die Einen ſchliefen, die Andren die Pferde, die Wachtfeuer, das Kochen beſorgten, gelang es dem vorſorgenden Führer, die Leute völlig ausruhen und auswärmen zu laſſen, ſo daß ſie, als der Marſch fortgeſetzt werden ſollte, mit in der That durchaus friſchen Kräften an die beſchwerliche Reiſe gehen konnten.

Vor Tagesanbruch ſetzten die Colonnen ſich in Bewegung. Der Weg führte zwiſchen langen Fichtenwäldern dahin; die todte Einförmigkeit ſchien die ungeheure Weite, in der ſich die Krieger von der heimathlichen Gegend fühlten, noch zu vermehren. Auch die Länge der ſchon ſo beſchwerlichen Tagemärſche wuchs dadurch. Raſinski erhielt den Auftrag, mit ſeinen Leuten den Schluß des Zuges zu bilden, um die Zurückbleibenden heranzutreiben; denn ſeit den letzten zwei Tagemärſchen hatten ſich ſchon ſo viele Nachzügler gefunden, die ſich auf die ſpäterhin folgenden Corps verließen, und bis dieſe herankämen, einige Ruhetage zu erhaſchen glaubten, daß man dieſer Unordnung auf alle Weiſe ſteuern mußte. Er ritt daher hinter der langen Reihe von Wagen, die theils noch Bagage, theils Lebensmittel und Verwundete fortführten. Die überflüſſigen Munitionswagen und manche andre, die den Zug beläſtigten, hatte man bereits verbrannt und die Pferde vor die Kanonen geſpannt. Denn obgleich das Wetter hell blieb, ſo glatteiſte es doch jede Nacht, und alsdann konnte man mit den ſchlecht beſchlagenen, ungeſchärften Pferden ſelbſt gelinde Abhänge kaum hinankommen, ſo daß die Artilleriſten ſich ſelbſt mit vorſpannten, um die ihnen anvertrauten Waffen, an die ſie ihre Ehre ſetzten wie die Regimenter an ihre Adler, nicht zurücklaſſen zu müſſen. — Mit Mühe erreichte er den Bivouak, aus

dem man nach einer von Frost und Hunger gestörten Nachtruhe noch im Dunklen wieder aufbrach. Der grauende Tag zeigte ein klägliches Schauspiel. Eine Menge Leute waren vor Entkräftung zurückgeblieben; es war unmöglich, sie in ihren Reihen zu halten. Dazu wurde der Weg schlimmer, und die schlecht gefütterten Pferde schleppten sich nur mühsam vorwärts. Die Colonnen rückten äußerst langsam vor. Es wurden zur Fortschaffung der Geschütze mehr und mehr Pferde nöthig. Der Kaiser gab den Befehl, von allen Bagagewagen, selbst von denen der höheren Offiziere, die Hälfte der angespannten Pferde zu nehmen, um sie vor die Kanonen zu spannen. Da auf diese Weise die schon zu große Last für die halben Bespannungen eine nicht mehr fortzuschaffende wurde, mußte dieselbe in gleichem Maaße vermindert werden. Man sah daher Alles, was an entbehrlichen Geräthen, selbst an Kunstwerken, auf den Wagen befindlich war, wie unnützen Ballast auswerfen, und was sich davon verbrennen ließ, durch das Feuer vertilgen.

Als Rasinski neben Jaromir an einem dieser noch brennenden Scheiterhaufen vorüberritt, und sie ihre Pferde abseits lenken mußten, damit sie nicht in die Scherben kostbarer Porzellangefäße träten, die man unvorsichtiger Weise mitten in den Weg geworfen hatte, sprach er zu ihm: „Erinnerst Du Dich noch des Vorfalls dicht bei Moskau, wo der gebrochene Wagen geplündert wurde? Hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß jener Mann der glücklichste von Allen sei, weil man ihm die vergebliche Sorge für seine Trödelschätze zuerst abgenommen hatte?“

„Freilich,“ erwiderte Jaromir; „doch wer erkennt das? Glück und Unglück, ruhen sie nicht in unserer Brust? Und wenn wir uns durch den Schein täuschen lassen, ist es nicht dasselbe, als ob wir durch die Wahrheit leiden? Mir selbst

ist es jetzt oft so erschienen, als ob wir viel spät einsähen, was glückliche, was unglückliche Ereignisse für uns sind. Bei dem ersten Angriff, den wir in der Schlacht von Mosaisk machten, riß mir eine Kugel den Federbusch herunter. Ich pries mich glücklich, daß sie mich nicht einen Fuß breit tiefer traf. Und doch wäre es mein Glück gewesen! Denn wenn mich jetzt oder später das Loos ereilet, was habe ich gewonnen, als einige Tage der Qual? — Und dennoch fühlte ich mich in jenem Augenblicke wirklich froh. Was ist nun wahr, was ist falsch an unsren Gefühlen?

„Die Gegenwart gehört uns wenigstens sicher," sprach Bernhard, der neben Jaromir ritt. „Doch auch die nicht," fuhr er rasch fort; „denn Zukunft und Vergangenheit können sie vergiften. Darum aber, weil uns Nichts gehört, gehört uns Alles. Wo kein Gebieter ist, herrsche der, der herrschen will, und unser ist, was unser Wille uns giebt."

„Ich glaube doch nicht, daß Du ganz Recht hast," meinte Boleslav; „denn wie gering ist die Macht unsres Willens gegen die höheren Gewalten."

„Das ist freilich die endliche Bedingung jedes Menschen," sprach Ludwig; „allein alles dies gilt ja auch nur bis zu einem gewissen Grade. Ich glaube nicht, daß Bernhard leugnen oder behaupten will, es gebe nicht Glück, noch Unglück, sondern der Mensch bilde sich alles selbst; aber Recht hat er, wenn er glaubt, daß es außer dem Glück, und sei es das edelste, das schönste, welches diese Erde bietet, noch etwas Höheres giebt, das uns mächtig zur Seite treten kann, wenn uns Schmerz oder Freude überwältigen. So weiß der Schiffer über der Sonne, die ihm die heitre Fahrt verleiht oder versagt, noch die ewigen Gestirne, nach denen er blickt, wenn die Erde in Finsterniß gehüllt ist."

„Ganz recht," warf Bernhard hin und schüttelte sich,

weil der Herbſtwind ihnen eben rauh entgegenwehte; „aber die ewigen Sterne ſind kalt und leuchten auch nicht ſonderlich. Man geräth oft auf Klippen, wenn man die Naſe nach ihnen hinaufreckt. — Glaubt aber nicht, daß dies eigentlich meine Philoſophie iſt; ich habe nur die, keine zu haben, als welche ich jedesmal bei den Umſtänden borge. So z. B. jetzt, wo wir allerlei Plunder verbrennen ſehen, ſtelle ich die Lehre auf, daß man an Plunder ſein Herz nicht hängen ſoll. Dagegen würde ich, falls ich hier irgendwo einen gefüllten Bäckerladen wüßte, ſogleich beweiſen, daß er mehr werth ſei, als die Schatzkammer des Rhampſinit."

„Hungert Dich?" antwortete Jaromir wohlwollend; „hier iſt noch Brot, das ich zu mir geſteckt. Ich eſſe gar wenig."

„Nein, Lieber," entgegnete Bernhard und lehnte die Gabe ab; „Du weißt, daß ich ſo gut gefrühſtückt habe als Ihr Alle. Mein Gleichniß war im Sinne der ganzen Armee gedacht."

„Bis Smolensk hoffe ich," ſprach Raſinski, „werden wir uns noch, wenngleich mühſam, durchkämpfen. Dort ſind Vorräthe. — Aber horch! War das nicht ein Kanonenſchuß? Wahrhaftig! Ein zweiter, dritter! Der Schall kommt aus der Gegend von Wiazma? — Sollten die Ruſſen heran ſein?"

Alle horchten geſpannt auf die fernen, dumpfen Schüſſe, die die erſte Morgenſtille unterbrachen. — Doch bald wurde es wieder ſtill, man hörte nichts mehr. Indeſſen war Raſinski ſehr beſorgt geworden. Bisher hatte man nur die Beſchwerden einer langen, mühſeligen Reiſe zu überwinden gehabt. Sollte aber der Feind nachgerückt ſein und mit friſchen Kräften das erſchöpfte Heer angreifen, ſo war kaum abzuſehen, wie man dem gänzlichen Verderben entkommen

wollte. Es beruhigte ihn nicht, daß die Schüsse wieder verstummten; denn da er die Fechtart des russischen Heeres kannte, so war er überzeugt, daß wenigstens ein Trupp verwegner, schneller Kosacken auf die Nachhut gefallen sei, der zwar rasch zurückgejagt worden sein mochte, aber nichtsdestominder den Beweis gab, daß das größere Heer nicht weit entfernt sei.

Nachdenklich über die Folgen, welche ein ernster Angriff haben konnte, ritt er schweigend vor den Seinigen her. „Bliski!" rief er nach einigen Minuten einem seiner Reiter zu und winkte ihm, heranzukommen.

Bliski ritt in militairischer Haltung zu seinem Obristen heran und fragte, was dessen Begehr sei.

„Du bist lange in Rußland gewesen, Bliski," begann Rasinski; „kennst Du genau die Straßen zwischen Malo-Jaroslawez und Smolensk?"

„Das will ich meinen! Ich habe sie wohl dreißigmal mit der Kibitke gemessen!" erwiderte der muntre Krauskopf lebhaft und mit einem gewissen Stolz, daß sein Führer von seinem Wissen Raths erholen wollte.

„Wie weit rechnet man von Malo-Jaroslawez nach Wiazma über Medyn?"

„Wenigstens einen Tagemarsch, ja es können auch zwei sein, näher als der Weg, den wir gemacht haben. — Wenn die Kosacken Lust gehabt hätten, müßten sie uns schon von Wiazma bis auf den halben Weg nach Gjaz entgegengekommen sein."

„Meinst Du?" fragte Rasinski lächelnd und erfreut über den guten Verstand des Burschen, der die Bedeutung seiner Frage so rasch errieth.

„Bei der Mutter Maria, mein Obrist, entgegnete Bliski lebhaft, „ich habe mich gewundert, daß es nicht ge-

ſchehen iſt. Aber wir wollten ſie getroffen haben! Ich hatte mir den Säbel ordentlich gewetzt, denn ich bin's ihnen noch ſchuldig von dem Hieb hier über das linke Auge und dem Stich durch den Arm! Nun wer weiß, treffen wir uns bei Dogorobuye."

„Weshalb dort?" fragte Raſinski, obgleich er ſehr gut wußte weshalb.

„Weil dort die große Straße von Kaluga auf die nach Smolensk trifft. Ich denke, wir werden da etwas zu thun bekommen?"

„Wünſcheſt Du's?"

„Wenn mein Pferd und ich bis dahin wieder gut ausgefüttert werden, ſoll mir nichts lieber ſein; aber es ſieht nicht danach aus. Seht nur, mein Obriſt, wie dem armen Thiere das Fleiſch von den Rippen fällt; und die Hüftknochen ſtehen ihm heraus, daß man den Czakot daran aufhängen könnte."

„Tröſte Dich, Bliski, wir leben auch nicht im Überfluß," ſprach Raſinski freundlich.

„Ei," rief Bliski, „nach mir frage ich nichts; denn ein fetter Reiter iſt des Pferdes Gift, wie wir bei uns in der Woywodſchaft Sendomir ſagen; aber meinen Gaul ſehe ich eben ſo ungern darben, als ich meinen Säbel ſtumpf oder mein Piſtol ohne Stein weiß. Kann ich mich nicht mehr auf meinen flinken Rappen verlaſſen, dann iſt der ganze Reiter nichts mehr werth. — Nicht wahr, Alter?" Hiebei bückte er ſich und ſtreichelte ſeinem Thiere freundlich den Hals.

Raſinski hatte wenig auf das Geſchwätz gehört, weil die gefährliche Lage der Armee ſeine Gedanken zu ernſthaft beſchäftigte. — „Wie weit rechnet man von Kaluga bis Dogorobuye?" unterbrach er Bliski's Anrede an ſeinen Rappen.

„Gegen hundert achtzig Werst werden es wohl sein.“

„Und ist der Weg gut?“

„Das kommt auf das Wetter an; jetzt vermuthlich wie hier, auf der Höhe leidlich, in der Tiefe morastig. Aber wenn es schneiet, so ist's die beste Schlittenbahn im ganzen Kaiserthum.“

„Nun, nach Schnee sieht es noch nicht aus.“

„Wer kann's wissen, mein Obrist? Die Jahreszeit ist da, die Frucht wird reif werden, so sicher wie im Herbst die Pflaume.“

„Gut, gut, Bliski; reite jetzt nur wieder zu Deinen Kameraden zurück; ich weiß nun schon, was ich wissen wollte. Du kennst die Gegend und wirst Dich zurecht finden, wenn ich Dich brauche.“

„Das hat nicht Noth,“ rief Bliski mit lebhaften Augen; „ich finde mich von hier bis Madrid zurecht.“ Damit tritt er wieder in das Glied zu seinen Kameraden ein.

Als jetzt die Straße eine Krümmung machte, und das Gebüsch zur Seite aufhörte, erblickte man einige hundert Schritte vorwärts ein schwarzes Gewimmel von Menschen, die an der Seite des Weges eifrig beschäftigt schienen. Zugleich sah man Wagen hinaus in das Feld fahren.

„Da wird's wieder ein Auto-da-Fe geben,“ sprach Rasinski zu den Freunden zurückgewandt. „Es ist auch nöthig, die Kanonen noch stärker zu bespannen, denn sie kommen nicht aus der Stelle.“

Das Treiben und Verkehren neben der Heerstraße hielt die Blicke der Reiter aufmerksam gefesselt. Die Sonne schien hell; plötzlich wurde ihr Bild mitten aus der schwarzen Masse der versammelten Leute blendend zurückgeworfen.

„Das ist das Kreuz des heiligen Iwan!“ rief Bernhard, der sich sogleich an die Begebenheit bei Moskau erin-

nerte. Mit gespannter Erwartung betrachtete man jetzt alles, was auf jenem Punkte vorging. Da der Weg sich eine Höhe hinanzog, übersah man bald das ganze Feld. Ein kleiner See wurde zur Seite sichtbar. Rings um denselben war eine Reihe von Wagen aufgefahren, bei denen unzählige Menschen mit Abladen beschäftigt waren. Andre spannten die Pferde ab und führten sie auf die große Straße zurück.

Wie man näher und näher marschirte, und die Gegenstände sich deutlicher unterscheiden ließen, sah man, daß die in Moskau erbeuteten Trophäen, welche als Zeichen des Sieges für die staunenden Bewohner von Paris im Triumph in die Hauptstadt eingeführt zu werden bestimmt waren, hier in den See versenkt wurden. Prachtvolle Verzierungen von Erz, jenen stolzen Palästen der alten Zaarenstadt entnommen; merkwürdige Kanonen, die Rußland in seinen Kriegen mit dem Orient erbeutet hatte; endlich selbst jenes stralende Kreuz des heiligen Iwan, wurden hier in die sumpfige Tiefe der trüben Fluth versenkt.

Also blieb das Heiligthum doch auf seinem heimathlichen Boden! Der Versuch, es zu entreißen, war nicht gelungen. Die Beschirmenden Götter und Heiligen des Landes hatten es nicht verlassen, sondern mit Schmach mußte der Feind selbst den Besitz aufgeben und bekennen: Ihr waret mächtiger als ich in meinem Übermuth!

Mit einem eignen Gefühle des Grauens sah Jaromir das riesenhafte goldne Kreuz in die Wellen hinabsinken. Er dachte an die seltsamen Ereignisse, die er bei der Abnahme desselben in Moskau erlebt hatte. Hatten jene düstren Zeichen gelogen? Oder prophezeiten sie Wahrheit? Fangen die Flüche und Verwünschungen, die das Volk laut über den Frevel, der an seinen Heiligthümern verübt wurde, ausgestoßen hatte, an, in Erfüllung zu gehen? Wird das unfrei-

willige Aufgeben der Beute den Zorn der beleidigten Penaten dieſes Landes verſöhnen?

Glaubt Ihr, dieſe Sühne ſei hinreichend? Seht Ihr nicht, wie zornig ſchwarz die Welle aufſchwillt, nachdem ſie das goldne Heiligthum in ihren Schooß verborgen hat? Sie wogt und gährt wie von geheimen Mächten bewegt, und ihr dumpferes Rauſchen gegen die Uferwand klingt wie murmelndes Zauberwort! Wahnverblendete! Habe Ihr mit dem heiligen Zeichen denn auch die Flüche von Euch geworfen, die der frevelhafte Raub über Euch heraufbeſchwor? Sie ſind nicht mit geſunken in die Tiefe dieſer Waſſer, aber ſie werden wieder aufſteigen, wie aus einem kochenden Zauberkeſſel, und Euch, mächtig beflügelt, mit giftigem Hauche verfolgen. Seht Ihr nicht, wie der ſchwere, dunſtige Brodem aus dem Sumpfgrabe emporbampft, worin Ihr das heilige Kleinod verſenkt habt? Aufſteigen werden ſie gegen den hohen Dom des Himmels und ſich zu furchtbaren Wettern ſammeln, um ſich über Eurem Haupte zu entladen. Schon trübt ſich die Sonne! Blickt wohl hin! Ihr ſeht ſie nicht mehr wieder, ſo weit die Völker Rußlands vor dem Bilde des heiligen Iwan knieen! Verhüllt bleibt Euch ihr reines Antlitz, bis der Letzte unter Euch verjagt iſt aus dieſen Grenzen, wenn Einer ſie lebend erreicht, um das Verderben der Andren daheim zu verkünden! Denn verfolgen wird Euch der Zorn des Allmächtigen, ſo lange Ihr auf dieſem Boden wandelt, den Ihr mit frevelnden Füßen betratet, wo Ihr einbrachet mit räuberiſcher Hand in das Heiligthum des Glaubens, der Heimath, des Heerdes! Darum verſchleiert ſich das Auge des Weltalls, düſter, fürchterlich! Nur blutig roth wird es Euch noch anglühen durch die graue Nebelhülle, mit der ſich jetzo der Himmel umhängt.

Nun ruht das Kreuz des heiligen Iwan wieder auf

ſeinem heimathlichen Boden! Entriſſen iſt es den beflecken-den Händen der Frevler! Jetzt wird es ſeine alte, ſchützende Kraft bewähren, wird die Völker dieſes unermeßlichen Rei-ches ringsher um ſich verſammeln. Sie ſtrömen herbei von den Ufern des Don und der Wolga, aus den Wäldern des Ural, aus den Steppen Aſiens, den Schneewüſten des Pols, von den Küſten des weißen und des ſchwarzen Meeres!

In tauſend Trachten und Zungen, bewehrt mit Schwert und Lanze, mit Keule, Pfeil und Bogen fluthen ſie heran! Keine Waffe, die nicht zu Eurer Vertilgung geſchwungen wird, keine Sprache, in der die Völker nicht Rache über Euch rufen! Wehe, Wehe Euch! Die Stunde des Ver-hängniſſes hat geſchlagen. Preiſen mögt Ihr die, die gefal-len ſind, bevor ſie dieſen Tag ſahen!

Zehntes Capitel.

Ein rauher, eiſiger Wind erhob ſich gegen Abend. So dicht ſich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, den-noch erſtarrten ihnen faſt die Glieder, da, wo ſie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnſucht wurde die Mor-genröthe als das Ende dieſer Qual erwartet. Endlich er-tönte der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch grade jetzt erſt hatte der Schlaf angefangen die Über-macht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt mußten ſich die durch Marſch und Wachen Übermüdeten mit Ge-walt emporreißen. Viele waren ſelbſt durch ſtarkes Rütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu ſetzen, ſo lähmten ih-nen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als ſie endlich auf

den Füßen ſtanden, ſchwankten ſie mit verſagenden Knieen einige Schritte, fielen aber bei der geringſten Unebenheit des Bodens taumelnd, wie betäubt wieder zu Boden. — Raſinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer ſeines Bivouacs überſah. „Hierher, Freunde," rief er mit feſter Stimme, „hier verſammelt Euch um mich. Auf, auf, zu Pferde!" Ihn ſchüttelte ſelbſt noch der Nachtfroſt, doch er bezwang die Natur mit ſeiner feſten Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugſam durch viele Herangekommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säumige und Schwächere noch verweilten und ſprach ihnen Muth zu. „Rafft Euch zuſammen, Kinder! Die Nacht war rauh, aber der Tag wird beſſer ſein. Wenn Ihr erſt in Bewegung ſeid, werdet Ihr Euch auch erwärmen. Das Frühſtück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit Euch getheilt, und Ihr ſeht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht; der zuerſt Verzagende iſt der zuerſt Verlorne. Wir haben ja ſchon manchen böſen Tag zuſammen überdauert, wie ſollte Euch heute der Muth ſinken! Ein Pole verzagt nicht!"

So zuſprechend ging er durch die Reihen; ſein Wort, ja ſchon ſein bloßer Blick belebte den geſunkenen Muth der Leute. Bald ſaßen ſie Alle zu Pferde und begannen den Marſch.

„Es wird heute ſpät Tag werden," ſprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt ſein, denn es iſt kein Stern zu ſehen. — Wie iſt Dir die Nacht bekommen?"

„Sie war hart; aber man lernt jeden Tag mehr überwinden," erwiderte Ludwig.

„Ich glaube auch, der Menſch iſt ein Gewächs, das

ſich leicht an alle Zonen gewöhnt. Wir rücken heute, däucht mir, in die kalte ein, wenigſtens wenn ich meinen Rücken, der Nachts gegen die Windſeite lag, zum Thermometer mache, ſo müſſen wir ſtark unter den Gefrierpunct gefallen ſein. — Mein Leib und Geſicht dagegen hat die ganze Nacht in der heißen Zone geruht."

„Suche nur Deine Augen zu ſchonen, Lieber, Du klagteſt ſchon neulich darüber," ſprach Ludwig ſanft.

„Was Wunder! Ich habe auch niemals gehört, daß Rauch von friſchem Holze und heller Feuerglanz ein Conſervativ für die Pupille wären. — Indeſſen iſt es wahr, meine Augen ſind gewiſſermaßen meine Hobelbank, mein ernährender Pflug; ja ſogar noch etwas Beſſeres, nämlich die Werkzeuge, mit denen ich den Honig aus dem Leben gewinne, was ſonſt, gleich der Lindenblüthe, die doch nächſt den Kräutern des Chamounythals den beſten Honigſeim abſorbirt, etwas bitter ſchmecken möchte. — Aber ſind Deine Augen Dir das nicht etwa auch?"

„O gewiß," ſprach Ludwig wehmüthig, denn er dachte an die holde Geſtalt ſeiner Geliebten; „doch für Dich iſt das Kleinod dennoch theurer." Hiebei legte er dem Freunde die Rechte auf die Schulter, ſtreifte dann am Arm hinab und faßte ſeine Hand, die er mit inniger Liebe drückte.

„Der Wind iſt verteufelt rauh!" rief Bernhard im unwilligen Zorn, um ſeine Rührung über den Freund zu verbergen, deſſen Liebe nur an ihn dachte in dieſer Zeit des Erduldens. — „Ich wittre ſo etwas, als ſtecke Schnee in der Luft."

In der That wehte ein ſcharfer, eiſiger Wind aus Nordweſt her den Marſchirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er ſcho.. das Angeſicht bis zum Schmerz erkältet, doch ſchien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das stille Grauen der Nacht nur erhöhen. Dichtes schweres Gewölk zog über den Himmel dahin und schien mit jedem Augenblick sich tiefer zu sammeln. Über den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenwälder streifte der Nebel schon ganz nahe hin, so daß er die Gipfel der höchsten Bäume fast berührte. Er senkte sich mehr und mehr.

„Es ist noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen," sprach Ludwig zu Rasinski.

„O ja," antwortete dieser rasch und zuversichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterschied des russischen und des deutschen Winters kannte.

Die Dünste fielen nicht in Tropfen nieder; sie sanken nicht vor der steigenden Sonne herab, um einen heitren Himmel zu enthüllen, sondern sie verdichteten sich mehr und mehr und schwebten, in langsamen Kreisen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windstill; in diesen wenigen Augenblicken aber stieg die Kälte auffallend, und darauf erhob sich der Wind wieder mit erneuter Kraft und streifte mit eisig kalten Flügeln überhin. Plötzlich schienen die schwebenden Dünste gleichsam zu zerrinnen und sanken als dichter Reif herab. Aus höheren Luftregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder, und ehe man noch Zeit gehabt hatte über die schnelle, seltsame Veränderung zu erstaunen, schien der ganze Dunstkreis in Schneeflocken aufgelöst, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und stäubend die Atmosphäre erfüllten.

Mit Entsetzen sah der Soldat sich plötzlich vom Winter ringsher überfallen. Als habe er arglistig einen Hinterhalt gelegt, so schnob er von allen Seiten heran und warf das unermeßliche Netz über seine Beute hin. Der Schnee fiel so dicht und scharf, daß man ihn wie stechend auf der

Wange empfand, bis dieſe in verklammender Erſtarrung fühllos wurde.

Mit einem ſtummen Grauen zogen die Schaaren der Krieger dahin. Das feſte Land ſchien in wenigen Minuten in ein ſtarres, pfadloſes, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie ſollte ſich der Ausweg aus dieſer Wüſte zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thürme mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche ſeit zwanzig Jahren von den Pyramiden Ägyptens und der ſyriſchen Wüſte bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Calabriens bis zu dem brauſenden Belt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren, und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, ſie empfanden jetzt zum erſten Male das kalte Geſpenſt des Entſetzens in ihrer Bruſt, und ſtarrten mit ahnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flockigen Gewölke aus unabſehbarer Höhe wie ein ſchwärzlicher Inſectenſchwarm herniederſtäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in ſeine kalte Umarmung ein, und was es berührte, ſchien der Tod mit ewiger Erſtarrung zu lähmen.

Wie ein ſich immer erneuendes Zaubergeſpinnſt ſpannte es ſich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die argliſtigen Schlingen ſeiner loſen Fäden ein. Nicht eherne, unzerreißbare Feſſeln legte es um den Fuß, aber es erſchöpfte in der tauſendfach wiederholten Anſtrengung, das leichte Band zu ſprengen. Langſam war die Folter, aber das Opfer gewiß; es ſtürzte nicht unter einem zermalmenden Keulenſchlage, ſondern es ſank allmälig unter einer Bürde zuſammen, die,

von Secunde zu Secunde nur um Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maaß der Kräfte weit überragte.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eignen Brust empfand und in den Zügen aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte die Fabel im Herodot hätte Recht," sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichte sich die Luft häufig durch herabflatternde Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Bivouac, wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen!"

Rasinski, der ernst blieb, aber die muthige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine rüstige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegen kam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?" fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Graubart etwas von der Wahrheit gewittert," antwortete Bernhard. „Er conjecturirt, es möge wohl Schnee sein, wovon die Thracier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehen!"

„Einmal! Der glückliche Jonier!" rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber," antwortete Rasinski absichtlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneite. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afrikaner die Römer vom Ticinus bis Cannä!"

„Nun, das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten," warf Bernhard hin; „hier sieht's nicht nach Orangenhainen aus."

Indessen verdichteten sich die Schneemassen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölken herabschüttelte, jagte der Sturm sie auch von dem Boden empor und stäubte sie so den Kriegern ins Angesicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und gesenkten Stellen aus, durch die sich die Straße zog.

„Man sollte glauben, so viel Tausende würden sich bald eine feste Bahn treten," sprach Ludwig, aber wir finden vor uns fast keine Spur und hinter uns lassen wir auch keine zurück, so schnell verweht sie der Sturmwind und bedeckt sie der neu fallende Schnee."

Der Zug stockte. Anfangs glaubte Rasinski es sei nur ein Aufenthalt von einigen Augenblicken, wie dies bei langen Marschcolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernsthaftes Hinderniß obwalten müsse, denn die Stockung dauerte länger und länger. — Ein Adjutant kam endlich auf seinem ermatteten Pferde mühselig durch den Schnee herangaloppirt und redete Rasinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Obrist, sofort die Hälfte Ihrer Pferde zu stellen, um sie vor die Geschütze zu spannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Defilée, wo der Sturm ihn mannshoch zusammengeweht hat. Die Sapeure müssen uns erst Bahn machen."

„Die Cavallerie soll absitzen?" fragte Rasinski mit betroffenem Erstaunen.

„Es ist eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Garde du Corps müssen anspannen und zu Fuß gehen. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können sie begleiten."

Rasinski sah ein, daß er sich nicht weigern könne, doch kostete es ihn eine schwere Überwindung, seine des Gehens

ungewohnte Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von diesen Empfindungen merken, sondern behandelte diesen Fall, wie alle, mit Ernst, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern commandirte er daher: „Erste und zweite Schwadron! In Sectionen, rechts schwenkt! Marsch!" und ließ sie aus dem Regiment hinaus in die Straße reiten. Jetzt schwenkten sie in halben Sectionen ein und folgten nun unter Rasinski's Führung dem vorreitenden Adjutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölf und zwölf an die Kanonen der nächsten Batterie spannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und schlechten Brustriehlen geschehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heut die Arbeit," sprach Rasinski; „morgen werden Eure Kameraden sie thun."

Bernhard und Ludwig gehörten zu der ersten Schwadron; sie hätten ihre Pferde gleichfalls hergeben müssen, doch weil sie Rasinski zunächst zu seinem Ordonnanzendienst bestimmt hatte, behielten sie dieselben. Beide aber empfanden, daß die Zeit, wo ein Vorzug möglich und erlaubt war, vorüber sei. Das strenge Gesetz der Noth, die Alles gleich macht, fing an einzukehren. Noch einige solche Tage und es gab nur noch Kameraden, keine Offiziere und Soldaten mehr. Sie ritten daher zu Rasinski heran und baten ihn das Loos ihrer Kameraden theilen zu dürfen.

„O wenn ich's Euch ersparen könnte!" sprach dieser leise mit dem Ausdruck des Schmerzes. „Aber morgen müßtet Ihr thun, was Ihr heute wolltz darum habt Ihr Recht."

Sie ritten daher gleichfalls weiter nach der Spitze der Colonne vor und meldeten sich bei dem Artillerieoffizier, der die Batterie commandirte. Er wies sie an, ihre Pferde vor eine Haubitze legen zu helfen, deren höchst elendes, ermattetes Gespann der Hülfe am meisten bedurfte.

Auf dieſe Weiſe wurde es möglich die Artillerie fortzuſchaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe. Denn die Räder ſchnitten bis an die Achſen in den Schnee ein, der ſich in einen, mit dem Sande des Bodens gemiſchten, zähen Mulm verwandelte, ohne ſich feſtzufahren. Peitſchenhiebe und Flüche ſchallten durch die Lüfte. Vor manchem Geſchütz ſah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menſchen den erſchöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Äußerſt langſam rückte die ſchwere unbewegliche Maſſe vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, ſondern Pferde und Menſchen ermüdeten gleich in dem immer höher ſteigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat ſchon die äußerſte Erſchöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löſte ſich auf, je nachdem die Leute mit geſchwächten Kräften zurückblieben. Bald marſchirten Viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man ſie in dem Geſtöber und in den verwehten Spuren verlor, theils weil Jeder einen beſſern Pfad auszufinden ſuchte. So oft ſich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Maſſen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Erleichterung zu haben. Aber ſie wurde von Vielen furchtbar gebüßt. Denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Erdſpalten, oder doch ſteile Einſenkungen, die, durch den Schnee trügeriſch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu ſein ſchienen. Die Krieger ſtürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; Andere folgten, weil das kalte Stäuben der Flocken, die ihnen der Sturm ins Geſicht trieb, ſie blendete, unwillkürlich nach und ſtürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So ſah man oft Drei, Vier plötzlich übereinander hinſinken und im Schnee ver-

ſchwinden. Wenige arbeiteten ſich empor; den Meiſten verſagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der ſie ſich zu helfen ſuchten, entſank den erſtarrten Händen; ſie wollten einige Augenblicke raſten, um Athem zu ſchöpfen. Dann lähmte die Kälte ihnen die Glieder, ſie riefen wohl mit erſterbender Stimme um Hülfe, aber Niemand hörte ſie im Geheul des Sturms, oder das eigne Elend der Meiſten war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie, wie in einem allgemeinen Schiffbruch nur an die eigene Rettung dachten. Die erſten Opfer, die auf dieſe Weiſe fielen, erfüllten die Bruſt mit ſchneidendem Jammer. Als aber die Zahl ſich mehrte, als ſie mit der einbrechenden Dunkelheit in die Hunderte, die Tauſende ſtieg, da ſtumpfte ſich der ſcharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Seufzer galt denen, welche in der kalten, grauſenden Umarmung erſtarrten, und vergeblich die Hände nach Rettung ausſtreckten. Sterbend wandte ſich ihr Blick dem Vaterlande, den vorüberziehenden Kameraden zu, noch ein leiſes Ächzen entquoll der erſchöpften Bruſt, dann hüllte Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. — Andere ſanken vor Ermattung und Erſtarrung zu Boden, auch ohne in jene trügeriſchen Tiefen zu ſtürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte ſie mit ſeinem Leichentuch. Anfangs bezeichnete noch eine leiſe Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald ſtellte ſich die unterſchiedloſe Wüſte wieder her und jede Spur ſeines Daſeins war verſchwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhellte ſie. Nur düſterer umwölkte ſich der Himmel und ſchüttete fortwährend das eiſige Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob ſich rauher, kälter. Das Auge unterſchied kaum noch die Bahn für die nächſten Schritte; wer ſich zur Seite entfernte, wer zurückblieb, der verſchwand

in der Tiefe der Finsterniß. Strauchelte sein Fuß, so verschlang ihn die unabsehbare Schneewüste, und sein sterbendes Auge starrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. — Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Lebewohl zu; keine Hand reicht sich ihm zum Abschiede. Vergebens sehnt sich die brechende Brust zu den Lieben, zu der Heimath hinüber! Nicht um sie glücklich zu erreichen, denn zu dieser überschwänglichen Hoffnung hat das Herz nicht mehr die Kraft; nur einen letzten Gruß der Liebe möchte es empfangen, nur nicht so fürchterlich allein in der schauerlichen Umarmung des Todes erstarren!

Vergebens! Dein brechendes Auge starrt umsonst hinauf zum Himmel, das krampfhafte Beben deiner sterbenden Brust rührt ihn nicht mehr! Taub ist er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangst. Flüche und Gebete schlagen gleich machtlos von seiner ehernen Wölbung zurück. Geschlossen sind die Pforten der Gnade; das gigantische Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Eilftes Capitel.

Vor und in Dogorobuye bezog das Heer den Bivouac nach diesem furchtbaren Tage. Mit gelähmten, erstarrten Gliedern erreichten die Krieger den Ort der Ruhe; ihre Kleider waren durchnäßt gewesen, dann von der strenger gewordenen Nachtkälte auf dem Körper gefroren. Wund gescheuert an Armen und Schenkeln wurde ihnen jeder Schritt zur Qual. Und jetzt sollten sie erst die mühseligen Zubereitungen des Bivouacs machen, Holz, Stroh und Futter für die

Pferde, Lebensmittel für sich selbst herbeischaffen. Mit seinem Ansehn, seiner unermüdlichen Thätigkeit war es Rasinski wiederum gelungen, ein elendes Haus zu besetzen, das wenigstens der Hälfte seiner Leute Obdach gab. Er selbst blieb im Freien. Durch Zureden und Beispiel munterte er die Erschöpften auf, rasch noch die geringere Arbeit des Tages zu thun, Holz zu schlagen, zu kochen, einen Fleck vom Schnee zu säubern für die Lagerstatt. Aber mit tiefem Schmerz sah er, daß ihm funfzehn seiner Leute fehlten, die sich erst, seit es völlig Nacht war, verloren hatten. Kaum hatte er Hoffnung, daß sie sich noch einfinden würden. Dreiundzwanzig Pferde waren überdies an diesem einen Tage gestürzt! Wie sollte das enden! Je düstrer die Zukunft vor Rasinski's Blicken lag, je mächtiger empfand er die Nothwendigkeit, der Gegenwart ein heitres Antlitz zu zeigen, ihr gerüstet entgegen zu treten, damit die, welche ihren Muth aus dem seinen zu schöpfen angewiesen waren, nicht vergebens das Auge auf ihn richteten. — Er redete ihnen freundlich zu, tröstete, ermahnte zur Ordnung und unverzagten That.

Der feste, zuversichtliche Ton seiner Worte, ihre unläugbare Wahrheit, die vertrauensvolle heitre Stirn, die er bewahrte, gaben selbst dem Muthlosesten die Hoffnung wieder.

Er blieb aber nicht bei Worten stehen, sondern schritt zur That, und gab seine raschen, übersichtlichen, bestimmten Befehle. „Hier diese Stelle reinigt vom Schnee! Der Erdwall dort schützt uns gegen den Wind. — An der Waldecke drüben schlagt Holz, und aus den Büschen bindet Besen, den Schnee auf die Seite zu kehren. Jaromir, Du nimmst zwanzig Mann und empfängst Heu und Hafer; beim Generalcommando der Cavallerie wird einiges vertheilt werden. — Ihr, die Ihr zu Fuß gegangen seid, ruht Euch jetzt in die-

sem Hause aus; es wird Euch fassen, zwar eng genug, aber dafür so, daß Ihr einander erwärmt."

Diese Befehle fanden pünktlichen Gehorsam. Nur Ludwig und Bernhard eilten, nicht mit den Übrigen auf die Hütte zu.

„Warum legt Ihr Euch nicht nieder, Freunde!" fragte Rasinski dringend.

„Wir bleiben bei Dir," lautete die Antwort Beider.

„Versage uns diese liebe Gewohnheit nicht," fuhr Ludwig fort; „Deine Nähe, das Vertrauen zu Dir, giebt uns mehr Kraft als jenes Obdach. Und was Du überdauern kannst in dieser Nacht, das wird auch uns nicht hinwegraffen."

So wuchs die Liebe, die Treue in der Zeit der Bedrängniß. „Nun denn, wie Ihr mögt," sprach Rasinski mit schwer bekämpfter Rührung; „aber Ihr werdet dann immer das härteste Loos theilen, denn daß ich vor meinen Kriegern nichts voraus haben will und darf, wißt Ihr."

Schon kamen einige Leute mit frisch gefälltem Holz beladen heran. Es wurde ein Fleck vom Schnee gereinigt und ein Feuer angezündet. Lang dauerte es, bis die Flamme hell aufschlug, denn das Holz war jung und feucht; doch nach einer Stunde war auch dieses Übel überwunden, und da durch Rasinski's Vorsorge noch einige Lebensmittel vorhanden waren, die er sparsam aber gerecht vertheilen ließ, so fand der erschöpfte Körper auch bald einige Erquickung.

Offiziere und Leute lagerten sich rings im dichtgeschlossenen Kreise um die Flamme, einander mit den Brudersarmen umfassend und erwärmend. So ruhte Ludwig an Bernhards Brust und Rasinski lehnte sein Haupt auf dessen Schulter; Jaromir und Boleslav auf seiner andern Seite hielten sich eng umschlungen. Die Liebe trotzte dem rauhen Sturm und

Schnee der Winternacht und trug ihr heiliges Leben in die Erstarrung rings umher.

Ludwig war auf's Äußerste erschöpft; nur der Gedanke an seine einsame Schwester, an ihre Trostlosigkeit, wenn er unterliegen sollte, hatte seinem schwächer gebildeten Körper Muth gegeben, die ungeheure Anstrengung zu ertragen, unter der er oft zu erliegen glaubte, und vielleicht erlegen wäre, wenn Bernhard mit seinem stärkeren Körper und rüstigerem Sinn ihm nicht treu zur Seite geblieben wäre. Doch wenn diese Qualen sich wiederholten, was dann? Mit einem innern Schauer wandte er sich von diesen Vorstellungen zurück. Sein Leben schien ihm verschlungen in den Schauern düsterer Nacht; doch da schwebte aus dem schwarzen Hintergrunde der Finsterniß, in die sein Auge sich verlor, ihm das heilige Bild seiner Liebe entgegen. Wie ein sanfter Mondstrahl fiel es in das Dunkel seiner Seele und trat dieser um so näher, tröstender und holdseliger entgegen, je ferner es die Wirklichkeit entführt hatte. So füllen theure Hoffnungen uns am sehnsüchtigsten das Herz, je ferner die Erfüllung uns steht, und aus dem tiefsten Abgrunde des Unglücks richtet sich der Blick mit dem gläubigsten Vertrauen, mit der heißesten Inbrunst zu der ewigen Huld empor. — Ja sie wird dein Schutzengel sein, dachte er in ermuthigter Kraft, sie wird dich, eine Heilige, tröstend, rettend umschweben. Wandte sie nicht schon einmal das Verderben von deinem Haupt? O gewiß, gewiß ist sie mir nahe! — Er gab sich dieser träumerischen Hoffnung mit süßer Sehnsucht hin. — Sollten sich unsre Geschicke nur deßhalb so räthselhaft verschlungen und berührt haben, daß sie ewig unaufgelöst blieben? Nein, das kann der Allmächtige nicht wollen. Er führt uns seine dunklen Irrwege nicht, um uns inmitten der labyrinthischen Bahn zu verlassen, sondern um uns zu dem

wunderbaren Ziele seiner Gnade und Weisheit zu leiten. Nicht das kalte Gesetz der Natur ist so roh, daß es seine Tausende von Keimen und Trieben nur deshalb entwickelte, um sie im Emporblühen zu zerstören; wie sollte das ewige, heilige Gesetz der Schickung sich selbst so grausam verhöhnen! Nein, der Tag wird kommen, der Alles löst; die Stunde muß erscheinen, wo ihre holde Gestalt dir entgegentritt und dir die Hand reicht und süß tönend spricht: Die Prüfungen sind überwunden, jetzt winkt dir der Lohn! —

Aber wie, wenn es erst Jenseits wäre? — Und weshalb denn nicht? Wenn hinter jener unabsehbaren Nacht, die uns umhüllt, der ewige reine Tag glänzt, wenn über dem undurchdringlichen finstren Gewölbe des Himmels, das starr über uns steht, klare heitre Sterne leuchten, Tausende von Sonnen wandeln, — wie sollte denn nur die Nacht unsrer Seele ungelichtet bleiben? Muth, Vertrauen, fester Glaube! — Und doch, wie mächtig hält mich dieses heilige Leben der Erde, das ich warm, körperlich, selbstbewußt empfinde! Allgütiger Vater! O sende deinen Segen schon jetzt auf die irdische Brust herab, löse die Räthsel hier, die du hier geknüpft! Laß dieses Herz nicht in ungestillter Sehnsucht brechen! Warum sollten wir das namenlose Glück mit namenlosem Schmerz erkaufen! Ich dulde als ein Wandrer dieser Erde, laß mich auch so Ruhe und Labung finden! Für die Wunder des Jenseits ist meine Brust zu eng. Gieb mir was ich zu fassen vermag. O, du bist ja so reich an Seligkeit, daß du uns hier das überfüllte Maaß reichen kannst und Jenseits doch noch ein unbegrenztes Meer der Verklärung vor uns ausbreitest! Du gabst mir dieses Leben, gabst mich ihm; Vater, ist es denn eine Schuld meines Herzens, wenn ich mit heißer Inbrunst an seinen reinsten Wonnen hange?

In dieſen Gedanken überſchlich ihn der mehr betäubende als erquickende Schlaf. Doch die übermüdete Natur haſchte mit Begier nach der kärglich und verkümmert zugemeſſenen Gabe.

Bald umfing ihn der Gott des Traumes und wob die täuſchenden Gebilde um ſeine Seele. Noch ſchimmerten die wüſten Bilder des Tages in dem geſchloſſenen Auge nach. Der in dämmernder Bewußtloſigkeit hinſinkende Geiſt vernahm noch die Nachklänge ſeines Wachens. Die Wirklichkeit verſtärkte ſie. So irrte Ludwig athemlos, erſchöpft, mit gefeſſeltem Fuß, deſſen bleierne Schwere er nicht zu beſiegen vermochte, denn die Bande des Schlafes und des Liegens hemmten die Bewegung der Muskeln, durch tiefe Schneefelder. Der Sturm heulte um ihn, denn ſein Ohr vernahm ihn im Schlaf, wie er über die Waldgipfel hinweg brauſte, und riß weit aufgähnende Klüfte in den wirbelnden Ocean grauer Wolken, der ihn umwallte. Wenn ſich die Nebelwogen theilten, glaubte er fernes ſonniges Land ſchimmern zu ſehen, nach dem er ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtreckte. — Wo bin ich? Allein in dieſer Einöde! Ach jetzt erkenne ich es, es iſt ja der Sanct Bernhard mit ſeinen Schneefeldern, auf dem ich mich verirrte. Dieſem hellen Schimmer muß ich nach, dort erreiche ich das ſchöne Land zu meinen Füßen.

So flüſterte ihm die Stimme des Traumes zu, und der wohlwollende Gott lieh ihm ſeine ſanften Flügel, um ihn in die ſchönen Fluren hinabzutragen.

Jetzt wird mir leicht; mit dieſer Wolke ſchwebe ich hernieder. — Wie ſo oft im Traum hatte er natürlich als Liegender das Gefühl, von einer Höhe ſanft herabzuſchweben. Die Nebel- und Wolkengebilde theilten ſich, der Schnee verſchwand; Ludwig glaubte auf einer ſanften, grünenden Matte zwiſchen dem Felſenthale hinzuwandeln. O Dank, Dank, daß

ich mich aus dieſer Wildniß wieder auf den richtigen Pfad gefunden! Dort hinter mir liegt ja das Hospitium auf der Schneehöhe; ja, hier ſteige ich nach Aoſta hinab. O du Liebe, Holde, warum entfliehſt du vor mir? Ich ſehe ja deinen grünen Schleier flattern, ich habe dich ja längſt erkannt! Bianca, Bianca! Warum wärteſt du nicht mein? Warum willſt du wie damals weiter und immer weiter hinwegziehen! — Da wandte ſich die edle Geſtalt der Geliebten um, und ſie ſchlug den Schleier zurück und blickte ihn ſanft lächelnd an. Ich bin dir ja ſo nahe! Dich peinigt ein Traum, daß du mich rufeſt. Siehſt du nicht die reizende Landſchaft um uns her? Ermuntre dich, ſetze dich zu mir auf dieſe Bank an der Hütte. Ja; mein Geliebter, hier wollen wir wohnen, hier iſt es traulich und ſtill. Sieh nur wie die Rebe ſich um das Fenſter rankt, und die breite Kaſtanie, die ihre Äſte weit über das Dach hinſtreckt!

Wie Frühlingshauch trafen ihn dieſe Worte und eine ſüße ſelige Wehmuth drang in ſein Herz. Bianca! Iſt es denn kein Traum? Bin ich endlich mit dir vereinigt, rief er bang und hob die Arme, der Geliebten entgegen. Sie neigte ſich holdſelig zu ihm, er zog ſie näher und drückte ſie bebend an ſeine klopfende Bruſt.

Sie ſaßen nebeneinander auf dem Raſen, gegen den Stamm der alten Kaſtanie gelehnt. Ludwig hatte den Arm ſanft um den Nacken der Holdſeligen gelegt, und ſie ſenkte das Haupt auf ſeine Schulter; ihre Hände ruhten ſpielend ineinander.

O ſo werden die wunderbaren Träume doch endlich wahr! So ſind wir endlich vereinigt und nichts mehr trennt uns wieder. — Nein, laß mich nicht los, wenn die kalte Wolke dort vom Gebirg herabkommt und uns verhüllt. Wenn ich dich nicht ſehe, mußt du dich inniger an meine

Brust schmiegen. Zitterst du vor dem rauhen Sturm? Er wird die Lawine auf uns herabstürzen! Sieh nur, schon stäubt die Schneehaube dort auf dem Felsen hoch auf! — Weiter abwärts laß uns flüchten!

Der Traum riß den Schlummernden in neue verworrene Vorstellungen hinein. Durch den Sturm und den wirbelnden Schnee, der sein Angesicht wirklich traf, wurde er aus den holden Bildern, die seine Sehnsucht geschaffen, rauh aufgeschreckt. Er glaubte mit Bianca zu flüchten. Wohin sie sich wandten, stürzten die Lawinen. Die Erinnerungen jener ersten Nacht auf dem Simplon stiegen in seltsam ineinander verrinnenden Bildern vor seiner Seele auf. Er glaubte tief verschüttet zu sein; um so inniger, angstvoller drückte er die zitternde Geliebte an seine Brust. Er tröstete sie. Sei nicht bang, Holde, weißt du, als wir damals, in jener ersten Nacht in der dunklen Höhle der Erlösung harrten? Ach wie sehnte sich da mein Herz nach deiner Umarmung! Liebtest du mich denn auch damals schon? — Seit dem Augenblicke wo ich dich zum erstenmale sah, antwortete sie mit unaussprechlich süßer Stimme, als du mir das goldne Band brachtest, weißt du noch? Es war ja an der Hütte im Thale, wo wir eben weilten!

O damals! Wie schön war es damals, als ich dein Angesicht zum erstenmal erblickte; Du lächeltest mir entgegen wie der Frühling Italiens, in den wir hinabstiegen. — Siehst du, dort öffnet sich das schwarze Thor! Sieh nur wie die hellen Stralen des Tages hereindringen!

Er ging Arm in Arm mit der Geliebten dem Ausgang der Felsenhöhle zu. Das Thal lag, wie damals, vor ihm ausgebreitet; der Lenz öffnete die ersten Knospen und lächelte aus dem blauen Himmel über die Berge hin. — Sieh nur wie die Kleine uns dort entgegenhüpft. Sie er-

kennt die schöne Signora wieder, die so freundlich mit ihr that. Aber laß uns dort hinunter nach den blauen Seen, den Rebengeländen und blühenden Gärten. Jetzt wallen wir zwischen den Felsen dahin, die Sonne wird untergehen, wenn wir am Abhang stehen und in das selige Land hinunterblicken. Siehst du? Siehst du — jetzt dringt uns ihre rothe Gluth grade ins Auge. Dort hinter der Alpenspitze geht sie nieder. Wie der goldne Rauch das Thal durchzieht und die fernen Gefilde, vom Purpurduft umschimmert, mit dem Himmel zusammenrinnen! O hier ist es schön!

Immer reizendere Bilder webte der Traum. Arm in Arm mit der Geliebten wandelte Ludwig in seliger Einsamkeit durch die Fluren. Ein schattender Hain bot ihnen einen Ruhesitz. Unter den leichten Wölbungen der Zweige hindurch schweifte das Auge über Thäler und Fernen, die im Abendgolde schimmerten, dahin.

Bianca schmiegte sich liebend an seine Brust; er berührte die Lippen der Holdseligen, seine Seele erglühte in der trunknen Flamme, die ihn durchrann. — O gütiger Himmel, betete sein Herz dankend empor, ich sinke selig sterbend hin in dieser Wonne!

Da murmelt dumpfer, ferner Donner, wie wenn die Lawinen in den Abgrund rollen. Er fährt auf aus der Umarmung der Geliebten; sie steht bleich und bebend vor ihm. Siehst du, ruft sie, die Sonne entzündet die Erde und Alles flammt auf in loderndem Brand. Ludwig starrt hin. Ein Flammenmeer wogt rings um ihn her. Entsetzt will er fliehen. Sein Fuß ist an den Boden gebannt. Die Geliebte flüchtet durch die Nacht, nur ihre weißen Gewänder sieht er noch fern schimmern. Er streckt die Arme nach ihr aus, er will sie rufen, die Stimme versagt ihm; die Flammen brennen ihm mit stechendem Schmerz

ins Auge. Da ſchlägt plötzlich ein donnerndes Getöſe an ſein Ohr und ſprengt gewaltſam die Bande des Schlummers, die ihn noch in feſſelnder Betäubung halten. Er ſpringt empor und ſtarrt um ſich her.

Selbſt wachend ſteht er noch betäubt und kann den ungeheuren Wechſel zwiſchen Wirklichkeit und Traum nicht faſſen. Endlich vernimmt er die dröhnenden Trommeln und Trompeten, die zum Aufbruch rufen. Der Wind treibt ihm die hochauflodernde Flamme des Lagerfeuers ins Geſicht, die ſchon in ſeine Träume furchtbar hineinleuchtete, bis das Kriegsgetöſe den Vorhang, der ſein Bewußtſein umhüllte, plötzlich zerriß. Jetzt erſt fühlt er wie die rauhe Hand der Wirklichkeit ihn unerbittlich packt und aufſchüttelt aus dem holdſeligen Wahn! Verſchwunden das Bild der Geliebten, verſunken die Zaubergärten des Traumes; verfinſtert das reizende Eden umher! Rings nur die Unermeßlichkeit der erſtarrten Wüſte und der Nacht. Aus ſeligen Gefilden iſt er hinabgeſtürzt in die Finſternis der Verdammten. Welch eine grauſame Verhöhnung! Es iſt zu viel! Zermalmend ſinkt der Schmerz auf ſeine Bruſt, ſie muß zerſpringen in dieſer Qual.

Da faßt Bernhard ſeine Hand und blickt ihm ſtaunend ins Auge. „Was iſt Dir, Ludwig?“ fragt er mit ſanft eindringender Stimme.

„O mein Bernhard! In Deine Arme laß mich flüchten vor der kalten Schlange des Entſetzens, die mir mit eiſigen Ringen die Bruſt umſchnüren will.“

Er hielt ihn in heißer, unauflöslicher Umarmung; an dem Herzen des Freundes löſte ſich das ſtarre Grauſen ſeiner Bruſt, und in milden Wellen floß der tiefe, unerſchöpfliche Strom der Schmerzen dahin!

Zwölftes Capitel.

Endlich lag Smolensk, das viel verheißene, ersehnte Ziel der Mühen vor den Blicken der Krieger, und stieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneegefilde empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euren Eingeweiden nagt, gestillt werden, dort sollen die erstarrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, die todesmatte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Gerippen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus verzagende Mannschaft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudendank gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgten Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühsal verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, hagern Gesichter, ein letzter Aufflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größern Trupps, die verhungerten gespenstischen Gestalten derjenigen gewahrte, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung hegten, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wüsteneien des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Masse

bleiben, für die niemals das ausreichte, was man auf einem Fleck verſammeln konnte. So waren denn Tauſende wie Räuberhorden dem Heere bald vor, bald nachgezogen, bald hatten ſie es zur Seite umſchwärmt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, ſchwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen ſich dieſe Schaaren gleich den Harpyen über Alles her, was ſie berührten. Keine vernünftige Stimme zügelte ihre bis zum Wahnſinn geſteigerte Begierde. Fanden ſie irgendwo eine Speiſe, ſo fielen ſie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und verſchlangen ſie mit ſo raſender Haſt, daß die Meiſten, wie an genoſſenem Gift gleich darauf unter wilden Qualen zuckend zu Boden ſtürzten und den Geiſt aufgaben. Doch kein Beiſpiel ſchreckte die ſpäter Herandringenden ab, wie von blindem Wahnſinn getrieben, ſtürzten ſie ſich in daſſelbe Verderben, das ihre Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja ſelbſt das Geheul und das Ächzen der noch zuckenden Sterbenden ſchreckte ſie ſo wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Elend hatte die menſchliche Natur in dieſen Unglückſeligen zur entſetzlichſten Entartung geführt; Jeder kannte nur ſich ſelbſt, nur den nächſten Augenblick. Denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und Alles was dieſe ſtillte erſchien als ein nicht zu faſſendes Glück, wenn gleich in der nächſten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Dieſe grauenhaften Geſtalten erſchienen plötzlich, zu dunklen Schwärmen zuſammengerottet, wie ſie aus den nächſten Wäldern, durch die ſie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder ſpäter auf die Straße geriethen. Eine Viertelſtunde vor der Stadt häuften ſich die Andrängenden ſo, daß die noch geordneten Corps der alten und der jungen Garde, ſich nur mit Mühe die Straße zum Marſch freihielten. Jetzt zogen

ſich die Thalränder, die die Ufer des Dniepr bilden, näher zuſammen und beſchränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten ſich dieſe entſetzlichen Rotten auf den Höhen. Sie verſuchten auf den beſchneiten, beeiſten Abhängen hinunter zu klimmen, um die Straße zu erreichen, doch die ſchwache Kraft der Füße leiſtete ihnen den Dienſt, wozu rüſtige Gewandtheit gefordert wurde, nicht mehr. Sie ſtürzten über einander hin, die Abhänge hinab, und rötheten den Schnee mit Blut ihrer, von den rauhen Eisſplittern zerriſſenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten ſie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr ſich von dem Sturz aufzurichten, ſondern blieben betäubt am Wege liegen. — Jetzt ſah man die Thore der Stadt. Selbſt unter den, in dem eiſernen Geſetz des ſtrengſten Gehorſams feſt eingewachſenen Corps der alten Garde, ließ ſich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, ſondern gleich hungrigen Tigern auf die Beute, wollten die Einzelnen aus den Reihen hervorſtürzen, um zuerſt den Zufluchtsort zu erreichen. Denn ſchon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder gedrungen waren, die Stadtmauern erreicht und drängte ſich in ſchwarzem Gewimmel um dieſelben her. Doch bei dem Anblick dieſer hohläugigen Geſtalten, in den ſeltſamſten Trachten, wie Noth und Zufall ſie erfinden, bei ihrem krampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt gefürchtet, und mit Recht, ſie würden wie eine Schaar hungriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerſtörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Aſyls geſchloſſen, und ohnmächtig wütheten und jammerten ſie vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieſer Unglücklichen, vom Froſt erſtarrt, vom Hunger gefoltert im Angeſicht

der Rettung vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die Meiſten waren in Verzweiflung und Erſchöpfung niedergeſunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte ſchon getödtet.

Die geordneter heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche, wilde Geheul um Speiſe, welches ſich mit herzzerſchneidenden Lauten des Jammers miſchte. Jetzt überkam auch ſie die Angſt, daß es ihnen eben ſo ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müſſe, und nur derjenige Labung finden werde, der zuerſt raubend einbreche. Darum ſtürzten ſie aus den Reihen hervor und ſuchten, ſo viel die erſchöpften Kräfte ihnen geſtatteten, einander vorauszueilen, um den Ort des Heils zu erſtürmen, und was er darbieten konnte, mit gewaltſamer Hand zu erbeuten.

Der Marſchall Beſſières warf ſich vergeblich denen, die den Gehorſam aufkündigten, entgegen, umſonſt ſuchten die Offiziere ſie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte ſchon ſich fort durch die ganze lange Colonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiſer in den vorderſten Reihen erſchien, und mit einem Wink Halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Perſon des Feldherrn, an dem ſich in dieſer Zeit der Drangſale das letzte Vertrauen hing, feſſelte ſelbſt die Verwegenſten.

„Soldaten, kehrt in Eure Reihen zurück;“ ſprach er ſtreng aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorſam.

Er ſelbſt ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düſtrer Stille, aber ſtreng geordnet rückten die Krieger in die Feſtung ein.

Raſinski mit den Seinigen folgte unmittelbar der alten Garde. Nur die Hälfte war beritten, die Übrigen gingen zu Fuß, da ihre Pferde vor die Kanonen geſpannt waren. Bernhard und Ludwig waren zu Pferd. Als ſie auf der

Höhe des Thalrandes waren, deutete Ludwig mit der Hand zur Linken über das Schneefeld und sprach zu Bernhard. „Erkennst Du wohl das Schloß dort drüben?"

„Hm!" entgegnete Bernhard, „ich hätte geglaubt es müsse völlig heruntergebrannt sein; aber es steht doch noch so ziemlich auf den Beinen."

„Ich weiß nicht, weshalb ich auch noch jetzt dieses ehrwürdige Gebäude mit seinen seltsamen Thürmen und Zinnen, mit einem ganz besondern Gefühl betrachte;" antwortete Ludwig.

„Ich jetzt mehr als damals; aber das macht die Erinnerung. — Weißt Du, ich glaube wir sind unkenntlicher geworden als das Schloß dort, obwohl die Flamme ihm wahrscheinlich alle Eingeweide ausgebrannt hat. Denn wenn ich Dich so betrachte, mit dem langen Bart und den schwarzen Rauchfuchen im Gesicht, so kann ich mir wohl denken, wie ich selbst aussehe. Es wäre der Mühe werth unser Portrait zu malen, damit wir doch dereinst in Deutschland oder Frankreich den Leuten zeigen könnten, welche Gesichter die siegreiche Armee geschnitten hat, als sie zum zweiten Mal nach Smolensk kam."

„Seid getrost, Freunde," sprach Rasinski zurückgewandt, „eine Zeit der Ruhe liegt vor uns. Sie wird uns auch Gelegenheit bieten, uns wieder ein menschliches Ansehn zu geben."

Sie ritten jetzt durch das Thor der oberen Stadt, denn die östliche Hälfte liegt auf der Anhöhe, die westliche jenseit des Dniepr in der Tiefe, ein. Als sie die nächste Gasse hinabkamen, blickten sie einander betroffen an.

„Nun wahrlich!" sprach Bernhard leise zu Ludwig, „Smolensk sieht nicht aus, als sollte es unser Capua werden."

„Wenn die ganze Stadt so zerstört und wüst ist," ant-

wortete Ludwig eben so leise, „so wird sie uns nicht mehr Lebensmittel darbieten, als die große Straße die wir gekommen sind.“

„Ich sehe noch nicht wie wir ein Loth Reis hier kochen wollen,“ flüsterte Bernhard; „bemerkst Du wohl daß alle Fensterkreuze ausgebrochen sind? Wo hier noch Holz in der Mauer saß, scheint man schon Ernte gehalten zu haben.“

„Und doch glaube ich thäten wir wohl, einige dieser Einsturz drohenden Gebäude in Zeiten zu besetzen,“ erwiderte Ludwig eben so leise, „denn wenn jene Massen Unglücklicher von draußen erst hereindringen, so bleibt kein Stein auf dem andren.“

„Das denke ich auch,“ entgegnete Rasinski, der mit seinem leisen, stets aufmerksamen Ohr Alles vernommen hatte, „und ich sinne auch schon darauf schnell das Recht des Erstbesitzes geltend zu machen. Nur hoffe ich, die Unterstadt wird besser erhalten sein; denn hier stürzt uns vielleicht in der Nacht das ganze Quartier über dem Kopf zusammen.“

„Die frischen Pferdegerippe dort auf der Seite,“ sprach Bernhard, und deutete mit dem Finger in eine engere Seitengasse hinein, „zeigen auch nichts Gutes an; sie sehen mir grade so aus, als ob das Fleisch erst vor einer halben Stunde heruntergeschält wäre. Ich möchte meinen armen Klepper, so mager er ist, hier nicht eine Viertelstunde anbinden; denn schwerlich fände ich etwas anderes von ihm wieder, als die Knochen. Auf einen sonderlichen Braten dürfen wir daher hier auch nicht rechnen.“

„Nun, Lebensmittel sind hier,“ entgegnete Rasinski, „oder die Befehle des Kaisers müßten aufs unverantwortlichste vernachlässigt worden sein. Ihr habt doch noch vorgestern gesehen, daß ein Transport heraus kam, den der Kaiser billigerweise denen zusandte, die sich für uns schlagen, und

außer der Beſchwerde des Marſches noch die Gefahr des Kampfes tragen müſſen."

Ein Adjutant unterbrach das Geſpräch, indem er den Befehl brachte, rechts ab zu reiten, wo die Quartiere für die Cavallerie angewieſen ſeien.

Raſinski nahm daher mit der kleinen Schaar, die er noch um ſich hatte, ſeinen Weg durch eine gewundene, halb eingeſtürzte Gaſſe und erreichte ſo einen freien Raum, wo einige große, ſteinerne Gebäude, die vermuthlich zu Waarenmagazinen gedient hatten, in den unteren Geſchoſſen Ställe für die Pferde, in den oberen Quartier für die Leute darboten. Doch auch dieſe Häuſer waren faſt ganz verwüſtet. Nur in den oberen Stockwerken ſah man noch hier und da ein Fenſterkreuz; die Thüren waren ſämmtlich ausgehoben, ja an einigen Stellen der gedielte Boden aufgeriſſen. Indeſſen gewährten die halb zertrümmerten Gebäude doch ein trockenes Obdach, und falls man nur Holz, Lebensmittel, Stroh und Futter für die Pferde herbeiſchaffen konnte, ſo ſchien der Aufenthalt darin doch, gegen die bisherigen Beſchwerden gehalten, eine Zeit der Schwelgerei zu verſprechen. Denn in den meiſten Zimmern fanden ſich große, ſteinerne Öfen, durch die man ſelbſt bei den nicht zu ſchließenden Fenſtern, doch noch Wärme genug in den Räumen verbreiten konnte, um darin auszudauern.

In wenigen Minuten waren die Quartiere bewohnt, die Pferde in die Ställe gezogen. Raſinski's regelmäßige, unermüdete Sorge hatte es bewirkt, daß er bis auf einige Wenige, die der Anſtrengung unterlagen, ſeit dem Tage von Dogorobuye die Seinigen beiſammen gehalten hatte. Da er nicht duldete, daß irgend einer, er ſelbſt aber am wenigſten, einen Vorzug genieße, waren auch die kümmerlichen Lebensmittel ſo verwaltet worden, daß Niemand ganz leer ausging.

Jetzt war es sein Erstes, Boleslav zum Empfang von Lebensmitteln für die Leute und Jaromir zu dem von Fourage, jeden mit angemessener Mannschaft, abzusenden. Boleslav nahm zwölf Mann und ging nach dem ihm bezeichneten Magazin. Hier fand er ein unbeschreibliches Getümmel. Es war nicht sobald bekannt geworden, daß in dem Gebäude Lebensmittel aufgestapelt seien, als die hungernden Soldaten und Nachzügler sich, wie ein Schwarm von Raben über einen Leichnam herfällt, um die Thüren lagerten, und mit ihrem Jammer und Heulen die Lüfte erfüllten. Einigen gelang es, trotz der davor gestellten Wachen, eine Thür aufzubrechen, und nun mit blinder Gier über die Lebensmittel herzustürzen und sie roh zu verschlingen. Man sah, sie fanden nur ihren Tod, und was Hunderte vom Verderben retten konnte, wurde frevelhaft vergeudet, um die rasende Begierde einiger Wenigen zu stillen. Deshalb war es nothwendig, so grausam die Maaßregel erscheinen konnte, der gesetzlosen Gewalt eine gesetzliche entgegenzustellen. Die Aufseher der Magazine mußten regelmäßige Truppen herbeirufen, die mit dem Bajonett und dem Säbel auf ihre eignen Kameraden eindrangen und sie zurücktrieben. Da dies aber nicht sogleich gelang, weil Jedem der Hungertod entsetzlicher schien, als der plötzliche durch die Waffen, wurde Feuer in den dichtesten Haufen gegeben. Jetzt stob er auseinander; doch er ließ den Boden mit blutenden Leichen bedeckt.

Durch ein solches schauderhaftes Gewühl mußte sich Boleslav Bahn machen; er that es mit Ernst, aber zugleich mit tief schmerzlichem Gefühl. Doch selbst der Berechtigten waren so Viele, daß mehrere Stunden im Kampf und Gedränge verstrichen, ehe er die Lebensmittel, die ihm zukamen, empfangen konnte. Seine Leute gehorchten ihm noch und trugen das Empfangene, ohne es zu berühren, zu ihren Ka-

meraden, um es mit ihnen zu theilen. Allein dies war nicht leicht.

Mann an Mann geſchloſſen, mit den gezogenen Piſtolen in der Hand, mußte Boleslav ſie durch die tobende, fluchende, heulende und jammernde Menge führen und ſich gegen dieſelbe wie gegen eine Räuberbande vertheidigen. Nur mühſam gelang es ihm endlich bis in das Quartier des Regiments zu bringen.

Jaromir war glücklicher geweſen als er, denn bei dem Empfange der Fourage hatte nicht ein ſolches Gedränge ſtattgefunden.

Als Boleslav Raſinski ſeinen Bericht abſtattete, ſchüttelte dieſer das Haupt und ſprach: „Das ſind bedenkliche Zeichen! Wir werden hier nicht lange bleiben können, denn unſer Beſtreben muß es ſein, ſo raſch wie möglich die Grenzen Rußlands zu erreichen. Bei einer ſo gänzlichen Auflöſung alles Gehorſams würde ein entſchiedener Angriff uns vernichten. Ich ſandte Bernhard und Ludwig zum Empfang von Munition; dort hatten ſich nur von wenigen Regimentern Leute eingefunden. Wenn der Soldat ſchon nicht mehr daran denkt, ſich vertheidigen zu wollen, was ſoll daraus werden? Ja ſelbſt zum Empfang der Löhnung hatte ſich nicht ein Drittheil eingeſtellt, obgleich alle Regimenter benachrichtigt waren!“

„Laß nur dieſen einen Tag der gänzlichen Erſchöpfung und Verzweiflung vorüber ſein,“ antwortete Boleslav, „ſo wird ſich Ordnung und Gehorſam ſchon wieder finden. Noch haben die Schrecken des Marſches, des Hungers, der Kälte, die Leute ganz betäubt. Mußten wir ſelbſt doch alle Kräfte zuſammenraffen, um nicht den Muth völlig ſinken zu laſſen; und wie viel beſſer iſt es uns noch ergangen als den Übrigen! Durch Deine Fürſorge ſind die meiſten unſrer Leute

warm gekleidet; sie haben wenigstens gute Stiefel und Mäntel. Auch ist immer noch etwas Speise für sie da gewesen. Aber betrachte die Andern! Zerlumpt, mit zerrissenen Schuhen, mußten sie die furchtbaren Nächte im Freien zubringen, die Tage hindurch sich durch den Schnee arbeiten. Wenn die Qualen so hoch steigen, daß in den Strafen des Ungehorsams kein Schrecken mehr liegt, dann läßt sich die Ordnung nicht mehr erhalten."

„Aber das Verderben liegt darin," sprach Rasinski stark betonend; „das Verderben des Ganzen und der Einzelnen! Das sehen die Rasenden nicht ein. Gefahr und Noth würden sich für Alle um die Hälfte vermindern, wenn sich Keiner eigennützig derselben zu entziehen suchte. Von Zwanzigen, von Hunderten gelingt es Einem; die Andern gehen desto schneller und sicherer zu Grunde."

„Laß ihnen nur zwei Tage Zeit sich zu erholen, so werden sie der vernünftigen Vorstellung zugänglich sein und zum Gehorsam zurückkehren!"

„Aber ist es denn noch Zeit? Haben sie nicht schon ihre Waffen weggeworfen? Fallen sie nicht schon den Übrigen nur als Ballast beschwerlich, ohne noch etwas zur Rettung beizutragen? — Der Kaiser muß außer sich sein über einen solchen Anblick."

Jaromir, Bernhard und Ludwig traten ein. Sie kamen von den Ställen herauf, wo alle Pferde wohl besorgt waren.

„Es ist die erste ordentliche Fütterung, die unsre Pferde erhalten, seit wir Moskau verließen," sprach Jaromir. „Das heißt, unter einer ordentlichen Fütterung verstehe ich halb Spreu, halb Hafer und kaum eine Drittelsration. Doch sieht man, wie es den Thieren behagt und bekommt!"

„Um des Himmels Willen gebt ihnen nicht volles Maaß.

Kaum morgen oder übermorgen würden sie es vertragen," erinnerte Rasinski.

„Sei unbesorgt," sprach Jaromir," ich habe selbst überall das Auge gehabt."

„Wohl," antwortete Rasinski. „Doch nun laßt uns auch an uns denken. Es ist die erste Mahlzeit seit langer Zeit, die wir unter Obdach, sitzend und in trauter Gemeinschaft zu uns nehmen werden."

Alle noch übrigen Offiziere hatte Rasinski zu sich in das leidlich bewohnbare Zimmer geladen. Es war das erste Mal daß er einen kleinen Vorzug vor den Seinigen hatte, den sie ihm mit Gewalt aufdrangen. Er glaubte ihn diesmal annehmen zu dürfen, weil es den Leuten gleichfalls nach Verhältniß und Umständen wohl erging. Deshalb verstattete er sich auch mit den Freunden den Genuß einer Flasche Weins; der Kaiser hatte aus seinem eignen Vorrath jedem der Regimentscommandeure zwei Flaschen zustellen lassen. — „Die andre," sprach Rasinski, „laßt uns auf dringendere Zeiten bewahren."

Nach der Mahlzeit schloß die Übermüdung Allen bald das Auge, und sie genossen der köstlichen Labung des Schlafes, ohne durch den Schmerz der vor Kälte erstarrenden, oder durch die zu große Nähe der Flamme fast verbrennenden Glieder jeden Augenblick aus der dumpfen Betäubung geweckt zu werden, die sie in den Bivouacs statt eines leichten, erquickenden Schlummers umfing.

Dreizehntes Capitel.

Es war heller Tag, als ſie erwachten; und vielleicht hätten ſie noch länger geruht, wenn der Hunger ſie nicht geweckt hätte. Zum Glück konnten ſie ihn diesmal befriedigen.

Raſinski ging aus, um zu verſuchen, ob er es möglich machen könne, ſeinen Leuten einigen Vorrath von Lebensmitteln zu verſchaffen, damit ſie für die nächſten Märſche gedeckt wären.

Während ſeiner Abweſenheit kam Regnard und erzählte, daß ein zu Paris verhafteter General, Mallet, einen Aufruhr zu ſtiften und die Abſetzung des Kaiſers zu decretiren verſucht habe. Freilich ſei die neue Dynaſtie nur einige Stunden alt geworden, dennoch habe die Nachricht einen tiefen Eindruck auf den Kaiſer gemacht, und er ſolle gegen den Grafen Daru geäußert haben: „Wie nun, wenn wir in Moskau geblieben wären?“

„Jetzt ſind dieſe Nachrichten eingetroffen?“ fragte Bernhard.

„Schon zu Dogorobupe erhielt der Kaiſer die Depeſchen,“ fuhr Regnard fort; „er achtete es aber doch nöthig, ſie zu verheimlichen. Auch von der Arrieregarde ſollen ſchlimme Nachrichten eingetroffen ſein. Bei Wiazma hat ein heftiges Gefecht Statt gefunden, wobei wir viele Leute verloren haben; der Prinz Beauharnois hat am angeſchwellten Fluß Wop, über den er ſeinen Übergang nicht raſch genug bewerkſtelligen konnte, ſeine halbe Artillerie und alle Bagage zurücklaſſen müſſen. Doch iſt ſie zum Glück den Koſacken nicht in die Hände gefallen, denn ſie wurde mit den Pulverwagen zugleich in die Luft geſprengt. Indeſſen muß die

Arrieregarde furchtbar gelitten haben, wenn wir bedenken, daß ſchon wir ſo viele Tauſende nur durch Hunger und Kälte verloren! Die nach uns Marſchirenden werden noch weniger finden als wir und haben es überdies mit dem Feinde zu thun."

Jaromir hatte ſich ſtill zurückgezogen, während Regnard erzählte; bei dem großen Elende, welches jetzt herrſchte war ihm das Schickſal Aliſette's doch nicht gleichgültig. Er empfand Mitleid mit der Unglücklichen, deren Leichtſinn jetzt ſo entſetzlich beſtraft werden konnte. Gern hätte er nach ihr gefragt, doch konnte er die Worte nicht über ſeine Lippen bringen. Deshalb verließ er lieber das Gemach und ging auf die Gaſſe hinab.

In den letzten Tagen hatten die übermäßigen Anſtrengungen ihn mit Gewalt von der Beſchäftigung mit ſeinem Schmerz abgezogen. Kaum war jetzt ein Augenblick der Ruhe eingetreten, ſo zeigte ſich auch dieſer innere Feind wieder. Eine briefliche Verbindung mit Warſchau war jetzt unmöglich geworden; es machte ihm daher bittre Sorge, ob der Brief, den Raſinski zu beſtellen übernommen hatte, angekommen ſein werde, oder ob die entehrende Beſchuldigung noch auf Lodoiska laſte, ohne durch ſeine Selbſtverurtheilung zurückgenommen und geſühnt zu ſein. Dieſe Vorſtellung quälte ihn mit unerbittlicher Härte. In den Augen der Geliebten ein Schuldiger zu ſein, das hatte er tragen gelernt; doch ihr für einen Unwürdigen, Verächtlichen zu gelten, deſſen rohe Geſinnung das Heiligthum ihres Herzens mit Füßen trat, und dem nach dem hinreißenden Augenblick der Leidenſchaft die Beſinnung nicht zurückkehrte — das beugte ihn in eine ſolche Tiefe hinab, daß er den Muth, dieſen Schmerz ertragen zu können, nicht in ſich fand. Und wenn nun — wie es jetzt durch das furchtbare Verhängniß, welches

das ganze Heer traf, möglich wurde —, wenn nun der Tod ihn und Rasinski und die Übrigen, die seine Schuld und seinen Entschluß der Sühne kannten, hinraffte, bevor Einer von ihnen den Schleier von der unglückseligen Wahrheit heben konnte? Wenn er die Schmach und Entwürdigung, die sein Verdacht schonungslos auf die Geliebte geworfen, nicht mehr zurücknehmen konnte! Wenn diese erdrückende Last des Bewußtseins ihn bis in das Jenseit verfolgte!

Bei dem Blick in diese Möglichkeiten schwindelte ihn als ob er an dem gähen Rande eines Abgrunds stehe; seine Vorstellungen verwirrten sich, und er bedurfte seiner ganzen männlichen Anstrengung, um ihnen nicht willenlos anheimzufallen. Doch eine unheimliche Gewalt zwang ihn fortwährend, das Auge wieder in diese grauende Tiefe seiner Zukunft zu richten. Er fühlte, daß man die bewußte Macht über seine Gedanken verlieren könne; die Möglichkeit, wahnsinnig zu werden, berührte ihn mit kaltem Grauen.

Er sah Regnard wieder gehen. Die lange, hagre, knochenstarke Gestalt desselben, seine scharfen, selbst durch die Anstrengungen dieser Zeit fast gar nicht geänderten Züge flößten ihm jetzt einen Widerwillen ein, die an Furcht streifte. Er glaubte seinen bösen Dämon in ihm zu sehen, und wandte daher rasch seine Schritte, um ihm nicht zu begegnen.

Bald nach Regnard kamen Bernhard und Ludwig herunter auf die Straße; sie waren einander selbst jetzt wieder kenntlich geworden, da sie seit dem Rückmarsch von Malo-Jaroslawez zum ersten Male die Möglichkeit gehabt hatten, sich umzukleiden und ordentlich zu reinigen.

„Wahrhaftig," rief Bernhard im Heraustreten, „jetzt nehmen wir uns ganz stattlich aus. Seit Dir der Bart nicht mehr wie ein halbzölliges Stoppelfeld um das Kinn

ſtarrt, ſiehſt Du ordentlich ſchön aus. Aber hier iſt freilich Niemand, der ſich verlieben könnte."

„Schon wieder leichtſinnige Gedanken!" ſprach Ludwig lächelnd. „Doch in der That iſt es ſogar in großer Bedrängniß etwas werth, ſich nicht ſelbſt zum Widerwillen zu ſein. Erſt jetzt fühle ich mich wohl."

„Im Ganzen ſieht man," antwortete Bernhard, „daß die Prügel dem Menſchen wie dem Hunde gut bekommen; denn wir befinden uns doch heute eigentlich ganz erträglich. Wenn man nicht unter der Peitſche verblutet, ſo iſt's ein geſunder Aderlaß."

„Wie glücklich Du in ſo wenigen Stunden vergeſſen kannſt!" ſeufzte Ludwig. „Ich ſehe die Vergangenheit zu finſter und die Zukunft zu drohend bewölkt, um mich der Gegenwart freuen zu können."

„Beſter, die Zukunft wird ſo ſchlimm nicht ſein, denn wir ſind jetzt auf die ſchlimmſte gefaßt; wenn man weiß, was da kommt, empfängt man das Unheil ganz anders, als wenn man aus geträumtem Himmel plötzlich hineinfällt. Ein unvermutheter Stoß wirft mich hin; habe ich aber Zeit, mich feſt auf die Beine zu ſtellen, ſo kann ich der dreifachen Gewalt Widerſtand leiſten. — Jetzt laß uns aber ſehen, ob wir Schuhe auftreiben können. Wir müſſen die Lazarethe durchſtöbern und verſuchen, ob ſich eine Erbſchaft machen läßt. Ich würde Raſinski gar gern dieſen Dienſt leiſten."

Dieſer hatte ihm nämlich den Auftrag gegeben, den Verſuch zu machen, ob ſich für die Leute, deren Schuhwerk durch den Marſch gänzlich zerriſſen war, neues auftreiben ließe. Sie gingen; mehr dem Zufall als einem Plane folgend, nahmen ſie ihren Weg in die Unterſtadt, wo die Lazarethe der Reſervearmeen ſich befanden. Vor einem großen, halb verfallenen, aber doch halb zur Bewohnung eingerichte-

ten Gebäude sahen sie zwei Männer in dicken Pelzen und mit Pelzmützen bekleidet stehen. Sie theilten Befehle an verschiedene Andere aus, deren Uniform sie als zu dem Verpflegungspersonale gehörig bezeichnete.

„Gewiß ein Paar Schufte, die uns hungern und frieren lassen," rief Bernhard unwillig, „und in ihren Pelzen spöttisch zuschauen, wenn der arme Soldat im Schmerz der Kälte Thränen vergießt. Ein Mutterſöhnchen! denken sie. Aber ich wollte Euch nur einen Bivouac machen lassen, wie den bei Dogorobuye!"

„Vielleicht wäre aber doch grade bei diesen Leuten etwas zu machen," erwiderte Ludwig. „Laß uns näher gehen und zusehen, ob wir etwas erlangen können."

„Meinethalben! Aber ich gestehe redlich, ich habe lieber mit einem Kosacken zu thun, der's doch grade herausſagt, daß er mich plündern und im Nothfall todtschlagen will, als mit diesen giftigen Kreuzspinnen, die sich die fetten Bäuche von dem Marke der hinsterbenden Soldaten mästen. — Was hilft's aber! Nur näher denn!"

Sie traten zu den beiden Männern, welche mit dem Rücken gegen sie standen, heran; als diese die Schritte und den Gruß der Kommenden hörten, wandten sie sich um. Ein gegenseitiges Erstaunen war sowohl in Ludwigs und Bernhards als in den Zügen der Fremden zu lesen.

„Sehen wir uns hier wieder?" fing nach einigen Augenblicken der Jüngere der beiden Fremden an, indem er den Mund zu einem widrigen Lächeln verzog. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ludwig mit einem Gefühl, als sei er in eine Gletscherspalte gestürzt, Beaucaire und in seinem ältern Begleiter St. Luces erkannte.

„Gendarmen!" rief Beaucaire, ehe Ludwig ein Wort hervorbringen, einen Entschluß fassen konnte, „verhaftet

sofort diese Beiden und werft sie in strenges Gefängniß! Es sind Verräther, die sich an Rußland verkauft haben!"

Erst durch diese Worte erkannte Bernhard, wen er vor sich habe; denn er hatte Beaucaire in Dresden nur einige Augenblicke auf der Straße gesprochen, und so fest ihm die Physiognomie auch zum Theil aus früheren Erinnerungen eingeprägt war, hatte doch die Fremdartigkeit der Tracht sein sonst so sicheres Gedächtniß einen Augenblick ungewiß gelassen. Jetzt ergriff ihn eine unüberlegte aber unbezwingliche Wuth. „Das lügst Du, elender Bube!" rief er mit furchtbarer Stimme, sprang einen Schritt zurück und riß den Säbel heraus. „Wer mir zu nahe kommt, dem spalte ich den Schädel!"

Ludwig, der gleichfalls erkannte, daß hier ein entschlossenes Handeln allein zu retten vermochte, stieß mit angestrenter Kraft den Gendarmen, der ihn beim Arme ergreifen wollte, zurück, daß er in den Schnee taumelte, und im Augenblick blitzte auch in seiner Hand der Säbel.

In der Nähe waren Soldaten. „Kameraden, zu Hülfe, zu Hülfe!" rief Bernhard laut. „Diese Schurken, die uns verhungern lassen, wollen uns jetzt noch mißhandeln und morden! Herbei zu Hülfe!"

Allein, wie es in der Leidenschaftlichkeit immer der Fall ist, rief er diese Wörte nicht französisch, sondern in seiner Muttersprache. Theils wurden sie daher nicht verstanden, theils bezeichneten sie ihn sogleich als einen Fremden, auf die, seit das Heer von so furchtbarem Unheil betroffen wurde, sich der heimliche Haß der Franzosen schon längst gerichtet hatte. Sie glaubten, und nicht völlig mit Unrecht, sämmtliche, aber zumal die deutschen Bundesgenossen freuten sich im Stillen über das Unglück des Kaisers und der Armee. St. Luces, gewandt, jeden Umstand zu benutzen, rief daher

ebenfalls: „Ce sont des traîtres allemands, des espions soldés par la Russie!"

Diese Worte mußten besser wirken. Die in der jetzigen Stimmung leicht zu erbitternden Franzosen drangen auf die beiden Opfer, die ihnen so bezeichnet waren, ein, um sie niederzuschlagen. Bernhard wollte sich nicht ergeben, doch Ludwig hielt ihm selbst den Arm und rief! Vertheidige Dich nicht! Wir könnten hier ein Unglück anrichten. Man muß uns Urtheil und Recht gewähren; Rasinski wird uns nicht verlassen; auf ihn berufen wir uns." — Bernhard stampfte unwillig mit dem Fuße und knirschte mit den Zähnen.

„Wir sind Ihre Gefangenen, mein Herr," wandte sich Ludwig zu St. Luces; „wir werden um Verhör und Urtheil bitten, damit endlich diese grundlose Anklage ein Ende habe. Wir sind Soldaten des polnischen Heeres, Obrist Rasinski ist unser Befehlshaber. Er wird uns zu vertreten wissen; ich fordre, daß Sie ihm unsre Verhaftung sogleich melden!"

Die Gendarmen nahmen Beiden die Säbel ab, und auf St. Luces' Geheiß wurden sie sofort in das Gebäude hineingeführt. Der Unteroffizier wollte sie in die Wachtstube neben dem Thore bringen, wo die Magazinwacht sich befand, doch Beaucaire rief: „Nein! Diese Verbrecher haben das Leben verwirkt. Sie müssen in ein sichreres Gefängniß gebracht werden. Sperrt sie in einen der Keller nach dem Graben hinaus ein!"

„Ludwig, Ludwig," sprach Bernhard im Gehen, „ich fürchte, Du hast übel gethan, nicht den Waffen und der Flucht zu vertrauen. Wer weiß, ob Rasinski von diesen Schurken unterrichtet wird, ehe es zu spät ist!"

Ludwig schien von der Wahrheit dieser Worte getroffen. Im ersten Eifer konnte sein edelmüthiges Herz selbst einem solchen Feinde wie Beaucaire nicht diesen Grad der Bosheit

zutrauen; er hatte daher gegen ihn gehandelt wie er gegen einen Mann von Ehre hätte handeln müssen. Jetzt fiel ihm bei, daß vielleicht Niemand mehr als eben Beaucaire das Tageslicht bei dieser Angelegenheit zu scheuen habe; er dachte an die Zumuthungen, die der Elende seiner Schwester gemacht hatte, und es ward ihm klar, daß dieser Grad der Unwürdigkeit auch nur in der niedrigsten Rache Genugthuung finden könne. Da warf er einen Blick auf den Sergeanten der Gendarmerie, welcher sie nebst drei Mann begleitete. Dieser trug den Orden der Ehrenlegion, hatte zwei Narben auf der Stirn und ein Auge, das eine würdige Gesinnung versprach.

„Ihr seid Soldat," redete er ihn an; „Ihr werdet einem Kameraden eine Bitte nicht abschlagen."

„Außer die, welche mir meine Pflicht verbietet, antwortete der Sergeant ernst.

„Wir sind unschuldig. Wir fallen ein Opfer boshafter Rache. Wenn unser Obrist, der Graf Rasinski, unsre Verhaftung nicht erfährt, sind wir ohne Rettung verloren. Gebt mir Euer Wort, ihm dieselbe zu melden."

„Wenn meine Befehle nicht dawider lauten, sehr gern."

„Er wird es Euch reichlich lohnen! Nehmt meinen Dank im Voraus," rief Ludwig freudig und wollte dem Sergeanten seine ganze Börse in die Hand drücken.

Doch dieser trat zurück und entgegnete: „Keine Bestechung! Ich werde meine Pflicht als Soldat und Kamerad thun. Doch weg mit Eurem Gelde! Was sollte es uns auch hier helfen? Von dem Zeug haben wir genug."

„Ihr seid ein Ehrenmann; so nehmt wenigstens einen Händedruck für Euren guten Willen."

Der Sergeant reichte ihm schweigend, aber mit einem gutmüthigen Blick die Hand. „Hier sind wir am Ziel," sprach er und öffnete eine mit Eisen beschlagene Thür, von

der etwa zwanzig Stufen abwärts führten. Dann wandte man sich in einen Gang zur Rechten, eine zweite Thür wurde aufgeschlossen, und Ludwig und Bernhard betraten mit einem innern Schauer ihr Gefängniß, das sich sofort hinter ihnen schloß.

Es war ein feuchtes, kaltes Gewölbe, in das nur eine durch ein Eisenkreuz geschlossene runde Öffnung, kaum von der Größe eines Menschenkopfes, spärliches Licht hineinwarf.

„Verfluchtes Loch!" murmelte Bernhard zwischen den Zähnen; „kalt wie ein Eiskeller und doch dabei feucht! Sieh nur, wie alle Wände mit einem fingerhohen Reiftepich bedeckt sind! — Ein so widriger, dumpfiger Geruch!" — Er ging tappend umher. „Sollte man uns hier wirklich auf dem nackten Stein liegen lassen? Nicht die Spur eines Lagers ist zu treffen. — Ein Glück, daß wir die Mäntel anhaben, sonst könnten wir, ehe die Sonne untergeht, hier erfrieren."

„Ich hoffe, wir werden noch früher unsre Freiheit erhalten," sprach Ludwig in einem Tone, dem er den Ausdruck tröstenden Zutrauens zu geben suchte. „O Bernhard! Dieser Kerker scheint mir nicht fürchterlich! Aber der Gedanke, daß ich Dich, den ganz Unschuldigen, in alle diese Strudel eines verworrenen Geschicks mit hineingerissen habe, nur weil Du mir eine hülfreiche Hand entgegenstrecktest, um mich zu retten —"

„Um Dich mit plumper, eselhafter Dummheit vollends hineinzustoßen, während Du ohne meine unberufene Thorheit wahrscheinlich jetzt auf dem Trocknen säßest," unterbrach ihn Bernhard fast wild. „Sei kein Kind, Ludwig," fuhr er sanfter fort. „Willst Du Dir am Ende noch Vorwürfe darüber machen, daß Du die Sterne unsers Schicksals nicht am Draht lenken kannst? Willst Du verantwortlich sein von

jetzt bis in alle Ewigkeit, für das, was mir begegnet? Und doch knüpft sich nur eine Ursache an die andre, und wenn ich in funfzig Jahren am Keichhusten sterbe, so kannst Du mir beweisen, daß Du daran Schuld bist, weil Du auf dem Simplon im Jahre 1812 Deine Pflicht thatest gegen eine schöne, bittende Unglückliche." Ludwig blickte finster vor sich hin und schwieg. „Schließ doch einmal die verfluchte Rechnung ab!" fuhr Bernhard fort. „Es könnte mir zuletzt noch glücklich gehen, und ich wäre Dir dann für ewig zum Dank verpflichtet und dürfte kein Glas Wein mehr trinken, ohne mich gegen Dich zu verbeugen und zu sagen: Siehst Du, wäre ich nicht damals mit Dir nach Rußland gegangen, so hätte ich nicht mit Dir heimkehren können, und wäre ich nicht heimgekehrt, so hätte ich das große Loos nicht gewonnen, und hätte ich das große Loos nicht gewonnen, so hätte mich die schöne Prinzessin nicht geheirathet, und hätte ich sie nicht geheirathet, so säße ich jetzt nicht hier in meinem Prachtsaal, und — kurz ich will Dir eine Kette von Ursachen und Wirkungen schmieden, die vom ersten Schöpfungstage bis zum jüngsten Gerichte reichen soll!"

„Deine freundlichen Verhüllungen werden mich an der Wahrheit nicht irre machen," antwortete Ludwig bewegt. „Ich sehe diese Kerkerwände an, und messe die Weite zwischen hier und der Heimath — und ich weiß nicht, aber ich fühle es, was und wer Dich hieher gebracht!"

„Ich fühle nicht, aber ich weiß, daß ich Dich herschleppte mit meinen Dummheiten in Dresden! Aber Du verlangst vielleicht gar, ich sollte Dich ruhig stecken lassen in der Wolfsgrube und davonschleichen, nachdem ich Dich hineingetölpelt hatte? Donnerwetter! Jetzt schießt mir's auf! Wäre ich nicht ein Lamm, ich könnte wild darüber werden! Seh' ich das Ding recht an, so willst Du mir auf eine

feine, aber deſto boshaftere Weiſe nur Vorwürfe machen. Doch vergeblich, guter Freund! Mein Gewiſſen iſt ein Krokodilspanzer, eine Rhinoceroshaut; ich ſage Dir, es iſt mit eichnen Bohlen verkleidet und ſchuß- und feuerfeſt dazu. Glaubſt Du, ich werde mich für alle Sünder verantwortlich machen, die unvermuthet und ohne Beichte in die Hölle fahren, weil ſie von dem nachſtürzenden Kiesgerülle, auf dem mein Fuß zufällig oder ungeſchickt ausglitt, zerſchmettert werden? So wenig, wie ich den Urerzvater Adam anklage, wenn ich einen dummen Streich begehe, daß ſein Apfelbiß mir den Gewiſſensbiß zugezogen habe, den ich nämlich empfinden ſollte! — Aber ich wünſchte, wir hätten ein gutes Kaminfeuer hier und einen Divan mit Pferdehaaren gepolſtert; denn das Stehen wird mir ſchwer, obgleich ich die Nacht gut geſchlafen habe. — Siehſt Du, das iſt noch ein wahres Glück, daß wir ausgeruht und halb geſättigt in dieſen ruſſiſchen Bürgergehorſam gekommen ſind. Faßte der Spitzbube uns geſtern ab, ſo wäre dies heute unſer anſtändiges Grabgewölbe, ſo raſch würden Hunger und Kälte uns ſtill gemacht haben."

„Du biſt ſo gut! Von Allem ſiehſt Du die helle Seite!" antwortete Ludwig gerührt. „Haſt Du denn aber nicht bedacht, daß wir unſeren Feinden eben nur heute kenntlich ſein konnten? Wer hätte uns geſtern in den langen, ſtruppigen Bärten, mit dem verworrenen Haar, der ſchwarzen, rußigen Haut erkannt? — So wird, was vor einer Stunde ein Glück für uns ſchien, jetzt unſer Verderben."

„Und wer ſagt Dir das? — Wenn es ſich in dieſer Stunde ſo umkehren kann, warum nicht in der nächſten abermals? Muth, Muth, Ludwig! Der Rachen des Todes ſteht lange offen, ehe er einmal zuſchnappt; er hat oft genug vergebens in dieſem letzten Vierteljahr die Zähne gegen uns gefletſcht; er ſoll uns heute nicht bange machen."

„Ich zittre nicht!“ sprach Ludwig mit Würde, „denn ich darf meinen Richtern, wie ich sie ungern nenne, mit freier Stirn gegenüber treten. Aber ein tiefer Schmerz muß mich durchdringen, wenn ich sehe, wie ein unseliger Fluch auf mir lastet und die mit erdrückt, die sich am treuesten zu mir gesellen möchten! Dich und Marien! Und, wer weiß —“

„Oreste!“ unterbrach ihn Bernhard. „So laß mich denn Dein Pylades sein.“ Er nahm ihn in den Arm und küßte ihn herzlich.

Vierzehntes Capitel.

Eine Stunde, eine zweite verging; sie harrten vergeblich darauf, daß man sie zum Verhör führen solle. Die Kälte in dem dumpfen Gewölbe schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen. Rings waren die Wände mit feinen Eiskrystallen bedeckt, und der Boden lag sogar hier und da voll Schnee, wie ihn der Wind in die Fensteröffnung getrieben hatte. Eben erhob er sich draußen aufs Neue wieder und heulte schauerlich durch das Gewölbe. Die Müdigkeit zwang die Gefangenen, sich auf dem eiskalten Steinboden zu lagern; doch die Kälte trieb sie bald wieder auf. Nur in der Abwechselung zwischen Gehen und Liegen fanden sie die Möglichkeit, sich vor dem Erstarren zu schützen. Hände und Füße waren ihnen schon verklammt. Es fing an, zu dunkeln; der Tag mußte sich neigen. Ludwig wurde von Minute zu Minute unruhiger; Bernhard pfiff sich Grimm und Sorgen weg.

„Ich fürchte,“ begann endlich Ludwig, „Rasinski weiß

nicht, was aus uns geworden ist. Sonst müßten wir schon Nachricht von ihm haben."

„Die Zeit wird einem lang im Vogelbauer! — Wir sind erst ein paar Stunden hier. Wer weiß, was für langweilige Proceduren nöthig sind, ehe er bis zu uns dringen kann. — „Wär' ich ein Vögelein!"

Ludwig schwieg; der Schmerz preßte ihm die Brust zusammen.

„Mir fällt etwas ein," rief Bernhard plötzlich. „Als die von dem Directorium zur Deportation in die Wüsten Guiana's verdammten Terroristen nach Amerika übergeführt wurden — ich glaube auch Collot d'Herbois, der schlechte Schauspieler, der aber doch die Rolle des Tyrannen leidlich durchgeführt hat —, gab man ihnen, um sie an die schmalen Bissen in der verpesteten Wüste zu gewöhnen, nur schmale Schiffskost. Da fingen die Kerle an, sich aufs Brüllen zu legen und schrien, bis ihnen die Kehlen vertrockneten: „Mich hungert!" Endlich wurde es der Capitain überdrüssig und befahl! „Gebt den Hunden zu fressen, damit sie aufhören zu heulen." — So könnten wir's hier auch machen und an die Thür dort donnern, bis sich Jemand um uns bekümmerte." Dabei that er einen wilden Fußstoß gegen die verschlossene Pforte, daß der Schall dumpf in dem Gewölbe wiederhallte. Doch er sank halb taumelnd zurück, so daß Ludwig hinzuspringen mußte, um ihn am Fallen zu hindern.

„Verflucht!" rief er, indem er die Zähne zusammenbiß. „Ich dachte nicht an den verteufelten Schmerz in den erstarrten Füßen. Das war eine Empfindung, als ob ich zwischen Hammer und Amboß gerathen wäre. — Es geschieht mir schon Recht. Geduld, Geduld! empfiehlt die Lehre der Liebe, und ich wollte ingrimmig toben gegen mein Schicksal.

— Du mußt mich schon ein wenig stützen, Bester, denn der Schmerz ist mir bis in das Rückenmark gefahren!" Er lehnte sich mit dem Arme auf Ludwigs Schulter und zog den schmerzenden Fuß krampfhaft an sich.

Da klirrten die Riegel der äußern Pforte, und man kam die Stufen hinab.

„Nun, geholfen hat es wenigstens!" rief Bernhard; „so soll es mich auch nicht gereuen."

Erwartungsvoll hielten Beide ihre Blicke auf die Thür gespannt, die, so hofften sie, sich ihnen zur Freiheit öffnen werde. Der Sergeant trat mit seinen Leuten ein.

„Ich habe Befehl, Euch zum Verhör abzuführen," sprach er ernst; „folgt mir."

Von den Soldaten begleitet, verließen sie den Kerker. Sie wurden über den Hof geführt.

„Habt Ihr meine Bitte erfüllt?" fragte Ludwig den Sergeanten halb laut.

Doch dieser deutete ihm durch ein stummes Zeichen an, daß er schweigen müsse.

Jetzt fing Ludwig an, zu fürchten, daß seine gerechte Sache doch einen bösen Ausgang nehmen werde. Rasinski konnte nicht benachrichtigt sein, sonst würde er schon Schritte zu ihrer Befreiung gethan haben. Der Kaiser war in der Stadt; ohne allen Zweifel wäre er diesen selbst angegangen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, folgte Ludwig mechanisch seinem vorangehenden Führer die Treppe im Vorderhause hinauf, wo man ihn und Bernhard in ein großes, gewölbtes Zimmer führte. Auf einem Tisch am Ende desselben brannte Licht. Im ersten Augenblick verloren die Eintretenden fast die Besinnung, denn das Zimmer war sehr stark geheizt, und da sie selbst dem Erstarren nahe waren, wirkte die plötzliche Hitze so heftig auf sie. Der Sergeant bemerkte es; er hieß

ſie, ſich auf eine Bank ſetzen, die in der Wand eingelaſſen war, und dort bleiben, bis er zurückkehre. Die drei Mann ließ er zur Wache bei ihnen und trat in ein Nebenzimmer.

„Habt Ihr nicht einen Biſſen Brot, Kameraden?“ fragte Bernhard; „wir ſinken faſt um vor Hunger. Ich will es Euch gut bezahlen!“

Nach einigem Zögern langte einer der Leute ein Stück ſchwarzen Brotes aus der Taſche, brach es durch und reichte Bernhard die Hälfte. „Nehmt! Aber mehr kann ich Euch nicht geben. Dies iſt alles, was ich beſitze, und wer weiß, ob wir morgen noch etwas geliefert erhalten.“

Bernhard wollte ihm ein Goldſtück geben.

„Ich bin unterm Gewehr,“ antwortete der Soldat; „ich darf kein Geld nehmen. Behaltet!“

In dieſem Augenblicke trat der Sergeant wieder ein. Er ſah Bernhard, der eben das Brot mit Ludwig theilte, an und fragte: „Von wem habt Ihr das Brot?“

„Von mir,“ ſprach der Soldat feſt und trat mit angezogenem Gewehr vor.

„Du biſt brav, Cottin, aber Du haſt Unrecht gethan. Ich will nichts geſehen haben. — Du bleibſt als Schildwacht draußen vor der Thür ſtehen; Ihr Andren tretet ab und geht in die Wachtſtube hinunter.“

Die Soldaten verließen das Zimmer.

„Ich habe Euren Auftrag nicht erfüllen können,“ redete der Sergeant jetzt Ludwig an; „denn der Graf Raſinski iſt mit ſeinen polniſchen Lanciers befehligt worden, ſogleich zum Corps des Marſchalls Ney zu ſtoßen. Er war ſchon ſeit zwei Stunden fort, als ich ihn aufſuchte.“

Dieſe Nachricht traf Beide wie ein lähmender Schlag. Ludwig erblaßte und ſah Bernhard an; ſelbſt dieſer hatte die Faſſung verloren. Indem ſchellte es im andren Zimmer.

„Ich muß Euch hineinführen," sprach der Sergeant zu Ludwig; „Ihr sollt zuerst vernommen werden."

„Bernhard!" wandte sich dieser zu dem Freunde; „Du kannst Dich retten; versprich mir, daß Du es willst. Werde ich hier ein Opfer der Rache eines Elenden, so bedenke, daß Du der Bruder meiner Schwester sein mußt. Ich sterbe ruhig, wenn ich Dich gerettet weiß."

„Kopf über Wasser, Freund!" entgegnete Bernhard, ohne die von Ludwig dargereichte Rechte zu fassen. „Wer will Dich verurtheilen? Gieb ihnen nicht eine Sylbe zu."

„Ich werde die Wahrheit, die volle Wahrheit sprechen," rief Ludwig fest; „diesen Unwürdigen gegenüber bin ich zu stolz auch zu der kleinsten Lüge. Aber versprich mir —"

„So antworte gar nicht; fordere den Beweis ihrer richterlichen Gewalt."

„Versprich mir," unterbrach ihn Ludwig dringend.

„Fort, fort," rief der Sergeant; „wir dürfen nicht säumen."

„O Bernhard!" rief Ludwig schmerzlich, denn er verstand ihn wohl. „O Bernhard! — Nun wohl denn! Mein Leiden hat das höchste Maaß erreicht; es ist nichts mehr zu verlieren als Ehre und Männlichkeit, und die soll mir kein Verhängniß rauben."

Mit diesen Worten schritt er, sich rasch und entschlossen losreißend, mit wiedergewonnener voller Kraft durch den Saal.

Bernhard blieb allein. Er hielt das noch unverzehrte Stück Brot in der Hand. — „Ärger verdirbt den Appetit," murmelte er vor sich hin. „Man kann aber noch durch schärfere Säuren geätzt werden; es giebt Dinge, die den Heißhunger verjagen; sie müssen aber bittrer sein als Galle! — Mich hungert jetzo nicht mehr. Aber ich will Dich doch verschlucken, hartes Brot des Mitleids! Der Magen könnte

am Ende unser Herr werden; aber jetzt müssen es Kopf und Herz sein. Ich bin nicht schläfrig; aber ich will auch schlafen auf dieser Bank, daß nicht Todesmattigkeit mir die Glieder bricht, wo sie fest sein müssen wie Eisen."

So streckte er sich auf die Bank hin, um zu schlafen. Doch hatte er seinem Wollen zu viel zugemuthet. Denn schwerer als die Last der Ermattung lag die der Sorgen auf seiner Seele. Zu seinem Glück dauerte die Prüfung nicht lange, denn nach kaum einer Viertelstunde erschien der Sergeant, um auch ihn abzuholen.

„Was ist mit meinem Freunde geschehen?" fragte er hastig.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort, und in der Miene des strengen Soldaten war es zu lesen, daß er nichts geantwortet haben würde, wenn er es auch gewußt hätte.

Mit trotzigem Antlitz trat Bernhard ein. An einem langen Tische saßen St. Luces und Beaucaire; zwei jüngere Leute waren ihnen gegenüber eifrig mit Schreiben beschäftigt.

„Wir sollten uns kennen?" fragte St. Luces, indem er Bernhard scharf ansah.

„Möglich," erwiderte dieser; „ich wüßte aber nicht, wie ich zu der Ehre käme." Der verächtliche Ton, mit dem er die Worte sprach, gab ihnen den umgekehrten Sinn.

„Sollte ich vielleicht so glücklich sein?" fragte Beaucaire mit höhnischem Lächeln.

„Ja, mein Herr! Ich habe Euch in Pillnitz und in Dresden gesehen; vielleicht auch schon früher irgendwo, denn Ihr habt so gewisse physiognomische Kennzeichen, die einem lange im Gedächtniß bleiben."

„So? Sehr erfreulich! — Vielleicht ist Euch auch dieses Gesicht nicht ganz unbekannt," entgegnete Beaucaire und

drehte ein Blatt, das vor ihm lag, um. Es war Bianca's Bild, das man in Ludwigs Brieftasche, die ihm abgenommen worden war, gefunden hatte.

„Ich habe es gezeichnet!" sprach Bernhard trocken.

„Ich glaube mich dessen recht wohl zu erinnern," entgegnete Beaucaire; „es wird zu London im Theater gewesen sein."

Diese Worte fielen wie ein leuchtender Blitzstral in Bernhards Brust; er blickte Beaucaire scharf an, und plötzlich hellte sich das Dunkel seiner Erinnerungen auf. Er hatte diesen widerwärtigen Menschen in derselben Loge mit Bianca sitzen sehen. Alle Gefühle und dunklen Ahnungen seiner Brust wurden plötzlich aufgestört durch die nahe Möglichkeit, etwas Näheres von dem Wesen zu erfahren, das eine so räthselhafte Macht auf sein und Ludwigs Schicksal ausübte. Er vergaß das Verhältniß, in dem er jetzt vor Beaucaire stand, und rief hastig: „Wer ist diese Dame? Sie müssen sie kennen, denn Sie waren in ihrer Nähe! — Ich hätte noch andre Fragen wegen dieses Abends zu thun, jedoch nicht an Sie," fuhr er stolzer fort, indem er sich des versäumten Duells erinnerte.

Beaucaire lächelte teuflisch. „Sie gestehen, Herr von St. Lucas," wandte er sich zu diesem, „daß wir mit feinen Leuten zu thun haben. Der Herr spielt die Rolle des Unwissenden mit großer Wahrheit!"

„Mein Herr!" fuhr Bernhard auf.

„Ihr schweigt!" erwiderte Beaucaire, indem er plötzlich den Ton eines Befehlenden annahm. „Meint Ihr, wenn es uns nicht zu andrem Zwecken dienlich erschienen wäre, wir würden einem Verbrecher wie Ihr diesen verwegnen Ton nur einen Augenblick gestatten?"

Bernhards Auge rollte wild; nicht der freche Befehl

Beaucaire's, ſondern der überwallende Zorn raubte ihm für den Augenblick die Sprache. Er warf den Blick im Zimmer umher, ob er nirgend eine Waffe entdecken könne; glücklich für ihn, daß ſein Auge auf keinen Gegenſtand dieſer Art ſtieß, denn er würde ſofort den höhnenden Schurken Beaucaire damit zu Boden geſtreckt und ſein eignes Leben dafür eingebüßt haben. Dieſer nahm ſein Verſtummen für Furcht und fuhr fort:

„Jetzt gebt Antwort auf die Fragen, die ich Euch vorlegen werde. — Wie ſeid Ihr zum Dienſt bei der Armee gekommen?"

Bernhards erſter Grimm hatte ſich gelegt; er fühlte, daß er ſich verachtend über den Unwürdigen zu erheben habe. Dies vermochte er nicht beſſer, als wenn er jetzt jenes ſtarre Schweigen beobachtete, das ihm zuvor auferlegt werden ſollte.

„Hörtet Ihr meine Frage nicht? Wie ſeid Ihr zur Armee gekommen?"

Bernhard nahm einen unweit ſtehenden Seſſel, rückte ihn ſich heran, ſetzte ſich ohne Weiteres darauf und fing an, als ſei er ganz allein im Zimmer, einen Contretanz zu pfeifen.

Beaucaire erblaßte vor Grimm. „Sergeant," rief er nach einigen Augenblicken, „führt den Verhafteten in ſein Gefängniß zurück."

Pünktlich im Gehorſam, trat dieſer auf Bernhard zu und ſagte ihm, nicht ohne den Ausdruck einer gewiſſen Ehrfurcht, die deſſen keckes Benehmen ihm abdrang; „Ich erſuche Euch, mir zu folgen!"

„Sehr gern, mein braver Kamerad," antwortete Bernhard und ging mit ihm hinaus, ohne durch einen Gruß oder ſonſt irgend ein Zeichen zu verrathen, daß er von der An-

weſenheit der Übrigen im Zimmer auch nur die mindeſte Kenntniß nähme.

Beaucaire befahl den beiden Schreibern abzutreten; ſie gingen; er blieb mit St. Luces allein.

„Ein verwünſchter Proceß!“ rief dieſer, indem er aufſtand; „ich ſehe nicht ein, wie wir bei dieſen hartnäckigen Deutſchen auch nur den Schein eines Protokolls zu Stande bringen wollen, worauf ſie verurtheilt werden könnten. Ihre Leidenſchaft, Beaucaire, hat uns in ein Labyrinth der unangenehmſten Verhältniſſe geſtürzt!“

„Ich getraue mich, den Ausgang daraus zu finden,“ entgegnete dieſer kalt und nicht ohne einen gewiſſen Hohn der Überlegenheit ſeines Verſtandes. — „Wir haben Zeugen, daß der Gefangene dies Bild als von ſeiner Hand gezeichnet anerkennt. Dieſer Umſtand, der mir ſelbſt die evidenteſte Überzeugung giebt, daß beide Angeklagte in einer genauen Verbindung mit Dolgorow geſtanden haben, wird zu einem Berichte hinreichen, der auch den Generalintendanten überzeugt. Wie? Dem Einen ſollte das abenteuerliche Mährchen von der Art und Weiſe, wie er den Grafen über die Grenze führte, geglaubt werden? Man ſollte ſeiner Verſicherung trauen, daß er denſelben zuvor durchaus nicht gekannt und ſeitdem nicht wieder geſehen habe, wenn er das Bildniß der Tochter bei ſich trägt? Und der Andere, der mich in Dresden irreleiten wollte, iſt geſtändlich, das Bildniß gezeichnet zu haben? Und dennoch ſollten Beide ſo ganz ohne Verbindungen mit dieſer ruſſiſchen Familie ſein? Wenn der trotzige Burſche ſich nicht ſchuldig fühlte, weshalb entfloh er denn mit jenem zugleich aus Dresden? Weshalb treffen wir ſie Beide hier beiſammen? — Wenn ich daraus nicht einen Bericht zuſammenſtellen ſollte, der bis zur Evidenz darthut, wie eine höchſt vertraute, fortgeſetzte, vielleicht noch in die-

sem Augenblicke genährte Verbindung Beider mit Dolgorow stattfinden muß, so will ich mich für zu dumm zum Landpfarrer erklären lassen. Sie und ich selbst, die wir in der Stille für uns doch die gegründetsten Ursachen haben müssen, an die möglichste Unschuld Beider zu glauben, müssen jetzt andrer Meinung werden; welcher Dritte vermöchte es, auch nur mit einigem Schein eine entgegengesetzte Ansicht zu vertheidigen? Lassen Sie uns zwei Stunden, und ich bürge Ihnen für die Zustimmung des Generalintendanten."

„Führen Sie die Sache nur nicht zu weit," antwortete St. Luces ein wenig bitter; „von noch fortdauernden Verbindungen wollen wir wenigstens nichts erwähnen. Wer zu viel beweisen will, beweis't am Ende nichts."

„Herr von St. Luces," entgegnete Beaucaire empfindlich, „das lassen Sie meine Sache sein. Der Umstand, daß wir die beiden Leute grade hier treffen, hier in Smolensk, in dessen Nähe ein Theil der Güter Dolgorow's liegt, darf doch wohl nicht unerwähnt bleiben."

„Sie haben mir selbst gesagt," antwortete St. Luces, „daß Sie nie auf diesen Gütern gewesen sind, sogar die Namen derselben nicht genau kennen —"

„Es ist wahr," unterbrach ihn Beaucaire kalt; „aber meine Unkenntniß in dieser Hinsicht wird sich genügend dadurch rechtfertigen, daß ich erst in London in die Dienste Dolgorow's trat, also seine heimathlichen Verhältnisse, da ich ihn nur auf Reisen begleitete, am wenigsten kennen lernen konnte. Auch war ich niemals sein Secretair in Beziehung auf seine Familien- und Vermögensangelegenheiten, weil er diese selbst besorgte. Je unbestimmter meine Kenntniß in dieser Hinsicht ist, je größer wird das Feld der Muthmaßungen. Wüßte ich genau, wo und wie weit von hier Dolgorow's Schloß liegt, so dürfte ich nicht darauf hindeuten, daß es ganz in

der Nähe gelegen sein kann, daß uns von dort aus möglicherweise Verrath und Überfall durch Einverständniß mit Russen in der Stadt bedrohen kann."

St. Luces ging verdrießlich und unruhig auf und nieder. „Ich weiß nicht," erwiderte er nach einigen Minuten, „was mich in der Sache so anwidert. Ist es eine fatale Ähnlichkeit dieses Herrn von Rosen mit Jemandem, den ich gekannt habe, und an den ich mich ungern erinnere, oder hält mich sonst etwas zurück. Ich fürchte aber einmal einen üblen Ausgang."

Beaucaire lächelte. „Ich stehe für den besten. Der Graf Rasinski kann uns nicht mehr schädlich werden; er ist fort — und ich glaube, wir werden nicht viel von ihm und seinem Regimente wiedersehen."

„Der Kaiser schätzt ihn! Wenn er klagte —"

„So könnte er dadurch die Gunst des Kaisers verlieren. Oder halten Sie es für eine Empfehlung, daß die beiden Verdächtigen in seinem Regimente dienen? Und bedenken Sie, wie erzürnt der Kaiser auf uns und unsre Collegen ist, weil er die Magazine nicht so findet, wie er sie erwartete. Ich höre, einen Magazinaufseher in der Oberstadt hat er gestern erschießen lassen wollen. Findet er Zeit, unsre Rechnungen und Bestände genau zu prüfen, so wissen Sie, daß —"

St. Luces biß sich auf die Lippen.

„Was kann uns also erwünschter sein, als ihn durch einen Beweis unsres Eifers günstig für uns zu stimmen? — Die Gelegenheit dazu ist gar nicht schicklicher zu treffen, denn der Argwohn des Kaisers gegen die fremden Bundesgenossen wächst mit jedem Tage, und seit den letzten Ereignissen in Paris ist er vollends mißtrauisch geworden. Unsre beiden Gefangenen sind Freunde, sind, was noch mehr ist, Deutsche, und dienen wahrscheinlich unter fremden Namen und auf alle Weise ver-

kappt in einem polnischen Regimente. Das allein ist hinreichend, sie verdächtig zu machen."

„Nun denn," rief St. Luces, „thun Sie, was Sie wollen; aber ich wälze die Folgen ganz auf Sie."

„Auch in Betreff der angenehmen Folgen für uns?" fragte Beaucaire betonend.

„Wahrhaftig auch in dieser Hinsicht, Herr von Beaucaire," erwiderte St. Luces stolz, „wenn ich in dieser Sache meinen Namen nicht mit hergeben müßte."

„Ich war nicht der, der sie einleitete," sprach Beaucaire kalt. „Sie genehmigen also, daß ich den Bericht für den Generalintendanten aufsetze und ihn ihm zur Vorlegung an den Kaiser einhändige?"

„Thun Sie, was Sie wollen!"

„Und Sie werden ihn mit unterzeichnen?"

„Da ich's nicht vermeiden kann, ja."

„Sehr wohl."

Mit diesen Worten verbeugte sich Beaucaire und ging.

Bernhard wurde von dem Sergeanten und dem vor der Thür stehenden Soldaten, der ihm das Brot gegeben hatte, nach dem Gefängniß zurückgeführt. Alle Drei schwiegen. Als die Thür des Gewölbes sich öffnete und der matte Schimmer der Laterne hineinfiel, sah sich Bernhard vergeblich nach Ludwig um.

„Wo ist mein Freund, lieber Kamerad?" sprach er zu dem Sergeanten.

„Ich habe ihn drüben auf dem andren Flügel allein einschließen müssen."

„Ist sein Gefängniß auch so wohl, so menschlich eingerichtet wie dieses?" fragte Bernhard weiter mit bittrem Tone, dem sich jedoch der Ausdruck eines tiefen Schmerzes beimischte.

„Es ist wahr," begann der Soldat, der sie begleitete, „dies ist ein Loch für einen Hund zu schlimm, geschweige für einen Menschen."

„Du unterfängst Dich, unter dem Gewehr zu sprechen, Cottin?" wandte sich der Sergeant streng um.

„Vergebt, mein Sergeant," erwiderte dieser; „ich weiß, ich thue Unrecht. Aber Gottes Gebot ist auch ein Gesetz, und das heißt mich reden. Ich bin aus dem Elsaß, ich spreche Deutsch; ich habe gehört, daß die beiden armen Teufel Deutsche sind. Einen Landsmann, und wäre es nur ein halber, darf man nicht ganz im Stich lassen."

„Ich habe Dir's oft gesagt, Du bist ein guter Kerl, doch Du hast keinen Dienst."

„Aber ich habe Recht, mein Sergeant."

„Ich will's nicht leugnen. — Allein was sollen wir machen?"

„Freund," begann Bernhard, „thut Eure Pflicht. Es wäre mir Leid, wenn Ihr meinethalben bestraft werden solltet. Zwar werde ich in diesem Kerker schwerlich die Nacht überdauern, und wenn ich morgen freigesprochen werde, wird es zu spät sein — aber thut nur, was Ihr müßt; doch wenn Ihr könnt, so seid barmherzig gegen meinen Freund, der eben so unschuldig ist, als ich."

Der Sergeant schien sich zu bedenken. „Wir müssen Rath schaffen!" sprach er plötzlich entschlossen. „Ich kann Euch auch nicht in dem Gewölbe hier lassen, denn die Kälte ist zu streng und steigt mit jeder Minute. Zum Mörder sollen sie mich doch nicht machen, zumal diese Ritter von der Feder, die niemals Pulver riechen und nicht wissen, was der Soldat alles aushalten muß, während sie in ihren warmen Pelzen und bei den vollen Magazinen sitzen! — Mögt Ihr verbrochen haben, was Ihr wollt, Euch ohne Urtheil

und Recht hier erfrieren und verhungern zu laſſen, das habt Ihr nicht verdient. Ihr habt das Anſehn eines braven Kerls, und ich muß Euch ſagen, es hat mich gefreut, daß Ihr Euch oben ſo ſtolz benahmt. Das ziemt dem Soldaten. Drum will ich etwas für Euch wagen. Aber Ihr müßt mir Euer Wort als Kamerad geben, daß Ihr mir gehorcht."

„Wenn ich's nicht erfüllen kann, ſo ſage ich's Euch zuvor und laſſe mich hieher zurückbringen," antwortete Bernhard feſt.

„So kommt mit auf die Wachtſtube. Doch Ihr dürft mit Niemandem auch nur ein einziges Wort ſprechen!"

„Ich werde ſchweigen wie dieſe Mauern. Aber mein Freund?"

„Auch er ſoll, aber unter derſelben Bedingung, die Nacht mit uns zubringen."

„Meine Hand hierauf in ſeinem Namen."

„So kommt!"

Bernhard faßte unwillkürlich beide Hände des Sergeanten, ſchüttelte ſie mit warmer Heftigkeit, ſah ihm ins Geſicht und rief: „Wahrhaftig, ich bin Euch Dank ſchuldig und mehr als mein Leben! — Und Euch auch, wackerer Kamerad und Landsmann," ſetzte er hinzu und wandte ſich zu dem redlichen Cottin. „Ja, es iſt ein edler Stand, der des Kriegers. Ich ergriff ihn nur mit innerſtem Widerwillen; aber ich habe ihn achten, verehren gelernt. Er erhebt über die niederträchtigen Lumpereien des Lebens und adelt ſo die Geſinnungen des Geringſten. Unter großen Geſchicken wird der Menſch ſelbſt groß. — O Ihr wißt nicht, wie elend die dort oben ſind, die ſich ſo hoch über Euch zu ſtehen dünken! Wahrlich, es thut mir weh, daß dieſes verächtliche Geſindel ſolchen Männern Befehl geben, ſie zur Verantwortung ziehen darf."

Er konnte sich nicht bezwingen; er mußte die beiden Wackren an sein Herz drücken.

„Gut, gut, Kamerad," rief endlich der Sergeant fast unwillig, da er merkte, daß er seine ganze dienstliche Haltung verloren hatte; „nun macht nur fort."

„Erst sagt mir, wie Ihr heißt," fragte Bernhard dringend; „denn ich möchte den Namen eines Ehrenmannes auch gern jenseit mit hinübernehmen."

„Ich heiße Ferrand," antwortete der Sergeant, „wenn Ihr's durchaus wissen wollt. Doch laßt uns jetzo eilen."

„Ich werde Eurer ohne Schreibtafel gedenken," betheuerte Bernhard und nahm nochmals seine Hand.

Ferrand drängte vorwärts; sie gingen.

In Bernhards Seele kehrte jetzt ein Stral der Hoffnung zurück. Er hatte sie wirklich schon aufgegeben und war gefaßt auf das Äußerste. Doch dieses günstige Zeichen hielt er für eine gute Vorbedeutung; dem einen, fürchterlichsten Tode war er doch wenigstens entronnen, und noch konnte er sich nicht überreden, daß der Himmel ihn nur deshalb so vielfach in der dringendsten Gefahr beschützt habe, um ihn durch übermüthige Willkür zu Grunde gehen zu lassen.

So trat er in die unter dem Thore gelegene, finstre Wachtstube; zu andren Zeiten würde sie ihm als ein düstrer Kerker erschienen sein, jetzt gewann sie die Gestalt eines freundlichen, behaglichen Aufenthalts für ihn.

„Hier, setzt oder legt Euch auf die Bank dort in jener Ecke," sprach der Sergeant; „aber haltet Euer Wort, sprecht mit Niemandem und verlaßt die Stelle nicht."

„Ihr sollt mich als einen feigen Schurken mit Füßen zertreten, wenn ich Euch nicht so gehorche, als wäre ich mit Ketten angeschlossen. Und könnte ich mich mit einem Schritt,

mit einem Wort retten, ich wollte ſtarr und ſtumm bleiben wie die Gräber draußen im Eis und Schnee."

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich und hüllte ſich, da der Froſt ihn noch durchſchauerte, dicht in den Mantel ein.

Ferrand ging und kehrte nach einigen Minuten mit Ludwig zurück. Dieſer trat mit einem Zug wehmüthiger Freude um die Lippen ein und ſein Auge ſuchte den Freund. Freudig winkte Bernhard ihm zu, legte aber den Finger auf den Mund. Ludwig gab ein Zeichen, daß er den Wink verſtehe, und nahm in einer andren, ihm angewieſenen Ecke Platz. Der Sergeant ließ hierauf die Soldaten in einen Kreis zuſammentreten und redete ſie an: „Freunde, ich habe ein Werk der Barmherzigkeit an dieſen Beiden gethan und laſſe ſie die Nacht hier zubringen, doch ohne daß ſie einander ſprechen dürfen. Iſt Einer unter Euch, der mir Unrecht giebt, ſo ſage er's, und ſie ſollen ſogleich in ihre Gefängniſſe zurück, wo ſie aber bis morgen vor Hunger und Kälte umkommen müſſen. Meint Ihr alſo, daß ich Recht gethan, ſo mögen ſie hier bleiben, und wir Alle ſind die Mitſchuldigen."

„Laßt ſie hier!" riefen die Leute aus einem Munde; „von uns wird Keiner ein Verräther."

Jetzt war das letzte Bedenken gehoben und Beiden die ruhige Nacht geſichert.

Eine große Schüſſel mit warmer Abendkoſt für die Soldaten wurde hereingetragen; denn hier, im Magazine ſelbſt, herrſchte noch kein Mangel. Ferrand dachte ſogleich von ſelbſt daran, den beiden Gefangenen durch den redlichen Cottin einen hinreichenden Antheil von der Speiſe zu ſenden, ehe ſie durch den Gedanken, man werde ſie übergehen, gequält würden; denn noch immer folterte der Hunger ihren erſchöpften Körper, zumal da der Duft einer lange entbehrten, wohl-

bereiteten Speise die ganze heftige Begier desselben aufregen mußte; deshalb wurde Beiden diese Labung eine unschätzbare Wohlthat.

Denn die allmächtigen Gesetze der Natur überwältigen Jeden; der Edelste, der Größeste, den die geläutertste Kraft des Willens durchdringt, muß zuletzt den Bestimmungen gehorchen, von denen sein irdischer Leib abhängt. Es giebt einen Grad, dem Niemand widersteht. Was zu andren Zeiten eine leichte Selbstverläugnung, eine geringe Kraft der Entsagung, ein Spiel scheint, das wird in solchen Augenblicken zur unermeßlichen Aufgabe. Darum lächle Niemand, den die Verhältnisse noch nie einer strengen Prüfung seiner thierischen Abhängigkeit unterworfen, darüber, daß selbst in Augenblicken, wo es sich um das ganze Geschick des Lebens handelt, ein Trunk, eine Mahlzeit, ein Nachtlager, die gemeinsten täglichsten Bedürfnisse des Körpers zu unwiderstehlichen Mächten werden, die die freieren Seelenkräfte in ihre unzerreißbaren Fesseln schlagen. Nur die stete Erhaltung des Gleichgewichts dieser gewaltigen Triebe läßt sie scheinbar verschwinden. So zermalmt uns selbst die leichte, ätherische Luft durch die Riesenlast ihres Druckes, wenn plötzlich das Gesetz, wonach sie ihrer eignen Kraft den auf Atome ausgeglichenen Widerstand leistet, aufgehoben wird.

Nachdem der grimmige Wolf des Hungers verscheucht war, drang der alles überdeckende, bleierne Strom des Schlafes heran und drückte die Erschöpften in betäubende Erstarrung hinab. Selbst nicht die luftigen Gespinnste der Träume ließ er durch seine dichte Hülle dringen, sondern war stumm, bewußtlos, wie sein Bruder, der Tod. Völliges Vergessen aber war das beglückendste Geschenk, welches eine gütige Schickung den Freunden jetzo darbieten konnte.

Funfzehntes Capitel.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als der Sergeant Ludwig heftig beim Arm rüttelte und ihn laut anrief.

Er fuhr empor; Bernhard durch den Ruf geweckt, ebenfalls.

„Ihr sollt hinauf in den Verhörsaal! Nur rasch! Hier, nehmt einen warmen Schluck und einen Bissen, daß Ihr munter werdet und mit Festigkeit Euer Urtheil hört.“

Ludwig fand mit Mühe seine Sinne wieder; noch halb bewußtlos nahm er das dargebotene Brot und griff nach der Flasche mit warmem Meth, die ihm der Sergeant reichte. Bernhard trat heran.

„Dürfen wir uns jetzt begrüßen?“ fragte er Ferrand.

„So viel Ihr mögt, arme Teufel! Jetzt habt Ihr Alles frei!“ erwiderte dieser.

Bernhard fuhr zusammen. Sollte dennoch — dachte er — aber nein, es ist unmöglich. So kann selbst solch ein Urtheil nicht gefällt werden.

Ludwig war ruhig.

„Ist unser Urtheil gesprochen?“ fragte Bernhard. „Sagt es uns frei heraus, wenn Ihr es wißt. Es soll der letzte Dienst sein, den Ihr uns leistet. Glaubt nicht, daß wir davor zittern werden.“

Doch im Sprechen zitterte er heftig — aber für den Freund, nur für ihn.

„Ihr werdet's gleich droben hören,“ lautete die Antwort des Sergeanten.

„Sagt es gleich, Lieber, ich bitte Euch darum,“ bat auch Ludwig sanft, aber ruhig; „wir können es dann dro-

den mit mehr Fassung anhören, es falle günstig oder ungünstig aus. Es läßt männlicher, wenn wir weder ein Übermaaß der Freude, noch der Niedergeschlagenheit zeigen."

„Bei Gott!" rief Ferrand, „es wird mir schwer, es Euch zu sagen, denn, was Ihr verbrochen haben mögt, Ihr seid brave Soldaten und habt Euer Wort gehalten wie Männer. Ich wollte Ihr wäret vor einer Batterie gefallen. Es ist uns auch keine Freude, auf einen Kameraden anzulegen."

„So sollen wir erschossen werden?" fragte Bernhard bebend und seine Lippen erblaßten.

„So lautet das Urtheil!"

„Heiliger Gott!" rief er aus und warf sich an Ludwigs Brust und preßte ihn heftig in die Arme. Sie hielten sich lange stumm umfaßt.

Der Sergeant klopfte Bernhard gutmüthig auf die Schulter und sprach: „Nehmt Euch zusammen, Kamerad, der Tod ist uns Allen nah; wer weiß, ob ich Euch lang überlebe! Gönnt es denen da oben nicht, daß Ihr so davor zittert!"

„Zittern?" fragte Bernhard und sein Auge rollte. „Wenn ich nicht vor Grimm oder Frost zittern muß, so soll nicht ein Haar auf meinem Haupte zittern! Fort! Hinauf! Sie mögen uns das Todesurtheil vorlesen. Ihr sollt Zeuge sein, ob die Pfeile meiner Blicke nicht schärfer in das Herz der Buben dringen sollen, als Eure Kugeln in meine Brust! — Aber hier will ich weinen an der Brust meines Freundes, und um ihn und um seine unglückliche Schwester," rief er und warf sich von Neuem an Ludwigs Brust, und seine Thränen strömten.

„Bernhard!" sprach Ludwig endlich und schien die Worte gewaltsam aus seiner Brust zu reißen; „Bernhard! — Also mußte ich Dich doch in den Tod reißen! — Mein Herz

blutet, es ist zerrissen von tausend Wunden — o Du weißt das Alles ja am besten! — Aber jetzt mein Geliebter, jetzt muß auch der Schmerz um Dich dem Gebot der Ehre und Männlichkeit weichen. Halte es nicht für einen Verrath an Deiner großmüthig aufopfernden Freundschaft, wenn Du mich ruhiger, kälter siehst, als ich bin. Dein inneres Auge blickt in die Tiefe meiner Brust; aber kein andres soll die Qual errathen, die mich verzehrt. Unser Tod muß unser Triumph sein!"

„Bei Gott! das soll er," rief Bernhard und erhob die Hand wie zum feierlichen Schwur. „Selbst Marie, die weinende Heilige, soll mein Herz nicht mehr weich machen. — Komm! Wir wollen wie Spartaner den grimmigen Zahn des Raubthiers in unsren Eingeweiden wühlen lassen und keine Miene verziehn."

Entschlossenen Schrittes folgten sie ihrem Führer herauf in den Verhörsaal. Sie fanden ihn leer, doch lagen einige Papiere auf dem Tisch.

„Der Brief dort enthält das Todesurtheil," sprach der Sergeant und deutete auf ein zusammengefaltetes, aber aufgebrochenes Schreiben. „Er ist vom Generalcommissair. Vor einer Viertelstunde kam er an. Ich trug ihn selbst herauf und hörte, wie ihn der Baron von St. Luces vorlas."

„Ich möchte ihn lesen!" sprach Ludwig.

„Laßt mich erst zusehen, ob wir nicht überrascht werden können; die Thür des Nebenzimmers hören wir aufgehen, wenn sie kommen."

Er öffnete die Thür des anstoßenden Gemachs und blickte hinein.

„Sie sind noch drüben; lest, aber schnell."

Ludwig nahm den Brief. Er lautete:

„Ich habe dem Kaiser Ihren Bericht vorgelegt. „Wenn

der Verdacht dringend ist, so sollen die Delinquenten ohne weiteres erschossen werden, denn es bedarf eines Beispiels," war seine Antwort. Nach Ihrer, wie ich hoffe gewissenhaften Darstellung der Verhältnisse ist die Schuld keinem Zweifel unterworfen. Wir haben hier nicht Zeit noch Raum uns auf lange Untersuchungen einzulassen, noch Criminalgefangene mit uns zu führen. Lassen Sie daher die Execution sofort, mit Tagesanbruch vor der Mauer vollziehen, damit es kein Aufsehen giebt. Der Anblick der Vollstreckung könnte Aufregungen hervorbringen; nach der That wirkt nur der Schrecken still fort, und das Beispiel erhält eine ungestörte Wirksamkeit, besonders wenn man es heraushebt, daß deutsche Verräther bestraft worden sind. Denn die Anhänglichkeit der deutschen Truppen ist nicht zu groß; die Furcht muß sie treu erhalten. Sein Sie selbst bei der Vollziehung des Urtheils zugegen und senden Sie mir augenblicklich das Protokoll darüber, damit ich es dem Kaiser vorlegen kann."

„Also etwa eine Stunde würden wir noch Athem holen," sprach Bernhard, als Ludwig den Brief wieder auf den Tisch gelegt hatte. „Nun, mir soll's nicht allzuschwer werden, dieser Sonne zu entsagen. Ja, wenn es noch ein Frühling in Italien wäre — aber ein Winter in Rußland. Die Welt hat mehr Jammer als Freude; wer über Beides quittirt, gewinnt in den meisten Fällen. Zumal ich!"

Ludwig konnte die Absicht des Freundes, ihn dadurch, daß er das strenge Schicksal so leicht nahm, zu trösten, nicht verkennen. Sie rührte ihn tief, doch blieb er fest. „Du hast Recht! Ein Frühling in Italien! — Der ist wohl schön!"

Er verlor sich in ein tiefes Sinnen.

„Es wundert mich, daß noch Niemand kommt," sprach Bernhard nach einiger Zeit ungeduldig.

„Sie setzen das Todesurtheil auf, damit Alles in Ord-

nung geschehe. Es wird Euch verlesen werden," bemerkte der Sergeant.

„Versteht sich! Alles in bester Form! Es lebe die Gerechtigkeit! Wird man uns nicht etwa auch einen Beichtvater schicken?" fragte Bernhard bitter.

„Wenn ein Geistlicher hier wäre, würde er wohl mit hinaus gehen," antwortete der Sergeant; „aber hängt Ihr an dergleichen?"

„Nein," nahm Ludwig das Wort. „Ich bin gefaßt hinüberzugehn. Doch, wenn Jemand meine letzten Vermächtnisse erfüllen wollte — das würde mir ein unendlicher Trost sein. Einen Gruß möchte ich gern nach der Heimath senden."

„Was ich besorgen kann, will ich thun," sprach der Sergeant.

„O so geht —"

Hier öffnete sich die Thür. St. Luces, Beaucaire und zwei Schreiber traten ein und nahmen Platz.

St. Luces wollte das Wort nehmen; er schien befangen zu sein. Ludwig sah ihm frei, unerschüttert ins Gesicht; Bernhard hielt flammende Blicke auf ihn gespannt.

„Ein höchster Richterspruch," begann St. Luces mit unsicherer Stimme, der er jedoch einen feierlichen Ton zu geben suchte.

„Richterspruch?" unterbrach ihn Bernhard; Machtspruch, werden Sie sich ausdrücken, mein Herr!"

„Ihr wagt es," rief St. Luces mehr verwirrt als zürnend oder entschlossen.

„Ich wage jetzt Alles! Es scheint mir nicht, daß ich etwas zu verlieren hätte, daher wird es Ihnen eben nicht gelingen mir eine sonderliche Furcht einzuflößen. Ersparen Sie sich die Mühe einer Einleitung und Verlesung eines Ur-

theils, das wir bis zum letzten Hauch nur für eine Gewaltthat erklären werden."

„Verfahren Sie in der Ordnung, Herr von Beaucaire," befahl St. Luces und biß ſich auf die Lippen.

Dieſer las jetzt mit unbewegter Stimme und Miene Ludwigs und Bernhards Todesurtheil.

Nicht die leiſeſte Veränderung ging in den Zügen der Verurtheilten vor.

„Ich bin zum Tode verurtheilt," ſprach Ludwig, „obgleich ich mich vor Gott für völlig unſchuldig halte und dieſen meinen Freund nur als einen gewiſſenlos Gemordeten betrachten kann, der nicht einmal nach Eurem Geſetz der Willkür ſchuldig wäre. So wird mir wenigſtens das Recht jedes Verurtheilten zuſtehen, die Vollziehung meines letzten Willens zu fordern. Ich erbitte mir meine Papiere und meine Briefta ſche zurück!"

„Dieſe werden bei den Akten bleiben müſſen!" entgegnete Beaucaire eiskalt; „ſie enthalten die Beweiſe Eurer Schuld."

„Wohl denn, auch das! So fordre ich Feder und Papier, um meinen letzten Willen aufzuſetzen."

Beaucaire zog die Uhr heraus und ſah dabei St. Luces fragend an. Dieſer verneinte weder, noch bejahete er.

„Es iſt zu ſpät zu dieſer Forderung," erwiderte Beaucaire nach einigen Augenblicken; „Sergeant, ſind Ihre Leute in Bereitſchaft?"

„Sie ſind es!"

„So laſſen Sie ſie eintreten. Wir müſſen abmarſchiren!"

„Alſo auch das wird mir verſagt? Ein heiliges Recht, das dem niedrigſten Verbrecher zuſteht?"

„Die Umstände verbieten es!“ antwortete St. Luces, wagte aber nicht den Blick zu Ludwig zu erheben.

„Nun denn,“ rief dieser mit dem Ausdruck des edelsten Zorns, „so falle das Verbrechen, was Ihr an Uns begeht auf Euer Haupt zurück! Vater im Himmel! Dein ewiger Rath versagt mir Erbarmen, ich murre nicht; aber Deine Gerechtigkeit wird Vergeltung üben an diesen Frevlern! Ich bin zu stolz von Euch noch etwas zu erbitten. Der Allgütige wird die stärken und erheben, der meine Abschiedsworte einen letzten matten Stral des Trostes in das Dunkel ihres Schmerzes senden sollten! Fort! Ich habe auf dieser Erde nichts mehr zu thun, als zu sterben!“

Bernhard stand schweigend wie eine finstere Gewitterwolke. Eine furchtbare Todtenstille herrschte im Saal.

Die Soldaten, zwölf Mann, marschirten herein.

„Trennt die Delinquenten,“ befahl St. Luces.

Der Sergeant wollte zwischen sie treten, doch sie reichten einander die Hände; treu und redlich sahen sie sich ins Auge, keine Thräne drang daraus hervor.

„Leb' wohl, Bruder!“ rief Bernhard mit männlich kräftiger Stimme.

„Auf Wiedersehn!“ sprach Ludwig fest, ernst, gläubig, und erhob sein Auge nach oben.

Die Krieger traten zwischen sie; jede Section nahm einen der Verurtheilten in ihre Mitte.

„Gewehr auf! Vorwärts, marsch!“

Im gleichförmigen, dumpf durch die Gewölbe hallenden Schritt verließen sie das Gemach. Im Vorübergehen an Beaucaire warf Bernhard ihm einen furchtbaren Blick zu, so daß selbst dieser abgehärtete Bösewicht erblaßte.

St. Luces bemerkte es und sprach: „Sein wir auf unsrer Hut; diesem verwegenen Burschen traue ich Alles zu.“

Beide folgten dem Commando in einiger Entfernung.

Der Weg ging über den Hof, zu einer kleinen Seitenpforte des Gebäudes hinaus. Es dämmerte kaum. Nur die letzten erbleichenden Sterne und der Schimmer des frisch gefallenen, tiefen Schnees gewährten einiges Licht. Durch wüste, halb verfallene Gassen, in denen Bivouacfeuer brannten, an welchen schwarze Reihen von schlummernden, oder vielleicht schon erstarrten Kriegern gelagert waren, erreichte man die Brücke des Dniepr, marschirte dann durch die Oberstadt und gelangte so endlich an die Stadtmauer. Ein beschneiter Hügelvorsprung, wenige hundert Schritte davon, auf dem sich eine schwarze, von düstren Tannen gebildete Waldspitze verlief, war zur Vollstreckung des Urtheils ausersehen. Ein Offizier harrte daselbst mit einem Commando von zwanzig Leuten. Der Tag fing bereits an so hell zu dämmern, daß man schon ziemlich weit um sich blicken konnte.

„Halt! Gewehr ab! commandirte der Sergeant, als er mit seinen Gefangenen die Höhe erreicht hatte.

„Also hier wäre das Ziel unsrer Laufbahn," sprach Ludwig und deutete auf einen Pfahl im Schnee, an dem er den Tod empfangen sollte. „Das hat meine Ahnung mir nicht gesagt, als wir vor vier Monaten hier vorüberzogen!"

Bernhard schien über irgend etwas zu brüten und zu sinnen; denn er antwortete nicht, obwohl Ludwig jetzt wieder neben ihm stand. „Gieb auf mich Acht," raunte er ihm nach einigen Augenblicken leise zu, „wir können vielleicht noch entkommen. Erreichen wir die Waldspitze hier, so sind wir geborgen, und an jenen drei hohen Fichten auf dem Hügel dort hinten, wollen wir uns dann wieder treffen."

Jetzt zitterte Ludwig. Sein Herz schlug heftig; er blickte nach dem Hügel hinüber und sah in blauer Dämmerung die drei Fichten stehen. Der Punkt war nicht zu ver-

fehlen, in einer halben Stunde konnte er erreicht sein. Also aufs Neue winkte ihm die Rettung. Bernhard zeigte sie ihm möglich, nahe, wahrscheinlich. Mit grausamer Gewalt riß ihn die Hoffnung wieder aus dem Gefängniß des Todes in das helle Licht des Lebens zurück. Gebrochen war jetzt die Kraft seiner festen Entsagung; alle lebendigen Triebe und Pulse des Lebens wachten wieder auf und schlugen mächtig in seiner Brust. Wenn ihm jetzt die Flucht mißlang, das fühlte er, dann wurde der Tod ihm schwer.

Kaum hatten diese Gedanken die Wogen seiner Brust stürmisch aufgejagt, als Bernhard den günstigen Augenblick ersah und plötzlich mit gewaltiger Kraft die beiden nächsten Soldaten neben ihm, durch einen unvermutheten Stoß ins Genick vorwärts auf den Boden in den Schnee stürzte, mit einem Satz aus ihrer Mitte war und unter dem Ruf: „Mir nach, Bruder!" schnell wie ein Reh der Waldecke zuflüchtete.

Er hatte so für sich und Ludwig die Bahn gebrochen; dieser, auf den Wink gespannt, sprang von der andern Seite hinweg und flüchtete ebenfalls über das beschneite Feld. Die Soldaten standen bestürzt.

„Feuer nach!" rief der Offizier und Einige schossen. Aber zugleich waren Andere schon im vollen Laufe den Fliehenden nachgestürzt und hinderten so die Übrigen ihre Gewehre abzuschießen, da sie eben so gut ihre Kameraden als die Entsprungenen treffen konnten. Alle warfen daher die Gewehre in den Schnee, um leichter zu sein und liefen den Fliehenden nach. Ludwig suchte sich nahe an Bernhard zu halten, um sein Geschick nicht von dem des treuen Freundes zu trennen. Doch der Schwarm der Verfolgenden, der sich zwischen sie warf, zwang sie bald verschiedene Richtungen zu nehmen. Flucht und Verfolgung wurden gleich beschwer-

lich, denn als man von dem ſteilen Gipfel des Hügels, wo der Wind den Schnee verweht hatte, weiter gegen den Wald hin gelangte, wo der Sturm ihn nicht ſo faſſen konnte, ſank der Fuß bei jedem Schritt tief ein. Schon ſah Ludwig die ſchwarzen Tannengebüſche dicht vor ſich, die ihm Rettung bringen ſollten, ſchon wähnte er dem ungerechten Schickſal entgangen zu ſein, als er plötzlich bis an den Leib und bei der nächſten Bewegung bis an die Bruſt in den Schnee ſank, der, in einer Erdſpalte zuſammengeweht, dieſelbe mit ſeiner trügeriſchen Hülle nur leicht bedeckte. Er arbeitete mit aller Kraft der Muskeln ſich zu retten — doch vergeblich. In wenigen Secunden hatten ſeine Verfolger ihn erreicht, packten ihn unbarmherzig mit nervigen Händen an und zerrten ihn an Armen und Haar empor.

Ach wie Viele, die in dieſe kalten Gräber, in dieſe lauernden Fallgruben des ſchauerlichen Todes ſanken, flehten vergeblich um eine rettende Hand! Ihn riß der Ingrimm wilder Schadenfreude aus dem geöffneten Schlunde des Todes zurück, um ihn dem noch gewiſſeren Verderben ſelbſt zu überliefern!

Er bebte vor Froſt und innerem Schauer; die Kniee ſanken unter ihm, denn die Kraft des Körpers und der Seele waren gleich erſchöpft. Der jähe Wechſel zwiſchen Rettung und Verderben hatte ihn zerſchmettert. Die ernſte, ruhige Entſcheidung ſeines Verhängniſſes hatte er männlich, gefaßt ertragen; der Hohn des Schickſals, welches ihn dem Glück auf Augenblicke in den Schooß warf, um ihn in der nächſten Minute in deſto tiefere Klüfte des Verderbens zu ſtürzen, ging über ſeine Kräfte hinaus. Er fühlte ſich beſiegt.

Unter rohen Mißhandlungen der Soldaten, von Fauſt- und Kolbenſtößen vorwärts getrieben, wurde er mehr an den Ort, wo er ſterben ſollte, geſchleppt, als er ſelbſt dahin zu

gehen vermochte. Sogar der höhnische Blick, womit Beaucaire ihn empfing, konnte ihm die Kraft nicht widergeben, um durch die letzten Augenblicke seines Lebens einen innern Triumph über diesen Elenden zu feiern. Nur nach Bernhard sah er sich angstvoll um, ob dieser auch jetzt wieder der Genosse seines traurigen Schicksals sein werde. Er bemerkte ihn nicht; die Verfolger mußten seiner noch nicht habhaft geworden sein. Die Hoffnung, daß der Freund gerettet sein könne, richtete ihn auf, wie tief er es auch empfand, daß der Tod ihm jetzt allein, ohne die tröstende Nähe der innern rüstigen Kraft Bernhards, viel fürchterlicher entgegentrat, als vor wenigen Minuten, wo er mit dem Wackern Arm in Arm den Weg des dunklen Geheimnisses angetreten hatte.

Jetzt stand er an dem Pfahl. Zwei Soldaten waren beschäftigt ihm mit einem Gewehrriemen die Arme auf den Rücken zusammen und an den Pfosten zu binden, als fürchteten sie noch einmal seine Gegenwehr. Der Sergeant trat mit einem Tuche in der Hand auf ihn zu und sprach gerührt:

„Ich will Dir die Augen verbinden, Kamerad; es ist so besser.“

Zuvor würde Ludwig die Binde verschmäht haben, jetzt ließ er den mitleidigen Kriegsgenossen gewähren. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er ihn noch zum Überbringer seines letzten mündlichen Vermächtnisses machen könnte. „Mein Freund,“ sprach er, während ihm dieser das Tuch über die Augen legte, „Ihr wolltet mir einen letzten Liebesdienst erweisen. So geht denn, wenn Ihr es möglich machen könnt, zu dem Obristen Rasinski, der unser Regiment befehligt, sagt ihm wie ich gestorben sei, und bittet ihn meine Schwester zu trösten. Und wenn Ihr diesen Krieg überlebt, und in

Warſchau oder Dresden zu ihr gehen und ihr ſagen wollt, daß —"

Plötzlich fielen einige Schüſſe ganz in der Nähe.

„Gilt das mir ſchon," rief Ludwig, da der hinter ihm ſtehende Sergeant eben das befeſtigte Tuch losgelaſſen hatte, und neben ihn getreten war. Doch dieſer rief:

„Teufel, was iſt das?" und Ludwig hörte ihn hinwegſpringen. Zugleich erhob ſich ein verworrenes Geſchrei und Getümmel und abermals fielen Schüſſe ganz in der Nähe, ſo daß eine Kugel dicht an Ludwigs Ohr vorbeiſauſte. Faſt in demſelben Augenblick hörte er Pferde in vollem Galopp hinter ſich weg ſprengen, und ein gemiſchtes Getöſe von Commandowörtern, verworrenem Geſchrei, Waffengeklirr und Schüſſen ſchallte um ihn her. „Vorwärts!" rief die Stimme des Sergeanten. „Schließt Eure Glieder! Feuer!"

Ein Pelotonfeuer von etwa zwanzig Schüſſen tönte ſchmetternd dicht vor Ludwigs Ohr; er wähnte die Mündungen ſeien auf ihn gerichtet geweſen, und ein unwillkürlicher Todesſchauer zuckte durch ſeine Glieder. Doch fühlte er ſich lebend und unverſehrt. Die dichte Finſterniß, die ihn umgab, die Bande die ihn feſſelten, die äußerſte Spannung aller ſeiner Nerven und Sinne jagte eine Fluth verworrener Vorſtellungen in ihm auf. Da er links Angriffsgeſchrei und das Stampfen der Roſſe hörte, glaubte er einen Augenblick, Raſinski komme mit ſeinen Reitern, um ihn zu befreien. Doch bald hörte er den heulenden Schlachtruf der Ruſſen. Ein „Hurrah" theilte die Lüfte. Die Maſſen tobten an ihm vorbei; Pulverdampf drang ihm ins Geſicht, Geſchrei, Ächzen, Waffengeklirr brauſten um ihn her. Er war mitten im Gewühl des Gefechtes; vergeblich ſtrebte er ſeine Bande zu ſprengen, um die Hülle von ſeinen Augen zu reißen; es blieb Nacht um ihn her. „Iſt denn Alles ein wü-

ſter, fürchterlicher Traum," rief er endlich aus gepreßter Bruſt und wandte das Antlitz flehend gen Himmel; „erweckt mich denn Niemand und endigt dieſe furchtbaren Qualen?"

Doch keine Hand berührte ihn, und das Getümmel verlor ſich nach und nach in die Ferne.

So vergingen einige Minuten der unbeſchreiblichſten Erwartung. Ludwig wand ſich in ſeinen Banden; ein dunkler Trieb ſagte ihm, er könne ſich retten, wenn er ſie ſprenge, doch er vermochte es nicht. Da hörte er wieder verworrene Stimmen allmälig näher herankommen, raſche Schritte eilten auf ihn zu, und plötzlich riß eine rauhe Hand ihm die Binde von den Augen.

Staunend ſah er umher; drei Männer mit langen Bärten, die er auf den erſten Blick für ruſſiſche Bauern erkannte, ſtanden vor ihm und blickten ihn mit einem Gemiſch von Hohn und Verwunderung an. Auf dem Boden lagen die Leichname zweier franzöſiſchen Soldaten und einige weggeworfene Gewehre. Ludwig ſah ſich in der Gewalt der Feinde, die ein ſeltſames Geſchick zu ſeinen Rettern gemacht zu haben ſchien.

Der Sprache faſt ganz unkundig und von den Ereigniſſen noch faſt betäubt, wollte ihm in dieſem Augenblick kein Wort einfallen, wodurch er ſeine Bitte um Rettung ausdrücken konnte. Doch redeten ſein flehender Blick, ſeine gefeſſelten Hände eine unverkennbare Sprache. Allein der Haß der Feinde wollte ſie nicht hören, ſondern übertobte in ſeinem grimmigen Brauſen die zartere Stimme des Mitleids. Der eine der drei Männer hob ſein Gewehr empor und wollte den Gefangenen mit der Kolbe niederſchlagen; der Gefeſſelte konnte nur das Haupt hinwegkrümmen, ohne die Arme ſchützend vorzuſtrecken. Da hemmte plötzlich eine Hand den zum Streich aufgehobenen Arm; es war die Geſtalt ei-

nes ehrwürdigen Greises, der, in einen dunklen, weiten Pelzmantel gehüllt, vom Walde her eben herantrat. Sein Anblick wirkte auf Ludwig, als ob der milde Stral des Morgens in die düstre Nacht seiner Schreckensträume dringe. Mit sanfter, ernster Stimme sprach der Greis einige Worte der Abmahnung. Die drei Männer zogen ihre Pelzmützen ab und verbeugten sich, die Arme über der Brust kreuzend, mit Ehrfurcht gegen ihn. Jetzt erkannte Ludwig in ihm den Engel der Rettung; seine patriarchalischen Züge, die milde Hoheit seiner Stirn verbürgten es, daß er retten, nicht zu grausamer Qual aufsparen wollte. Der Bauer, der zuvor mit dem Kolben gedroht hatte, nahte sich jetzt mit einem Messer dem Gebundenen und zerschnitt den Riemen, der ihn fesselte. Ludwig war frei, gerettet! Voller Dankbarkeit ergriff er die Hand des Greises, doch dieser machte eine ernst abwehrende Bewegung, als wolle er sagen: Ich wollte dich als einen hülflos Gebundenen nicht grausam morden lassen; aber du bist der Feind meines Vaterlandes, meines Gottes, und frevelst an Allem, was uns heilig ist, darum habe ich keinen Theil an dir. — Die Bauern nahmen ihn als Gefangenen in ihre Mitte und trieben ihn an, vorwärts gegen den Wald zu zu gehen. Indem Ludwig ihnen folgte, kam er so dicht an einem der gebliebenen französischen Soldaten vorbei, daß er dessen Angesicht erkennen konnte. Es war der redliche Landsmann Cottin, der ihm gestern das Brot gereicht hatte. Wie seltsam ist das Schicksal, dachte er bewegt; Du, der du mich noch vor wenigen Minuten als einen hoffnungslos Verlorenen bedauertest, Du liegst nun entseelt vor mir! Redliches Herz, mögest Du ein Glück finden jenseit dieser Todesruhe! — Es giebt keine Wahrscheinlichkeit mehr! Nun so will ich denn auch nicht mehr hoffen,

nicht mehr fürchten, mag das Schwert des Todes nahe oder fern über meinem Haupte schweben.

Durch diesen Gedanken neu aufgeregt und gestärkt, ging er festen Schrittes zwischen seinen Führern hin. Mit Sorge spähte sein Auge in dem frischen Schnee nach den Spuren von Bernhards Flucht, doch war das ganze Schneefeld jetzt so verworren von menschlichen Fußtritten und Rossehufen gekreuzt, daß selbst das geübte Auge eines nordischen Nomaden schwerlich noch eine bestimmte Richtung einzelner Spuren unterschieden hätte.

Man erreichte in wenigen Minuten den Wald, der bald sehr dicht wurde. Nach etwa einer Viertelstunde machten die Leute auf einem Platze, wo schon mehrere der Ihrigen auf sie harrten, Halt; nach und nach kamen andre Truppen des Weges von Smolensk her und mehrere von ihnen brachten einzelne französische Soldaten als Gefangene mit. Ludwig sah mit Antheil umher, ob vielleicht der Sergeant dabei sein möchte, doch konnte er ihn nicht entdecken. Ein neuer Trupp kam aus dem Gebüsch; inmitten dieser Leute, welche einige Kosacken zu Pferde begleiteten, mußten sich ebenfalls Gefangene befinden, denn Ludwig hörte ihre kläglichen Bitten um Schonung. Theilnehmend suchte er in dem verworrenen Haufen seine Unglücksgefährten zu erkennen. Endlich öffnete sich derselbe, und — ein Grauen durchbebte seine Brust, er erblickte Beaucaire und St. Luces, die halb nackt, vor Kälte und Angst zitternd, inmitten der frohlockenden Barbaren geführt wurden. „Allwaltender Gott!" rief er erschüttert unwillkürlich aus, „verworfen sei der, der an deiner lenkenden Hand zweifelt!"

In diesem Augenblick trafen die Blicke der Gefangenen auf Ludwig, den man, sei es Zufall oder Mitleid nicht beraubt hatte.

St. Luces verbarg sein Angesicht in beiden Händen und stand mit schlotternden Knieen da. Doch Beaucaire biß ingrimmig die Zähne zusammen und murmelte einen nur halb verständlichen Fluch, von dem Ludwig nur die Worte Verräther und Spion unterschied. Er blickte den Elenden mit Würde an und rief ihm zu: „Ihr irrt Euch! Ich bin nur ein Gefangener, wie Ihr! Das Walten des Ewigen hat Euch Eure Strafe gesandt! So hoffe ich, wird er mir seinen Schutz auch noch ferner angedeihen lassen."

Die Russen, wie Ludwig jetzt sah, fast nur bewaffnete Landleute, schienen nunmehr beisammen zu sein. Sie trieben ihre Gefangenen auf einen Fleck, nahmen sie in die Mitte und brachen dann auf, um weiter durch den Wald zu ziehen.

Eilftes Buch.

Erstes Capitel.

Seitdem das Schloß des Grafen Dolgorow durch Rasinski überfallen und in Brand gesteckt war, hatte der Besitzer sich nicht wieder auf seinem Gute sehen lassen. Nach Abzug der Feinde fielen die eigenen Bauern plündernd über das brennende Gebäude her und suchten sich alles dessen zu bemächtigen, was die Flamme noch nicht verschlungen hatte. Doch mitten unter sie trat der Greis Gregor und erhob seine Stimme mit Strenge und Würde. „Wehret den Flammen, Freunde," rief er ihnen zu, „rettet die Habe Eures Herrn und bergt sie in Eurer Hütte; doch wagt nicht, sie Euch freventlich selbst zuzueignen. Der Fluch wird den Sohn Rußlands treffen, der die Treue gegen seinen Gebieter verletzt."

Durch diese Ermahnungen zügelte der hochverehrte Vater die habsüchtige Begierde der Sklaven, die den ersten Augenblick ihrer Entfesselung benutzen wollten, um sich an den Gütern ihres Herrn zu bereichern. Sein Wort war Gesetz, der Wink seines Auges ein heiliges Gebot. Daher leisteten sie ihm auch jetzt Folge und strengten zuerst ihre Kräfte an, das Schloß von der gänzlichen Zerstörung durch die Flam-

men zu sichern. Dann räumten sie aus, was sich in den Gemächern noch an kostbaren Geräthen vorfand und verbargen es in ihren tiefen Kellern, die keinem russischen Wohnhause, selbst nicht dem der ärmsten Leibeignen, fehlen. So wurde das Hauptgebäude des Schlosses vor der Wuth der Flamme gerettet und stand noch fast ganz unversehrt. Doch in den Gemächern sah es wüst und öde aus. In den meisten waren die Fenster zertrümmert, die Wände durch Rauch geschwärzt und alles Geräth hatten die Bauern hinweggeräumt. So hatte das Gebäude zwar von außen sein stattliches Ansehen behalten, doch war es im Innern so zerstört, daß kaum einige Zimmer bewohnt werden konnten.

Länger als drei Monate waren seit jenem Brande verflossen und der Graf seitdem nicht zurückgekehrt. Indessen hatte der eherne Strom des Krieges sich so breit in das Land hinein ergossen, daß er jede Verbindung mit dem Innern desselben hemmte. Gregor, der seine Gemeinde durchaus nicht verlassen wollte, sondern als treuer Hüter derselben zurückgeblieben war, hatte daher seit jener Zeit weder von dem Grafen, noch von Feodorowna auch nur das Mindeste vernommen. Seine Hand hatte die Vermählte am Altare eingesegnet, seine Lippe zu dem Herrn um Segen und Heil für sie gebetet. Doch traute er selbst der Kraft seines Flehens zum himmlischen Vater nicht mit jener freudigen Zuversicht, die ihn sonst erfüllte. Denn er wußte wohl, mit welchem zerrissenen Herzen er die Tochter seines Herzens scheiden und sie den neuen Lebenspfad, der für Andre mit so duftenden Blumen geschmückt zu sein pflegt, betreten sah!

Die Tage waren gleichförmig verstrichen; der Herbst hatte die Blätter der Bäume abgestreift. Das Grün der Tannen und Fichten wurde mit jedem Tage dunkler und schwärzer; bald krönten sie sich mit Reif, und endlich drei-

tete der Schnee seine ununterbrochne Decke über die Gipfel der Bäume, die Hügel und den erstarrten Strom aus.

So ist mir denn abermals der Winter genaht, dachte Gregor, wenn er aus der Stille seiner einsamen Zelle, über die aufgeschlagene Bibel hinweg, in die traurige Öde des Dorfes hinausblickte; schon oft glaubte ich, es würde der Letzte sein, und bereitete mich, vor den Herrn zu treten. Mein Herz hängt nicht an dieser Erde, aber doch wünscht es jetzo sehnlich, noch einmal den Frühling sprossen zu sehen, seinen lieblichen Gruß zu empfangen. Sollte der düsterste Winter meines Lebens denn auch der letzte sein? Sollte ich scheiden müssen, ehe ich mein Vaterland wieder frei sehe von diesen Horden eingestürmter Frevler, die alles Heilige beflecken, stürzen und zertrümmern! Allgütiger Vater, du weißt es, wie ruhig ich den Blick auf die Gräber wende, die hier vor meinem Fenster um das Gotteshaus gereiht sind. Alle diese Todten schlummern in deiner Obhut! Sie ruhen gleich still und kühl unter dem grünen Teppich, mit dem der Lenz ihre Wohnung schmückt, wie unter der kalten Hülle des Schnees! Wie oft habe ich meine Hand zu dir erhoben, Herr des Himmels, und gebetet: Rufe mich ab wenn du willst, ich trete demüthig aber freudig vor dich hin! Doch jetzo flehe ich, laß mich noch den Tag der Freude schauen, wo deine Hand die Frevler an dir zerschmettert. Denn dein Blitz trifft die Heiden und dein Wort zermalmt die Feinde! O laß mich den Tag noch schauen, wo der Lenz wieder anbricht über mein unglückliches Vaterland! Denn retten wirst du es, das glaubt mein Herz mit unerschütterlicher Zuversicht.

Mit solchen Gedanken stand der Greis oftmals, wenn die Abenddämmerung sich herabsenkte an dem Fenster seiner Zelle und richtete den Blick in die winterliche Landschaft

hinaus, auf den Kirchhof vor ihm und auf das heilige Haus des Herrn.

Mit jedem Tage, wo das graue Wintergewölk sich düstrer zusammenzog, der Schnee dichter herabstäubte, der Sturm hohler um den Giebel des Hauses heulte, wuchsen die gläubigen Hoffnungen des frommen Vaters. Er sah im Geiste die Racheengel des Allmächtigen durch das drohende Gewölk ziehen und die Hand des Verderbens ausbreiten über dem Haupt frevelnder Feinde.

Mit weissagender Brust erblickte er die langen düstren Züge der Raben in der Dämmerung über die Waldhöhen gebreitet; und Nachts, wenn der Wolf von Hunger getrieben aus dem Walde hervorbrach und vor dem festverschlossenen Hause heulte, dachte er: Wo sollen die Heere der Frevler Speise und Obdach finden, wenn das hungrige Raubthier zu seinem grimmigsten Feinde flüchtet!

Der Hunger wird Euch mit scharfem Zahn verfolgen und an unsren Heerd treiben; doch Ihr sollt nicht gastlich geladen werden niederzusitzen; unsre Hand, mit Keule und Schwert gewaffnet, soll Euch verjagen oder zerschmettern auf unsrer Schwelle. Die Thür des Russen, die sich Jedem wirthbar öffnet, wird Euch geschlossen sein, wie dem heulenden Wolf, und Ihr sollt seine Beute werden. Das Feuer, zu dem der Erstarrte flüchtet vor dem Grimm des Winters, soll erlöschen, wenn Ihr naht, oder die Hütte verzehren, unter der Ihr ein Obdach sucht. Und eher nicht werden wir rasten, bis die letzte Spur Eures frevelnden Fußes aus unsrer Heimath verschwunden ist.

In solchen Betrachtungen lag der Greis oft noch um Mitternacht auf seinem Lager, wenn längst Alles um ihn her still und todt war.

Da pochte mitten in der Nacht eine Hand an seine

Pforte und eine männliche Stimme rief: „Aufgethan! Erwache frommer Vater Gregor! Dein geistliches Haus soll späten Wanderern Obdach geben.“

Der Greis glaubte die Stimme zu kennen. Eilig warf er den Pelz über, öffnete das Fenster und blickte hinaus. Ein Schlitten hielt vor seiner Pforte. „Wer pocht so spät?“ fragte Gregor. „Täuscht mich mein Ohr, oder hörte ich eine bekannte Stimme?“

„Ihr solltet sie wohl kennen, frommer Vater,“ antwortete der Fremde; „ich bin Dolgorow.“

„Herr des Himmels!“ Ihr selbst?“ rief Gregor erstaunend und eilte mit der Lampe nach der Pforte, um sie zu öffnen.

Der Graf stand vor ihm.

„Seid mir gegrüßt, Vater, Ihr müßt mir diese Nacht Obdach geben und auch jenen Zweien im Schlitten,“ redete er ihn an. „Ich werde Euch wichtige Dinge entdecken.“

Gregor leuchtete gegen den Schlitten. Es saßen zwei Frauen darin. Mit ahnender Seele trat er aus der Thür seines Hauses und näherte sich den Reisenden. Eine hohe, in dichte Schleier gehüllte Gestalt trat ihm entgegen. „Vater Gregor, seid mir gegrüßt!“ redete sie ihn mit sanfter Stimme an, und er erkannte seine geliebte Tochter Feodorowna, und sie sank bewegt, stumm weinend an sein Herz.

Die Mutter folgte ihr; Gregor geleitete sie ehrfurchtsvoll in seine Wohnung.

„Was führt Euch unter mein niederes Dach,“ sprach er, als er das enge Gemach erreicht hatte, mit bewegter Stimme, denn ihn bekümmerte Feodorowna's bleiches Antlitz, und sie trug einen Trauerschleier.

„Ich will Euch statt ihrer über Alles Antwort geben,“ entgegnete Dolgorow. „Seid nur für jetzt so gut, den

Frauen ein Gemach einzuräumen, wo sie der Ruhe pflegen können, denn wir sind Tag und Nacht, ohne Rast noch Aufenthalt gefahren. Aber weckt Niemand von Euren Leuten, denn unser Hiersein muß noch ein Geheimniß bleiben."

„Ja, weis't uns eine Ruhestelle an, frommer Vater," sprach die Gräfin mit ermatteter Stimme; „ich bin bis zum Tode erschöpft."

Gregor führte die Frauen in ein stilles, nach dem Garten hinaus liegendes, für die Aufnahme von Gästen eingerichtetes Gemach, welches, wie das ganze Haus, auch wohl erwärmt war. Die Gräfin sank sogleich auf ein Ruhebette nieder. Feodorowna reichte ihrem väterlichen Freunde die Hand und sprach: „Morgen, theurer Vater, morgen will ich Euch recht lange, lange sprechen."

„Bedürft Ihr aber jetzt keiner Erquickung, keiner Speise, oder eines warmen Getränkes?" fragte der Greis.

„Nichts, bester Vater," entgegnete Feodorowna, „nur der Ruhe, und die finden wir ja hier, wie wir sie wünschen."

Gregor ging zu Dolgorow zurück, den er mit großen Schritten auf- und abgehend antraf.

„Vater!" redete ihn der Graf an, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte; „Vater, es begeben sich große Dinge. Rußland sieht die Tage seines Glanzes anbrechen nach den Tagen der Schmach, die es getragen."

„Wie? Darf ich Euren Worten trauen? So wäre mein heißes Gebet erfüllt?"

„Du weißt, daß der Feind auf dem Rückzuge ist."

„Wohl; doch fürchte ich, nur um dem Winter Rußlands zu entgehen, da die heilige Stadt, die er selbst frevelhaft zerstörte, ihm kein Obdach mehr gewährt."

„Der Winter Rußlands hat ihn ereilt. Es ist zu spät zur Rückkehr. Er wird die Grenzen des Landes, in das er

übermüthig eingedrungen, nicht wiederſehen. — Du meinſt, er habe Moskau verbrannt? Wirft nicht der Schiffer die köſtlichſten Güter, mit denen er den Raum gefüllt hat, ins Meer, um ſein auf der Sandbank geſtrandetes Fahrzeug wieder frei auf den Rücken der Wellen zu erheben? Sprengt ſich der Pirat nicht mit ſeinem Feinde in die Luft? Hältſt Du Rußlands Söhne nicht für Männer, die das Gleiche zu thun vermöchten? Alter! Lerne beſſer von uns denken! Die Flammen Moskaus hat keine feindliche Fackel entzündet! Ihr Glanz wird die furchtbarſte, aber auch die größeſte That in den Jahrbüchern Rußlands beſtralen!"

„Wie?" rief Gregor und erhob die Hände ſtaunend. „Wie?"

„Laß das jetzo; es iſt, wie ich ſagte; doch wir haben wichtigere Dinge zu beſprechen. Von jener Schreckensnacht an begann die Wetterwolke des Verderbens ihre Blitze rächend herabzuſenden auf den Verwegenen, der das ganze bewaffnete Europa in dieſes Reich führte, um unſre Fluren zu verheeren. Er mußte den Tag der Schmach erleben, wo er ſich umwandte zur Flucht; der Stolz des nie Beſiegten iſt gebrochen, das Verderben hat ihn ereilt. Schon hier hofften wir ihn zu vernichten; es iſt zu ſpät geworden, doch er entgeht ſeinem Schickſal nicht. — Hört mir jetzt aufmerkſam zu, würdiger Vater, denn es bedarf auch Eurer Hülfe. Ihr werdet es nicht vergeſſen haben, wie die Hochzeit meiner Tochter unterbrochen wurde. Ihr ſeht ſie jetzt im Trauerſchleier der Wittwe, denn ihr Gatte iſt nicht mehr. Als wir flüchteten, ereilten uns Feinde hart am Walde hinter dem Garten. Eine Kugel traf den Fürſten; er ſank, doch es gelang uns, ihn im Walde zu verbergen. Auf einer Bahre von Zweigen trugen wir ihn bis ins nächſte Dorf, und dort fanden wir Mittel ihn langſam bis nach Moskau zu ſchaffen,

da der immer näher und näher rückende Feind uns bis dorthin zu flüchten zwang. Denn er wollte lieber sterben als in die Hände der Feinde fallen. Von Moskau eilte ich selbst zurück zum Heere. Ich focht bei Borodino, wo wir nichts verloren als einen wüsten, mit Leichen bedeckten Boden. Er ward uns theuer bezahlt. Verwundet, obwohl leicht, begab ich mich nach Moskau, wo der Fürst in seinem Schlosse von meiner und seiner Gemahlin gepflegt, sein schweres Krankenlager duldete. Denn weil wir ihm nicht Ruhe gönnen konnten, hatte sich die Wunde so verschlimmert, daß sie wenig Hoffnung gab. Jetzt rückte der Feind vor die Hauptstadt. Während er einzog, rang Ochalskoi mit dem Tode. Wir hatten ihn in einen abgelegenen Flügel des Schlosses, in geheime, wohlverwahrte Gemächer bringen lassen, wo wir in sichrer Verborgenheit hätten bleiben können, wenn der Brand der Stadt nicht beschlossen gewesen wäre. Mit der sinkenden Sonne schloß Ochalskoi das Auge. Wir erwarteten nur die Nacht, um auf geheimen sichren Wegen zu flüchten. Aber selbst den Leichnam des Edlen ließen wir dem Feinde nicht, denn ich hatte es ihm im Tode versprochen, das Äußerste daran zu setzen, ihn auf unbeflecktem russischen Boden zu bestatten.

Es gelang uns, das freie Feld zu gewinnen; die Flammen Moskaus leuchteten unserer Flucht. Bald erreichten wir den dichten Wald und hinter demselben die Straße nach St. Petersburg.

Ich begab mich, begleitet von meiner Gemahlin und Tochter zum Kaiser. Von dort aus wurden jetzt die unsichtbaren Netze ausgespannt, in die wir den Feind des Vaterlandes lockten. Mit Friedenshoffnungen hielten wir ihn hin, bis er endlich gewahrte, daß er, der Alle zu täuschen gewohnt war, diesmal selbst der Betrogene sei. Noch wäre es

Zeit gewesen zur Rückkehr, wiewohl er es theuer erkauft haben sollte, über die Grenzen Rußlands zurückzuschreiten. Doch sein Stolz sträubte sich gegen diese Schmach; im Wahn der Unüberwindlichkeit versuchte er es, sich eine neue Bahn zu brechen; es mißlang. Sein Tag war gekommen, er mußte sich umwenden zur Flucht. Aber es war zu spät! Schon ziehen sich die Garne von allen Seiten zusammen, mit denen wir ihn umspannen! Der Allmächtige ist im Bündniß mit der heiligen Sache unsres Vaterlandes. Er ließ seine Sonne täuschend glänzen und verhüllte mit ihren milden Stralen die Nähe des lauernden Winters, dieses grimmigen Würgers, der jetzt, plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbricht. Keine Flucht darf sie retten. Alle Wege werden gesperrt Wohin sie sich wenden, soll ihnen das Verderben entgegentreten. Dazu komme ich hieher. Jetzt Vater, gilt es, die Söhne Rußlands mit heiliger Wuth zu erfüllen gegen diese höhnenden Frevler, die sich an den Thränen unsres Grimms weideten. Du sollst mir helfen das Volk aufzustürmen, zu sammeln, gegen den Feind zu führen. Deshalb komme ich aus der Hauptstadt hieher; ich eilte wie der Sturmwind, denn ich hoffte, wir würden Smolensk vor dem französischen Kaiser erreichen, und durch einen raschen Überfall uns der Festung versichern. Dann wäre er hier im Herzen Rußlands gefallen. Doch das ist zu spät. Ich weiß, daß er seit gestern hier eingetroffen ist; nur mit Gefahr, auf Umwegen durch die Wälder vermochte ich bis hieher zu dringen. Allein wo ich die große Straße kreuzte, sah ich schon die Spuren des Verderbens, das ihn getroffen. Sie ist bedeckt mit Leichen und Trümmern. Aber es darf Keiner entrinnen, Keiner der das Unheil in der Heimath verkünde. Nur aus dem todten Verstummen, aus dem grausenden Verschwinden jeder Spur mögen die Seinigen daheim erfahren, welch ein Schick-

sal ihn und die, die er führte, ereilt hat. — Wenn der Morgen graut, Gregor, versammle das Volk durch den Ruf der Glocke in die Kirche. Erfülle ihre Herzen mit der Flamme des Grimms, rufe sie auf zur Rache gegen die Feinde ihres Gottes. Nicht Kinder, nicht Weiber dürfen müßig bleiben. Darum führte ich auch Gemahlin und Tochter mit mir, daß sie das Beispiel geben von der Pflicht einer edlen Bewohnerin Rußlands. — Dann werde ich unter sie treten, sie aussenden als Boten rings umher, und ehe der Abend hereinbricht, wollen wir Tausende bewaffnet haben, um sie gegen den Feind zu führen. Sie sollen hervorbrechen aus dem Dickicht dieser Wälder wie der Löwe auf seine Beute; sie sollen plötzlich hineinstürmen auf die muthlos Flüchtenden, wie die schwarze Wetterwolke den Hagelsturm auf die Felder niedersendet! Das ist jetzt unsre Pflicht Gregor! Du wirst mir sie üben helfen."

„So wahr des Herrn Angesicht über meinem grauen Haupte leuchtet," rief der Greis mit begeistertem Blick und erhob die Rechte zum Schwur. Dann sank er erschüttert auf die Knie nieder und betete aus tiefster Brust:

„Allmächtiger Vater, allgütiger Lenker der Geschicke; so hast du mein Flehen erhört, und lässest diesen Tag des Heils leuchtend vor meinen alten Augen heraufsteigen. Dank dir Allgütiger! Noch dieses letzte Werk laß mich vollenden, dann winke mir, und ich lege freudig mein Haupt in die Gruft!"

Zweites Capitel.

Ohne durch ein einziges Zurückblicken auch um einen Augenblick Zeit zu verlieren, hatte Bernhard vollen Laufes die Waldecke erreicht. Seine Verfolger waren nahe an ihm, doch der goldne Preis der Freiheit, der vor ihm winkte, gab ihm Flügel. Gottes Hand beschützte ihn, denn obwohl einige Kugeln dicht an seinem Ohr vorbeistreiften, verletzte ihn doch keine. Jetzt deckte ihn das dichte Gebüsch; zwar hemmte es die Schnelligkeit seiner Flucht, doch verbarg es auch sogleich die Richtung derselben und setzte dieselben Hindernisse seinen Verfolgern entgegen. Mit vorgebeugtem Haupt, den linken Arm schützend über die Augen haltend, stürzte er fort und achtete es nicht, daß die Büsche ihm Hände und Angesicht blutig rissen. Endlich fehlte ihm der Athem; er stand einen Augenblick still und schöpfte Luft. Lauschend horchte er auf, ob sich Tritte hinter ihm hören ließen. Es blieb Alles todtenstill. Vorsichtig eilte er nach der kurzen Rast weniger Secunden noch eine Strecke tiefer in den Wald hinein, bis er ganz finsteres Buschwerk erreichte, das ihn selbst den dicht Vorübergehenden verborgen haben würde. Hier erst gönnte er sich eine längere Ruhe und überlegte was nun zu thun sei.

Du selbst bist für diesmal gerettet, dachte er, indem er einen tiefen Athemzug aus der freien Brust that und das Auge freudig dankbar gen Himmel erhob; wenn nur erst Ludwig mit dir vereint wäre! — Und dann? Wir Beide einsam in der Wüste? Der Kälte, dem Hunger, der Wuth der Einwohner Preis gegeben? Schäme dich, Bernhard, willst du verzagen in dem Augenblick, wo du den Beweis er-

halten haſt, daß nichts verloren iſt, wo nicht Alles verloren iſt? Nur heran mit der Zukunft; man muß ſie ſcharf anſehen, wie ein Fechter ſeinen Gegner, dann deckt man ſich gegen jeden Streich.

In dieſen Gedanken ſetzte er ſeinen Weg in der Richtung nach dem Hügel mit den drei Fichten fort.

Im dichten Walde herrſchte noch eine tiefe Dämmerung; todesſtill war Alles rings umher. Da ertönten plötzlich mehrere Schüſſe! „Heiliger Gott! wäre es Ludwig, den man wieder ergriffen hätte," rief Bernhard und ſtand wie an den Boden gefeſſelt, mit halbem Leibe vorwärts, der Richtung des Schalles entgegen gebeugt. Es fielen abermals Schüſſe und nochmals und wiederum! Nein, dachte er mit freudig erleichterter Bruſt, das iſt der grauſenvolle Klang nicht, den ich fürchtete. Doch war er völlig ungewiß, wie er dieſes Schießen erklären ſollte, zumal da es ſich mit verworrenem, ganz dumpf und ſchwach durch die Morgenſtille bis zu ihm herüber tönenden Geſchrei miſchte. — „Wenn ich nur irgend wüßte, wo der Feind aus dem Erdboden gewachſen ſein könnte, würde ich glauben, dies ſei ein Gefecht. Ob ſich denn irgend ein Blick auf die Ebene thun läßt?" — Er ging gegen den Saum des Waldes zu, doch noch ehe er ihn erreichte, war das Schießen und der ganze Lärmen vorüber. Um ſo ängſtlicher lauſchte er, ob er nicht in der Nähe Tritte höre, ob nicht das Gebüſch rauſche, weil ein eiliger Wanderer es theile. Vergebens.

Bernhard wurde jetzt unſchlüſſig, ob er eilen ſolle den verabredeten Punkt des Zuſammentreffens zu erreichen, oder ob zurückgehen und zu erforſchen ſuchen, was aus Ludwig geworden ſei. Nach kurzem Beſinnen wählte er das Letztere. — „Er mag eine Viertelſtunde länger auf mich harren, es iſt beſſer, daß er dieſe ausdaure, als daß ich ihn vielleicht

hülflos und ohne Freundestroſt in den Händen ſeiner Feinde laſſe. Wäre er das Opfer geworden! Nein, nein! Es iſt unmöglich. Iſt er es aber, nun ſo will ich es auch ſein!"

Es lag ein gewiſſer, trotziger Stolz in Bernhards Gefühl bei dieſem Entſchluß. Man ſollte nicht ſagen dürfen, daß er, um ſich ſelbſt zu retten, den Freund verlaſſen habe. Er fühlte wohl, daß für Ludwig ſein Opfer zu ſpät komme, allein es dünkte ihn ehrlos, ihn zu überleben.

„Aber Marie! — Wäreſt du nicht der treuere Freund, wenn du für die einſame, hülfloſe Schweſter ſorgteſt? Fort, fort, dein Herz will dich belügen — traue ihm nicht!"

Bernhards innere Angſt wuchs, je heftiger der Kampf der Gefühle in ihm wurde und je näher er der Stelle kam, wo er Gewißheit über das Schickſal des Freundes zu erhalten hoffte. Endlich hatte er die Waldſpitze erreicht und konnte den Hügel überblicken, wo der Tod ihn und Ludwig hatte treffen ſollen. Er war einſam, Niemand in der Nähe; Bernhard wagte ſich vor. Der Schnee war von zahlloſen Spuren durchkreuzt; auch einige Reiter mußten ihren Weg über den Hügel genommen haben. Jetzt ſtieß Bernhard auf einen verlorenen Tſchako, auf Blutſpuren, auf die untrüglichſten Zeichen, daß hier ein Gefecht vorgefallen ſein mußte. Von weitem entdeckte er einige Leichname — wie, ſollte Ludwig darunter ſein? Er eilte in vollem Laufe heran. Gott ſei Dank, nein! Es ſind andre Uniformen!

Drei Männer lagen hingeſtreckt auf dem Schnee. Den nächſten erkannte Bernhard; es war der biederherzige Elſaſſer Cottin; die beiden Andren waren ihm fremd. Die Freude, daß Ludwig gerettet ſchien, ließ der warmen Regung der Theilnahme für den wackren Landsmann keinen Raum. Die Flucht muß ihm geglückt ſein. Dort, wo die drei Fichten

ragen, harrt er jetzt meiner vielleicht schon. Ich muß eilen, seine Ungewißheit abzukürzen.

Auch ohne diesen innern Trieb hätte Bernhard Ursache gehabt, aufs schnellste zu flüchten, denn durch das Getümmel des Gefechtes aufmerksam gemacht, rückten eben einige rasch zusammengeraffte Compagnien aus den nur wenige hundert Schritte entfernten Thoren von Smolensk aus, um den, wie es schien, bedrängten Kameraden, freilich zu spät, zu Hülfe zu eilen. Bernhard gewahrte es noch in Zeiten und nahm seinen Weg wieder in den Wald nach dem verabredeten Ort der Zusammenkunft mit Ludwig.

Nach einer halben Stunde hatte er ihn erreicht. Die Fichten standen einsam auf einer nur von niedrigem Buschwerk bedeckten Anhöhe, die ihm einen ziemlich weiten Blick in die Ferne gestattete. Vor sich sah er die Thürme, Giebel und Mauern von Smolensk, hinter denen die beschneiten Höhen, welche den Dniepr begleiten, sich erhoben. In der Ferne lief eine lange, blaue Waldlinie um den Horizont; zur Rechten zog sich jenseit eines etwa eine Viertelstunde breiten Tannengebüsches die große Landstraße nach Moskau hin; hinter sich und zur Linken entdeckte das Auge, so weit es reichte, nur unermeßliche Wälder, die sich über Anhöhen und Senkungen des Bodens unabsehbar erstreckten. Nur wenige freie Stellen waren sichtbar, aber auch diese erschienen nur als von Wald rings umschlossene Räume. Der Höhenzug diesseit des Stromes beschränkte den Blick zur Linken; hinter demselben mußte sich, so war es Bernhard, noch von früher her erinnerlich, freies Feld finden.

Er warf nur einen flüchtigen Blick über diese traurige, öde Landschaft; sein Auge spähte nach Ludwig umher. Er entdeckte ihn nicht. Anfangs leise, dann lauter und lauter

rief er den Namen des Freundes, doch seine Stimme verhallte in der tiefen Einsamkeit und Stille ohne Antwort.

Jetzt wurde ihm bang. Tausend Möglichkeiten stiegen in seiner Seele auf, die nahe an die Wahrheit hinstreiften, ohne diese jedoch zu treffen.

Er kreiste in der Nähe des Berges umher, durchsuchte alle Büsche, spähte nach Fußtritten im Schnee, ob er daraus vielleicht die Spur Ludwigs entdecke, falls dieser sich verirrt haben sollte — alles vergeblich. Immer wieder stieß er, so sehr er auch den Ring seines Umherspähens ausdehnte, auf keine andere Linie von Schritten, als die einzige, die ihn auf den Gipfel des Hügels geführt hatte. Diese durchschnitt er, ein-, zwei-, dreimal; er gewann endlich die Überzeugung, daß kein menschlicher Fuß als der seinige auch nur in die Nähe des Hügels gekommen war.

Diese Gewißheit fiel mit schwerem Gewicht auf seine Brust. — War Ludwig gerettet, war er es nicht? Hatte er ihn mißverstanden? Hatte er seine Flucht nach einer andern Richtung genommen? Oder hatten ihn Umstände gezwungen, seine Rettung auf der entgegengesetzten Seite des Waldes zu suchen? — War er im Gefecht geblieben?

Diese und tausend andre Fragen kreuzten sich in Bernhards Seele, aber er wußte ihnen keine Antwort. — Nur die eine fürchterliche Gewißheit gewann er mehr und mehr, daß er von dem Freunde getrennt sei, daß nur eine günstige Wendung des Geschicks, die außerhalb seiner Kraft und Berechnung lag, ihn wieder mit ihm zusammenführen könne.

Der Mittag nahte heran. Durch das Waten im Schnee waren Bernhards Füße durchnäßt, die Sennen seiner Kniee aufs Äußerste ermattet. Der Hunger stellte sich mit peinigender Schärfe ein, denn der seit zwei Tagen wohl genährte Körper hatte wieder Kräfte genug gewonnen, um der Ge-

walt dieſes Feindes einige Zeit ohne Ermattung, aber dafür auch mit deſto größerer Qual trotzen zu können. Einen Entſchluß mußte er faſſen. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder in die Feſtung zurückzukehren und ſich ſo dem gewiſſen, raſchen Tode zu überliefern, oder allein die Flucht durch die Schneewüſte zu wagen, wo tauſend Gefahren und Qualen ſeiner harrten, zu denen die ſchwache Hoffnung der Rettung kaum den Muth und die duldend ausharrende Kraft gewähren konnte.

Und wohin ſollte er ſeinen Weg nehmen? Ohne Waffen, um ſich gegen einen hungrigen Wolf zu vertheidigen, oder Holz zum Feuer zu fällen; ohne Lebensmittel, mit äußerſt geringer Baarſchaft, ſchien es unmöglich für ihn, vorwärts nach der Heimath zu dringen. Es blieb ihm nichts übrig, als zurück zu wandern, um das Ney'ſche Corps, das kaum zwei Tagemärſche zurück ſein konnte, und mit dieſem Raſinski's Regiment wieder zu erreichen.

War Ludwig gerettet, konnte er wie Bernhard frei handeln, ſo blieb auch ihm kein anderer Entſchluß übrig. Daher war dieſer Weg auch der einzige, auf dem er hoffen konnte, dem Freunde wieder zu begegnen.

Er brach ſich einen ſtarken Fichtenzweig ab, ſchnitzte ihn mit dem Taſchenmeſſer, welches er glücklicherweiſe bei ſich trug, zum Wanderſtab und zur Waffe für den Nothfall zurecht und begann durch den Wald ſeinen Weg nach der Landſtraße zu zu nehmen. In ſeiner Seele ſah es ſo düſter aus, wie rings die Natur um ihn her. Er mußte ſich durch unwegſames Dickicht kämpfen und oft bis an die Knie im Schnee waten. Daher drang er nur langſam vorwärts, und obwohl die Straße in der nächſten Richtung nur eine halbe Stunde von dem Hügel entfernt war, hatte er ſie doch nach zwei Stunden noch nicht erreicht, einmal, weil er ſie nicht

ſo dicht bei der Feſtung zu kreuzen wagte, und dann, weil ſein Weg ſich durch die vielen Hinderniſſe und die Umwege welche er nehmen mußte, überdies um mehr als das Doppelte verlängerte. Dieſe angeſtrengte Arbeit, verbunden mit dem Hunger, der ihn quälte, erſchöpften ſeine Kräfte ſo, daß er ſich endlich niederlegen mußte. Er räumte mit ſeinem Stab und einigen zuſammengebundenen Zweigen den Schnee auf die Seite, machte ſich dann eine Art Lager von abgebrochenen Tannenzweigen und ſtreckte ſich darauf hin, um auszuruhen. Doch war er ſorgfältig bemüht, den Schlaf von ſich abzuwehren, um nicht in demſelben zu erſtarren und ſo eine Beute des Todes zu werden. Er hätte der Vorſicht aber nicht bedurft; denn die Sorgen ſeiner Seele und die Pein des Hungers waren noch zu heftig, um ihn ſchlummern zu laſſen, ſein Körper aber noch nicht in dem Grade ermattet, daß er die Müdigkeit als die ſtärkſte aller Qualen empfinden ſollte. Um die Schmerzen, die ihm der Hunger verurſachte, einigermaßen zu ſtillen, ſchnitt er die jungen, harzreichen Schößlinge aus den Zweigen und verſuchte ſie zu eſſen. Dieſe bittre Koſt und einige Hände voll Schnee, den er zur Stillung des eingetretenen Durſtes genommen hatte und ihn langſam auf der Zunge ſchmelzen ließ, war die einzige Stärkung, die ſeine verzweifelte Lage ihm geſtattete. Nach einer Stunde der Raſt brach er von Neuem auf und erreichte nun bald die große Landſtraße. Aber welch einen Anblick bot ſie ihm dar! Sie war mit halb nackten, erſtarrten Leichnamen bezeichnet, die zur Hälfte aus dem Schnee hervorragten. Kleine, leicht beſchneite Hügel, an die der Fuß der Wandernden jeden Augenblick ſtieß, waren die Gräber eben ſo vieler Unglücklichen. Weggeworfene Waffen, Uniformſtücke, Gepäck, todte Pferde, würden den Weg, den das Heer genommen hatte, bemerklich gemacht haben, auch wenn

keine große, von Kanonen und Wagen tief ausgefahrne Heerstraße sichtbar gewesen wäre.

Ein stilles Grausen schlich durch Bernhards Brust, als er sich jetzt so allein mitten in diesen Spuren befand, welche die schauerliche Bahn bezeichneten, die Tod und Verwüstung durch diese schneebedeckten Öden genommen hatten. Die Straße glich einem langen, unermeßlichen Kirchhof, wo aber keine Freundeshand die Gebliebenen sanft bestattet hatte. Nur das Grabtuch des Schnees hüllte die Gefallenen kalt und schauerlich ein.

Bernhard mußte jetzt bald ein Dorf erreichen; der Weg machte eine Wendung und es lag vor ihm. Aber kein Haus war mehr zu entdecken; alles niedergerissen und niedergebrannt, kaum daß einige einzelne, lange Schornsteine und schwarze Feuermauern noch über dem Schnee hervorragten. Muthmaßlich hatte ein Bivouac hier ganz in der Nähe stattgefunden, so daß die Leute alles Gebälk zu ihren Feuern benutzt hatten. Bald entdeckte Bernhard auch die schwarzen Brandstellen am Saume des Waldes entlang. Er ging näher, in der Hoffnung etwas zu finden, das seinen Hunger stillen könne. Vergeblich! Hier lagen auch keine Leichen, denn hier hatten ja die Kräftigeren Rast gehalten, und das Feuer sie vor Erstarrung geschützt.

Bernhard stieß mit seinem Stabe in einen Aschenhaufen und wühlte so einen noch glimmenden Brand heraus. Also konnte diese Lagerstätte erst am Morgen verlassen sein. Im Schnee entdeckte er einen Knopf; er hob ihn auf. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn; er erblickte das Zeichen seines Regiments darauf. Diese leichte Spur seiner Freunde gab ihm neue Hoffnung. Also hatte Rasinski hier Rast gehalten. Da er erst Nachmittags aus Smolensk ausgerückt war,

mußte, er die Nacht hier bivouakirt haben und war vielleicht kaum einen halben Tagemarsch von der Stelle entfernt.

Hätte Bernhard jetzt nur einige Bissen Speise gehabt und einige Stunden ruhen können, so würde er die Freunde vielleicht noch in der Nacht erreicht haben. Doch so war er durch körperliche Anstrengungen zu erschöpft, der so erschütternden Gemüthsbewegungen nicht zu gedenken.

Jetzt zum ersten Male fühlte er, daß sein trotziger Muth wanke. Die Abspannung der körperlichen Kräfte wirkte ermattend auch auf die Seele, die tiefe Einsamkeit warf ihre düstren Schatten in seine Brust; die Anregung, durch entschlossenes Beispiel das Verzagen Andrer zu hindern, blieb aus, und mit dem fehlenden Sporn schwand auch die Kraft.

Schweigend, die Arme finster übereinandergeschlagen und sich, weil der Frost ihn schüttelte, in sich selbst zusammenkrümmend, saß er auf einer halb eingestürzten Mauer und blickte finster vor sich hin.

Ringsum lautlose Stille, der dunkle Tannenwald stand schauerlich erstarrt da und die Zweige senkten sich matt unter der Last des Schnees; graues Nebelgewölk zog langsam, tief herabgedrückt, über den Waldspitzen dahin. Der Athem war entflohen aus der Brust der Natur; eine Leiche lag sie da, starr, ohne Wärme, ohne Liebe.

„Und was ist's denn mehr," sprach Bernhard plötzlich aufstehend und trat entschlossen vorwärts; „schlummern denn nicht Tausende hier umher? Was willst Du Dich sträuben in die kalten, ausgebreiteten Arme des Todes zu sinken! Die Qual wird kurz sein! Einen Augenblick ruhe entschlossen an seiner Brust und Dein warmes Leben ist eingesogen von der ehernen Erstarrung, und Schmerz und Lust sind vorüber."

„Du willſt weich werden! Weil hinter dieſen grauen Schleiern noch der blaue, ſonnige Tag ruht, den Du auch einſt geſehen? Weil freundliche Geſtalten an der Grenze dieſer Öde ſtehen? — Warſt Du denn glücklich als Du unter ihnen im Licht weilteſt? Trugſt Du nicht ſtets den Schmerz in verhüllter Bruſt? Tröſtete und erquickte Dich denn der bunte Schimmer des Lebens? Tropfen netzten Deine Zunge, aber der brennende Durſt wurde nicht geſtillt und das Labſal diente nur die Qual zu ſchärfen. — Und doch ſchauerſt Du, da ſich jetzt der Glockenhammer hebt, um die Stunde Deiner Ruhe, Deiner Erlöſung anzuſchlagen? Will denn das Reis der Hoffnung auch in dieſer Eiswüſte nicht erſtarren! Reicht Deine Manneskraft nicht aus, dieſen ſchwachen, verglommenen Funken ganz zu erſticken! Schäme Dich! Blicke das Geſpenſt mit dem Auge des Mannes an und es ſinkt zuſammen in den Staub des Nichts! Nur in Deiner Bruſt lebt es, Du ſiehſt nur das hohle Spiegelbild der ſelbſtgeſchaffenen Schrecken, die Du in Dir trägſt. Zerſchmettre mit wilder Fauſt das trügeriſche Glas und die Wahngeſtalten ſind vernichtet!“

Vergebens kämpfte die Gewalt des Gedankens gegen die Macht der Wirklichkeit. Vergebens verſuchte der Geiſt die Feſſeln zu ſprengen, die ſeinen freien Fittig in das Gefängniß des Körpers und der Sinne ſchmieden. Sie ließen ihn nicht los aus ihrer Macht und trotzten auf ihr altes Recht, mit ihm zugleich zu herrſchen, bis der Tod die Siegel des für die Erde geſchloſſenen Bündniſſes gelöſt hat.

So blieb denn das Geſpenſt ſchauerlich vor Bernhard ſtehen, und er fühlte, wider Willen, wie das Grauen ſtill durch ſeine Bruſt ſchlich und tiefer und tiefer in das Herz drang.

„So sei es denn dieser Baumstamm!“ sprach er finster vor sich hin, hüllte sich zusammenschauernd dichter in den Mantel und warf sich wieder auf den Boden hin.

Drittes Capitel.

Kaum aber lag er, als er das Gebüsch rauschen hörte und gleich darauf menschliche Fußtritte vernahm. Er fuhr auf und blickte umher. Da theilten sich die Tannenbüsche vor ihm, und eine seltsam abentheuerliche Gestalt, in einen grauen Pelz gehüllt, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, trat, vorsichtig nach allen Seiten umschauend, heraus.

„Ihr da!“ rief er in französischer Sprache herüber gegen Bernhard. „Lebt Ihr, oder seid Ihr eine Leiche!“

„Ich lebe,“ erwiderte Bernhard und richtete sich mit Mühe auf.

„Es sieht aber aus, als würde es nicht mehr lange dauern,“ antwortete der Soldat. „Seid Ihr matt vor Hunger?“

Bernhard nickte mit dem Kopfe. „So kann ich Euch helfen,“ sprach der Andre und trat näher; „aber sagt mir, wo geht der Weg nach Smalensk?“

„Dort hinunter; zweihundert Schritte von hier ist die Straße.“

„Gelobt sei Jesus und Marie! Und wie weit ist es noch?“

„Vier Stunden.“

„Schwärmen Kosaken auf dem Wege?“

„Nein, nicht daß ich wüßte.“

„Barmherziger Gott! So willst du mich dennoch retten?“ Mit diesen Worten sank der Krieger auf die Kniee und hob den Blick dankbar gen Himmel, und große Thränen rollten über seine Wangen. — „Hier, Freund, nimm,“ sprach er einen Augenblick darauf und eilte mit einem Stück Brot in der Hand auf Bernhard zu; „Du hast mich erquickt, ich will Dich erquicken. Nimm, und hier ist auch zu trinken!“ Zugleich zog er eine Flasche mit Branntwein aus dem Busen hervor und reichte Beides Bernhard herüber.

„So soll es doch nicht hier zu Ende sein?“ sprach dieser gerührt. „Dank Dir, Freund, Du bist mein Retter!“

„Und Du der meine.“

„Aber woher kommst Du dort aus dem Walde?“ fragte Bernhard.

„Siebenmal aus dem Rachen der Hölle,“ erwiderte der Gefragte und setzte sich zu Bernhard nieder. „Vorgestern trieb mich der Hunger mit vielen andren Kameraden aus den Reihen des Regiments, um in den zur Seite gelegenen Dörfern Speise aufzusuchen. Da fiel plötzlich mitten im Walde eine Horde Bauern über uns her; sie schlugen und metzelten nieder, wen sie trafen. Wir stürzten nach allen Seiten auseinander, da kamen auch Kosacken herbei und hetzten uns mit ihren kleinen raschen Pferden, wie der Schäferhund die versprengten Schafe, um uns den wüthenden Mugiks in die Hände zu treiben.“

„Doch ihre erste Mordlust war gesättigt; sie jagten uns mit Kantschuh- und Knüttelhieben auf einen Haufen zusammen, koppelten uns aneinander wie die Jagdhunde und trieben uns so vor sich her. Wir wähnten sie hätten Erbarmen mit uns und wollten uns als Gefangene fortführen. Aber

es war ein Irrthum! Nachdem wir in einem, zwei Stunden von der Straße entfernten Dorfe, angelangt waren, plünderten ſie uns ſo aus, daß wir halb nackt in der grimmigen Kälte ſtanden, und die Zähne uns klappernd gegeneinanderflogen. So ſperrten ſie uns Alle zuſammen in die Kirche ein. Wir kauerten uns eng zuſammen und ſuchten einander zu erwärmen. Aber es dauerte nicht lange ſo wurden zwei von uns herausgeführt. Bald darauf hörten wir ſchießen; doch einzeln in langen Pauſen und nach jedem Schuß theilte ein wildes Geſchrei und Gebrüll die Luft. Anfangs konnten wir nicht begreifen, was dies bedeute; doch da ich mit Hülfe einiger Kameraden zu einem kleinen Fenſter hinangeklettert war, ſah ich, daß — beim Teufel, Kamerad, der Grimm preßt mir noch jetzt die Zähne gegeneinander — ich ſah, daß ſie unſre Kameraden an einen Baum gebunden hatten und wie nach der Scheibe auf ſie ſchoſſen."

Bernhard erblaßte.

„Ich nahm mich zuſammen und verſuchte nichts, denn zu helfen war doch nicht mehr. „Ein Scheibenſchießen, weiter nichts," warf ich hin, aber es kochte wild in meiner Bruſt. — Die Thür ging wieder auf, und die Wachhunde führten abermals zwei Schlachtopfer heraus. Ich ſchwieg, weil es ſchon dunkel wurde, und ich uns in der Nacht zu retten dachte. Wirklich waren dies die Letzten von uns, die da bluten mußten. In der Nacht brachen wir die Thür auf, die uns nach dem Thurm führte, und am Glockenſeil gelang es uns, uns in der Stille herabzulaſſen. Die Schildwacht vor der Kirche war eingeſchlafen. Ich ſtieß ihr ihr eignes Seitengewehr ins Herz, daß der Kerl auch nicht mehr zuckte. Jetzt warf ich den Pelz des Ruſſen über, nahm ſeine Waffen und ging damit an das Wachthaus am Ende des Dorfes. Meine Kameraden ließ ich ſtill nachfolgen.

Hier lag Alles schnarchend und besoffen durch einander, Bauern und Kosacken. Die Mäntel und Pelze hatten sie auf einen Haufen geworfen, denn es war eine erstickende Hitze in der Stube. In der Ecke stand ein Korb mit Brot, und Branntweinflaschen, theils gefüllt, theils leer, lagen überall umher. Ich hatte Anfangs nur gedacht, aus Rache für die Gemordeten das ganze Gebäude in Brand zu stecken; da aber jetzt die Gelegenheit günstig war, holte ich noch drei Kameraden und dann packten wir so viele Kleider und Lebensmittel auf, als wir konnten und trugen sie hinaus. Eilig flüchteten wir mit unsren Schätzen in einen nahen Busch, theilten redlich und kleideten uns an. Nun suchten wir das Weite. Aber die Bauern müssen unsre Flucht zeitig bemerkt haben, denn plötzlich waren sie dicht hinter uns. Alles stürzte davon, Jeder flüchtete wohin ihn der Zufall führte. Es gelang mir einen dichten Busch zu erreichen, wo ich mich versteckte bis alles still war. Dann schlich ich vorsichtig weiter, so gut ich konnte und wußte, nach der Straße zu. So lange es dunkel war ging es; aber am Tage schien der Wald ordentlich lebendig zu werden von dem russischen Raubgesindel, und ich mußte kreuz und quer, durch Wald und Feld, vor und zurück, um ihnen nur zu entgehen. Noch vor einer Stunde waren sie mir dicht auf der Ferse. So war ich ganz irre geworden und verzweifelte die Landstraße zu erreichen. Nun aber hoffe ich mit Gott in dieser Nacht noch bis Smolensk zu kommen. Dann will ich mich in Reih' und Glied halten und lieber hinstürzen vor Qual, oder Hunger und ehrlich als Soldat sterben, als noch einmal in die Hände dieser wilden Bestien fallen! Ich bin kein feiger Bube; aber geschlachtet werden, ist doch ein gräuliches Ende, und ein Soldat mag doch nicht grade sterben wie ein Mordbrenner. Was meint Ihr?"

Bernhard, durch die Nahrung gestärkt, durch die Erzählung dieser Wechselfälle zwischen Rettung und Untergang aufgeregt, hatte im Augenblick seine frische Hoffnung wieder. „Wahrlich nicht, Kamerad!“ rief er; „aber es hat auch noch Zeit damit. Ihr werdet Euer Ziel erreichen, und ich das meinige. In jetziger Zeit, wo jede Minute gefährlich ist, darf man nicht verzagen, wenn einen auch der Tod schon am Schopf hat. Man läßt ihm den Mantel und reißt sich doch wieder los.“

„Freilich! Es lebe der Muth! — Aber was saget Ihr da von Eurem Ziel? Wohin wollt Ihr? Nicht vorwärts?“

„Nein!“

„Zurück? In dieses Teufelsland wieder hinein? Seid Ihr bei Sinnen?“

„Mir ist der Tod hier gewisser als dort.“

„Wie so?“

Bernhard besann sich einen Augenblick, dann erzählte er dem Freunde in der Noth, überzeugt, daß dieses ehrliche Soldatenherz ihn nicht verrathen werde, offen den Zusammenhang seiner Geschichte.

„Verfluchte Brut! Otterngezücht! Giftschwämme, dieses Schreibergesindel!“ fluchte der derbe, ehrliche Soldat, als Bernhard seine Erzählung geendet hatte. „Aber das darf Euch nicht kümmern! Dort hinein droht Gefahr auf jedem Schritt, denn die wüthenden Bauern liegen wie die Buschneger hinter den schwarzen Tannengebüschen. Ein Einzelner kommt nicht durch. Darum rathe ich Euch, kommt mit nach Smolensk. Wer kennt Euch? Zieht meinen Pelz an, wenn wir ins Thor marschiren, und bindet Euch ein Tuch über das Gesicht. Was fragt jetzt Einer nach dem Andren? Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Haben wir nicht

leider Gottes Tausende von Nachzüglern? Frisch, geht mit mir! Ich will Euch schon unterbringen, so wahr ich Jean Lacoste heiße und aus der Normandie gebürtig bin! Kommt, laßt uns aufbrechen. Es wird dunkel, wir haben ausgeruht und je näher an Frankreich, je besser!"

Bernhard überlegte. Er hätte das niederdrückende Gewicht gänzlicher Einsamkeit und Hülflosigkeit so eben zu tief empfunden, um nicht mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt zu dem Entschluß bestimmt zu werden, Nöth und Gefahren wieder in kameradschaftlicher Gemeinschaft zu tragen. Einen Tag hoffte er doch sich in Smolensk verbergen zu können, und am nächsten schon traf Rasinski wieder ein. Vielleicht erfuhr er auch Ludwigs Schicksal — kurz, er entschloß sich, sein Loos mit dem des neuen Gefährten zu verbinden.

Sie brachen auf und wanderten im Gespräch miteinander hin. Plötzlich hörten sie den Ton einer schrillenden Pfeife aus dem Walde. Bernhard horchte erstaunt auf; Lacoste aber packte ihn an den Arm, zog ihn rasch vorwärts und rief: „Lauf, lauf, was die Sennen halten wollen. Sie sind uns weiß Gott wieder auf der Ferse."

Unwillkürlich folgte Bernhard dem raschen Schritt seines Gefährten, obwohl er an die nahe Gefahr noch nicht glauben wollte, da er bisher noch auf keine Spur eines feindlichen Überfalls dieser Art gerathen war.

„Wenn wir nur dort erst um die Ecke sind," meinte Lacoste im Forteilen, „so können wir uns gleich links in den Wald werfen, aber hier ist zum Unglück auf dreihundert Schritt kein Busch zu erreichen, und auf dem Schnee sieht man uns zu weit, trotz der anbrechenden Nacht."

Das Pfeifen wiederholte sich jetzt und wurde von der andren Seite der Straße beantwortet.

„Wahrhaftig, es ist, als ob wir in Calabrien wander-

ten und eine Rotte Banditen uns überfallen wollte," rief Lacoste. „Doch diese Kerle sind noch schlimmer! Ich sehe lieber ein Dutzend Wölfe mit aufgesperrtem Rachen hinter mir her jagen, als ich ein Kosackenpferd hinter meinem Rücken höre. — Aber wird der Wald da nicht lebendig drüben? Krabbelt's nicht wie in einem Ameisenhaufen?"

„Du irrst, Freund," antwortete Bernhard, „es bleibt Alles todtenstill."

„Es ist eine Schande, Furcht zu haben," murmelte Lacoste ingrimmig dumpf vor sich hin; „aber ich kann's nicht leugnen. Wo gar nichts zu gewinnen ist, nicht einmal Ehre, wohl aber Alles zu verlieren, da tritt mir's doch ein bischen kalt ans Herz, und ich fange an zu sehen was ich mir einbilde. Das macht, ich habe das verfluchte Gesindel heute schon wenigstens sechsmal so aus dem Busche herauskriechen sehen, wie die Regenwürmer nach einem Gewitter aus der Erde. Ich glaube, in jedem Baumstamme lauert ein Mugik." —

„Nun, Gott sei Dank, jetzt haben wir die Ecke. Laßt uns hier seitwärts in den Busch hinein, wir können so immer die Richtung neben der Straße halten."

Als sie sich sicher glaubten, fingen sie an, langsamer zu gehen.

„Kamerad, Du hast da einen goldnen Ring am Finger stecken; hüte Dich, daß er Dir nicht zu eng sei," fing Lacoste nach einigen Minuten an; „ich habe gesehen, wie sie meinem Capitain, der seinen Trauring trug, kaltblütig den Finger heruntergeschnitten, da der Ring nicht gleich übers Gelenk wollte. Man kann nicht wissen, was kommt, also wirf das Ding lieber weg, oder verstecke es."

Der Gedanke, daß er diesen Ring verlieren könne, der

ob er es wagen dürfe, ihnen auch aus dem Walde hinaus nach der offnen Straße zu zu folgen. Er unterſuchte, ob nicht vielleicht die Fußtritte Lacoſte's aus dieſem ziemlich durchwühlten Schneeflecken allein weiter in den Wald führten. Doch er fand kein Zeichen dieſer Art. „So wäre denn der Unglückliche doch in die Hände ſeiner grauſamen Feinde gefallen?" Eine Stimme im Innern Bernhards ſagte ihm, daß er ihn, der ſein Retter geweſen, nicht verlaſſen dürfe, ſondern ihm wenigſtens noch ſo weit nachforſchen müſſe, als es, ohne ſich ſelbſt unrettbar preiszugeben, geſchehen könne. Daher folgte er den Fußſtapfen, die nach der Landſtraße zuführten, jedoch mit Vorſicht und jeden Augenblick ſcharf aufhorchend. Da war es ihm, als höre er ein leiſes Seufzen. Er blieb ſtehen und lauſchte. Wahrlich, es wiederholte ſich! Er täuſchte ſich nicht, ein lebendes Weſen mußte in der Nähe ſein. Mit vorgebeugtem Haupte ging er dem Schalle nach; jetzt vernahm er das Ächzen dicht neben ſich, doch ſah er Niemand auf dem Boden liegen. Der Schnee war aufgewühlt von vielen Tritten; eine mächtige Fichte ſtand wenige Schritte ſeitwärts. Dorther kam das Stöhnen; Bernhard ging um den Baum herum, der von der andren Seite freier ſtand; doch mit einem unwillkürlichen Ruf des Entſetzens bebte er ſchaudernd zurück, als er im halben Licht des Schnees und der Dämmerung einen blutigen, halb nackten, menſchlichen Körper, der an den Baum gebunden zu ſein ſchien, wahrnahm. Grauſend, doch mit Selbſtüberwindung trat er näher. Da ſah er zu ſeinem Entſetzen, daß der Unglückliche an den Stamm gepfählt war, und als er ihm ins Antlitz blickte, erkannte er ſeinen Retter und Gefährten.

„Allmächtiger Gott!" rief er laut aus, und hatte Mühe, ſich auf den Füßen zu erhalten. „Lebſt Du noch, Freund? Kann ich Dich retten?" Der Sterbende nickte

schwach mit dem Haupte, zum Zeichen, daß er den Gefährten erkenne; doch vermochte er nicht zu sprechen. Schaudernd, doch es mußte sein, faßte Bernhard den abgebrochenen Schaft einer Pike, die dem Unglücklichen durch die Schulter gebohrt war, und zog ihn heraus. Doch ein zweites Eisen war durch die Lende geschlagen und wollte Anfangs der angestrengtesten Kraft nicht weichen; endlich gelang es ihm, auch dieses herauszureißen. Da sank der Erlöste matt in die Kniee; Bernhard fing ihn in seinen Armen auf und ließ ihn sanft auf den Boden, mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, niedergleiten. Noch zweimal schöpfte er tief Athem, dann fiel das Haupt ihm lautlos auf die Brust herab; er hatte geendet.

Bernhard hielt ihn noch lange an seiner Brust und lauschte, ob das entflohene Leben nicht zurückkehre; umsonst. Es war nicht Schmerz, was ihn durchdrang; es war dumpfe Betäubung des Entsetzens. Die Leiche im Schooß, blickte er starr vor sich hin; keine Thräne drang in sein Auge, er ließ keinen Seufzer hören. Es war grabesstill; selbst der Wind sauste nicht mehr in den Wipfeln. Finstres Gewölk lagerte schwarz, unbeweglich über dem Himmel. Da flatterten zwei Raben heran und umkreisten den Gipfel der hohen Fichte, als harrten sie schon auf die Beute.

„Ihr sollt diese Leiche wenigstens nicht verstümmeln!" rief Bernhard und stand auf. Mit seinem Stabe und den eignen Händen und Füßen grub er eine breite Furche unter der Fichte in den tiefen Schnee. Dann ordnete er Haar und Kleidung der Leiche. Als er das Hemde zuknöpfen wollte, ritzte er sich an einer Nadel. Er fühlte näher hin und entdeckte, daß der wackre Krieger seinen höchsten Schatz, das Kreuz der Ehrenlegion, inwendig im Hemd mit einer Stecknadel befestigt hatte. „Du sollst die Gruft des Tapfren

ſchmücken," ſprach er, „und wenn nie ein Sterblicher mehr vorüberwandern ſollte." Jetzt legte er den Leichnam in die kalte Gruft und wälzte hohe Schneemaſſen darüber, bis ſie einen weißen, feſtgedrückten Hügel bildeten. Mit demſelben Eiſen der Pike aber, das dem Todten die Schulter durchbohrt hatte, heftete er das Band und Kreuz an den Stamm der Fichte, ſo daß das Ehrenzeichen über der Grabſtätte ſchimmerte.

Mit verſchränkten Armen ſtand Bernhard vor dem Schneehügel. „Ruhe nun unter dieſer kalten Hülle, bis der Frühling ſie ſchmilzt, und Grün und Blumen um Deine Gebeine ſproſſen! — Du hätteſt ein dauernderes Denkmal verdient! Nimm vorlieb! Hier wird es Keinem beſſer geboten! — Leb' wohl! —" Er wandte ſich. Tiefer und tiefer ging er, entſchloſſen, die letzten Kräfte an ſeine Rettung zu ſetzen, aber gefaßt, daß es vergeblich ſein werde, in den Wald hinein.

Viertes Capitel.

Während Ludwig und ſeine Mitgefangenen durch den Wald geführt wurden, ſpähete dieſer mit ſorgenvollen Blicken umher, ob er Bernhard nicht entdecke. Er wußte kaum, ob er hoffen oder fürchten ſollte, ihn zu ſehen. Es wäre ein unbeſchreiblicher Troſt für ihn geweſen, jedes Leid mit dem Freunde gemeinſchaftlich zu tragen, doch wehrte ſeine edle Seele ſich gegen die leiſeſten Keime dieſer geiſtigen Selbſtliebe. Er hegte die geheime, wenngleich ſchwache Hoffnung, daß Bernhard glücklicher in ſeinem Unternehmen geweſen ſein und bald Raſinski und die Freunde erreicht haben werde.

Nach einer Wanderung von einer Stunde erreichte man einen freien Platz, der jedoch rings vom Walde umschlossen war. Hier loderten hohe Wachtfeuer, an denen Schaaren von bewaffneten Landleuten lagen. Mit Erstaunen sah Ludwig auch viele Frauen, die der allgemeine Haß gegen den Feind von ihrer friedlichen Wirksamkeit abgelenkt und mitten in das kriegerische Treiben der Männer hineingeführt hatte. Einige bereiteten Speisen, Andre putzten Gewehre; eine Ältere sah er einen Verwundeten verbinden.

Anfangs schien man die Ankommenden nicht besonders zu beachten. Doch als man der Gefangenen, die sie mitbrachten, ansichtig wurde, strömten Alle neugierig herbei, diese Unglücklichen zu sehen. Die Hoffnungslosigkeit in den Zügen derselben stach schreckenvoll gegen den Ausdruck des Hohnes und der wilden Freude der Sieger ab. Ludwig bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich die männliche Fassung zu bewahren. Der Umstand, daß er nicht, wie die Übrigen, der Kleider beraubt war, sondern noch in einen warmen Mantel gehüllt, wenigstens nicht vor Frost zittern durfte, kam ihm dabei sehr zu Statten. Doch erweckte er dadurch auch die Habgier der sich rings andrängenden Feinde, deren Gesinnungen er aus ihren Gebärden und dem laut und lauter werdenden Murmeln errieth. Endlich trat ein bärtiger Koloß, der wohl glauben mochte, sich vor den Andern etwas erlauben zu dürfen, auf ihn zu und wollte ihm die Mütze vom Kopf nehmen. Ludwig trat unwillkürlich einen Schritt zurück und wehrte dem Russen mit der Hand. Da erhob dieser im Zorn seinen einer Keule ähnlichen Knittel zu einem furchtbaren Schlage auf. Unfehlbar hätte er Ludwigs Haupt zerschmettert; doch plötzlich ertönte der laute Schrei einer weiblichen Stimme, und in demselben Augenblicke brach eine edle Gestalt, in kostbare Pelze gehüllt, doch mit verschleier-

tem Angesicht, durch die Reihen der Umstehenden und warf sich dem gehobenen Arme des Russen entgegen.

Zornig wandte sich dieser um; doch als er sah, wer seine That hinderte, verwandelte sich sein Grimm in die tiefste Unterwürfigkeit, und er trat mit knechtisch ehrfurchtsvollen Verbeugungen zurück.

Ludwig war von dem Wunder dieser neuen Rettung, die sich in der Schnelle des Augenblicks vollendete, wie betäubt; er heftete seine Blicke auf die Retterin, vermochte aber kein Wort des Danks hervorzubringen. Sie stand, selbst vor Schrecken ganz außer Fassung, aus tiefster Brust mühsam athmend, kaum vermögend sich auf den Füßen zu erhalten, vor ihm und hielt die Hände wie zum Dankgebet gefalten. Endlich schlug sie den Schleier zurück, indem sie mit unnachahmlichem, rührend zitterndem Tone der Stimme sprach: „Erkennen Sie mich?"

Als trete eine himmlische Erscheinung, ein rettender Engel des Allmächtigen plötzlich stralend vor ihn hin, so sank Ludwig, seiner selbst nicht mehr mächtig, auf die Kniee vor der Entschleierten nieder. Es war Bianca!

Bebend ergriff er ihre Hand mit seinen beiden; er neigte sein Haupt darüber, seine Thränen strömten — er wähnte in diesem Übermaaß der Wonne sein Dasein zu enden.

„So konnte ich doch vergelten!" sprach sie und hob das blaue, in Thränen schwimmende Auge gen Himmel. „O, allmächtiger Vater, Deine Hand leitete meine Schritte! — Wenn ich zu spät gekommen wäre!"

Die Umstehenden betrachteten die Gruppe mit lautlosem Erstaunen.

„Was bedeutet das?" fragte plötzlich eine rauhe, männ-

liche Stimme. Ludwig erwachte aus ſeiner ſeligen Betäubung und ſprang auf.

Ein Reiter war in den Kreis geſprengt; das edle Roß, ſeine reiche Kleidung gaben einen Führer zu erkennen.

Es war Graf Dolgorow.

„O mein Vater," rief Bianca mit leidenſchaftlichem Tone, „ſehen Sie hier unſren Retter!"

„Wie? Wo?" fragte der Graf und warf forſchende Blicke auf Ludwig. Doch plötzlich unterbrach er ſein Erſtaunen durch den Ausruf: „Du hier? Elender Bube!" Und mit einem Sprunge war er vom Pferde herab und drang in die Reihen der Gefangenen ein, um Beaucaire, dem vor Froſt und Entſetzen die Kniee ſchlotterten, aus ihrer Mitte herauszureißen.

Dolgorow, den die Rache ſchneller entflammte als die Dankbarkeit, vergaß dieſe, um jener zu genügen. In England und Italien, wo er ſich in wichtigen, aber gefährlichen diplomatiſchen Aufträgen befand, war Beaucaire ſein Secretair und geheimer Agent geweſen. Als der Krieg des Jahres 1812 ausbrach, und Napoleon die engliſchen und ruſſiſchen Agenten in allen Ländern auf das eifrigſte aufſpüren ließ, war auch Dolgorow's Verkehren entdeckt worden. Er mußte aus Rom eiligſt und in einer Verkappung flüchten. Beaucaire erhielt einen Paß als deutſcher Graf Wallersheim. Feodorowna galt unter dem Namen Bianca für ſeine Schweſter. Dolgorow ſelbſt wurde für einen alten Diener, ſeine Gemahlin für die Erzieherin der jungen Gräfin ausgegeben. So traten ſie die Reiſe an. In Mailand glaubte Beaucaire, der eine rohe Leidenſchaft für des Grafen Tochter gefaßt hatte, von den dringenden Umſtänden Alles ertrotzen zu können. Er wagte Anträge, die Feodorowna mit Empörung zurückwies, und die die Wuth ihres Vaters entflammten, ob-

gleich die äußerste Gefahr in seinem Zorn lag. Er mißhandelte den Buben und stieß ihn mit Schimpf von sich; dieser eilte, ihn zu verrathen. Doch schon hatte der Graf es möglich gemacht, aufs eiligste zu fliehen, und änderte seine Reiseroute, indem er, statt über Verona nach Inspruck und München, die Straße über den Simplon einschlug. Dort traf ihn Ludwig. — Retter und Verräther waren nunmehr zugleich in seine Hand gefallen, und dieser sollte jetzo seinen Lohn empfangen.

„Heiliger Gott! Welche Schickung!" rief Feodorowna aus, als ihr Auge auf den Elenden fiel, den Dolgorow trotz seines Sträubens aus der zitternden Menge hervorriß.

Beaucaire wurde jetzt auch ihrer ansichtig, und mit verzweifelter Anstrengung riß er sich los und stürzte zu ihren Füßen nieder. Krampfhaft umklammerte er ihre Kniee und rief: „Erbarmen, Gräfin! Bittet um Gnade für mich! Nur meine rasende Liebe zu Euch war mein Verderben!"

Bianca zitterte und erhob angstvoll flehende Blicke zu ihrem Vater. Doch dieser rief mit ehernem Grimm:

„Ergreift ihn und werft ihn dort in die Flammen, damit jeder Russe sehe, wie ein Verräther gestraft wird."

Bianca wurde zu einem Marmorbilde. Beaucaire schrie laut auf und klammerte sich in der Angst der Verzweiflung an ihre Kniee an, indem er sein Haupt in ihren Schooß zu verbergen suchte. Sie wäre niedergestürzt, wenn nicht Ludwig, ihr rasch zu Hülfe springend, sie gehalten hätte.

„Vollzieht meinen Befehl!" rief Dolgorow nochmals. „Reißt ihn von der Fürstin hinweg!"

Auf diesen Ruf packten zwei aus der Masse mit wilder Freude hervorspringende Männer den Verzweifelnden bei den Haaren; zwei Andere ergriffen ihn bei den Füßen, ein Kosack riß sein Messer aus dem Gürtel und schnitt ihm über

die beiden Hände, mit denen er Bianca's Kniee umschlossen hielt. Erst als die Sehnen zerrissen waren, sanken ihm die Arme zurück. Unter gräßlich jubelndem Gebrüll der wuthentflammten Menge wurde er halb hinweggetragen, halb geschleift. Sein zerreißendes Jammergeschrei drang mitten durch das Toben der mordlustigen Schaar hindurch, die, von wilder Begierde auf das gräßliche Schauspiel gestachelt, in schwarzen Massen nachstürzte.

„Bewacht die übrigen Gefangenen!" rief Dolgorow und ging raschen Schrittes, die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich, theilend, dem Orte zu, wo sein furchtbarer Befehl vollstreckt werden sollte.

Bianca hatte sich gegen Ludwigs Schulter gelehnt. Grauen und Seligkeit erfüllten sein Herz zugleich. — Jetzt theilte verdoppeltes Wuthgebrüll die Lüfte. Wider Willen zog es sein Auge zu der fürchterlichen Stelle hin. Beaucaire wurde hoch emporgehoben; sein Antlitz mit dem zerrauften Haar verzerrte sich wie in den Qualen der Verdammniß. Er zuckte mit den blutigen Stumpfen seiner Hände wild umher. Da stürzten ihn die Wüthenden häuptlings in die Gluth hinein; ein gräßliches Geschrei, das weit im Walde wiederhallte, stieg empor. Es drang selbst in Bianca's Betäubung mit entsetzlicher Gewalt ein; sie bebte schaudernd zusammen und drückte das Angesicht verbergend gegen Ludwigs Brust. Diesem hielt das Grausen Sprache und Bewegung gefesselt; kaum vermochte er es, den Blick von dem gräßlichen Schauspiel ab auf die erblaßten Züge der Geliebten zu wenden, die an seinem Herzen ruhte.

Als nach dem wilden Getöse einige Augenblicke schauerlicher Stille eintraten, erwachte Feodorowna aus ihrer Betäubung. Sie bebte scheu zurück, als ihr Auge auf den Schauplatz der gräßlichen That fiel. Das Haupt wendend,

traf sie auf Ludwigs edle, von Schauder und Rührung tief bewegte Züge. Hier weilte ihr Blick mit unaussprechlicher Innigkeit. Nicht ihrer Lippe entfloh das Geheimniß ihres Herzens, welches sich ihr selbst erst in diesem Augenblicke wunderbar offenbarte; aber der Stral ihres Auges verkündete es. In Ludwigs Brust flammte ein hoher Glaube an die Fügungen des Allmächtigen, ein kühnes Bewußtsein auf. Diese und keine Andre war ihm zur Begleiterin des Lebens bestimmt! Auf den wunderbarsten Pfaden führte die Schickung sie ihm entgegen. Er wagte, ihre Winke zu deuten. Eben wollte er die Lippe öffnen. Da trat Dolgorow, der von seinem blutigen Richteramte zurückkehrte, zwischen ihn und Feodorowna. Er heftete finstre, forschende Blicke auf das Antlitz der Tochter; es schien, als argwohne er, daß ihre heftige Erschütterung durch etwas Andres als die eben vollbrachte entsetzliche Strafe an dem Elenden bewirkt sei.

„Fürstin Ochalskoi," sprach er vornehm und kalt, „ich habe nicht vergessen, was wir diesem jungen Manne schuldig geworden. Mir däucht aber, unsre Rechnung sei zerrissen, da ich ihn hier als Feind Rußlands unter den Frevlern erblicke, die in das Heiligthum unsrer Heimath eingebrochen sind. Doch Großmuth ist die Tugend der Russen. — Ich werde Sorge tragen, junger Mann, daß man Sie den Ihrigen wieder zusende; doch fallen Sie zum zweiten Male in meine Hand, so trifft Sie das Loos aller Übrigen, Tod oder ewige Gefangenschaft in den Bergwerken Sibiriens."

Ludwigs Stolz erwachte dem Stolze Dolgorow's gegenüber; doch er bezwang ihn und erwiderte: „Wenn Sie mich zu dem französischen Heere zurücksenden, so ist mein Tod gewiß, und Sie selbst sind die Veranlassung dazu."

„Wie das?" fragte Dolgorow erstaunt.

„Was ich an der italienischen Grenze für Sie gethan,

wurde mir in meiner Heimath von den französischen Behörden zum todeswürdigen Verbrechen gemacht. Jeder Weg der Flucht war mir abgeschnitten; nur um der Gewalt meiner willkürlichen Richter zu entgehen, trat ich, auf das Anerbieten eines edlen Freundes, in das Heer ein. Diesen Morgen sollte ich, von eben dem Unglücklichen verfolgt und verrathen, der in diesem Augenblicke die entsetzliche Strafe seines Verbrechens erduldet hat, den Tod empfangen. Der Überfall der Ihrigen rettete mich. Doch ein theurer Freund —"

Dolgorow unterbrach ihn: „Wenn Sie Wahrheit sprechen, sind Sie gerechtfertigt; und ich glaube es Ihnen. In diesem Falle werden Sie Sorge tragen, Fürstin, daß unser Retter auf das Schloß geführt werde. Solanow soll Sie geleiten; mich hält mein Beruf hier zurück, doch treffe ich sobald als möglich ein. Gehen Sie jedoch, zuvor die Gräfin zu benachrichtigen."

Bianca gehorchte und nahm, von zwei Dienern begleitet, ihren Weg nach einer Art von Hütte, die hinter den Lagerfeuern aufgerichtet war. „Wir werden uns bald wiedersehen," sprach sie im Gehen zu Ludwig und neigte sich grüßend gegen ihn. Ihr Blick drang in sein tiefstes Herz; sie lächelte schmerzlich und freundlich zugleich, und eine milde Hoheit, wie von dem Antlitz einer Heiligen, strahlte aus ihren Zügen. Mit bebender Verehrung beugte er das Haupt; als er es erhob, sah er die edle Gestalt, wie die Erscheinung einer Himmlischen im Kreise gelagerter Wilden, durch die Reihen der sich ehrfurchtsvoll neigenden Krieger dahinschweben.

Auch Dolgorow wollte gehen, doch Ludwig hielt ihn zurück.

„Ich muß Sie noch um Ihre Vermittelung für einen Freund anflehen, der vielleicht, wie ich, in die Hände der

Ihrigen gerieth. Er wollte mein Retter werden und lud so den Zorn der französischen Machthaber auf sich; er wollte mein Geschick überall theilen, und so ergriff er denselben Ausweg der Rettung. Heute sollte er an meiner Seite sterben, rettete sich jedoch durch die Flucht."

„Wenn er in unsre Hände fällt, soll er zu Ihnen gebracht werden," sprach Dolgorow; „doch wie nennt er sich?"

„Graf Lomond ist der angenommene Name, unter dem er in Dienste trat, und den er jetzt auch muthmaßlich fortführen wird."

„Ich werde das Nöthige seinethalben anordnen."

Ein grauköpfiger Soldat von etwa sechzig Jahren, der Uniform und Bart gleich einem Russen trug, aber in seiner Gesichtsbildung einem Deutschen glich, näherte sich ehrfurchtsvoll dem Grafen und that denselben, tief gebeugt, eine Frage.

„Immerhin," erwiderte dieser; „wenn Du einen Landsmann gefunden zu haben glaubst, Solanow, so rede ihn an."

„O mein Herr," wandte sich jetzt der Alte in deutscher Sprache zu Ludwig, „vergeben Sie mir eine Frage. Ich bin ein Deutscher, aber seit langer Zeit aus meinem Vaterlande. Ich glaube in Ihnen eine Ähnlichkeit zu entdecken. Sollten Sie vielleicht Sternfels heißen?"

„Wie?" rief Ludwig heftig zitternd, mit äußerstem Erstaunen, da der Alte den Namen aussprach, den er nur durch Mariens Brief kannte und noch kaum zu führen wagte; „weshalb?"

„Ich diente einem deutschen Herrn dieses Namens," sprach der Alte bewegt; „er ist zwar längst todt, aber wenn ich sein Ebenbild so vor mir sehe, wie —"

„Wo starb er?" rief Ludwig, den Greis hastig unterbrechend.

„Die See hat ihn verschlungen. Wir saßen eines bö-

ſen Handels wegen in Paris gefangen; doch es gelang uns, nach dem Havre zu flüchten und auf ein holländiſches Schiff zu kommen."

„Wann?" fragte Ludwig und hielt kaum noch an ſich.

„Vor achtzehn Jahren."

„Wegen eines Duells?"

„Allerdings."

„Das war mein Vater!" rief Ludwig jetzo außer ſich und ergriff die Hände des Greiſes, der zitternd, unſchlüſſig vor ihm ſtand. „Und wer biſt Du?"

„Ein ſchlichter Mann, lieber Herr," ſprach der Alte, und Thränen rollten aus ſeinen Augen; „ich war nur ſein Reitknecht, Willhofen heiße ich."

„Redlicher, treuer Diener," rief Ludwig, und hier finde ich Dich? Und mein Vater iſt wirklich todt?"

„Schon längſt! Wir litten Schiffbruch in der Nordſee; das Meer verſchlang die meiſten. Einige, darunter ich, wurden gerettet; der Capitain eines ruſſiſchen Schiffes nahm uns auf." Hier ſtockte der Alte und deutete mit einem ſcheuen Blicke ſeitwärts an, daß er nicht zu ſprechen wagen dürfe. Ludwig aber ahnte das Loos des Unglücklichen.

Dolgorow war indeſſen zu den übrigen Gefangenen getreten und hatte ſie gemuſtert. Sie ſtanden zitternd in einer langen Reihe vor ihm; die meiſten waren junge Soldaten.

„Sind Deutſche unter Euch?" fragte er laut.

Ludwig hörte es und blickte hin; er harrte auf die Antwort, weil er fühlte, daß es ſeine Pflicht ſei, die Rettung ſeiner Landsleute zu verſuchen. Es blieb ſtill.

„Solanow!" rief der Graf, und dieſer eilte, zu gehorchen. „Hier die Leute, die ich Dir übergeben werde, ſollen mit auf das Jagdſchloß geführt und von dort weiter gebracht werden. Sie ſind noch zur Arbeit tauglich. — Für

die Übrigbleibenden hat Rußland keine andre Nahrung, als zwei Loth Blei."

Es waren einundzwanzig Gefangene. Nur Einer blieb, als zu alt zur Arbeit, zurück, um den Tod zu empfangen. Es war St. Luces.

Da er nicht verstanden hatte, was der Graf sagte, so glaubte er, man habe an seiner Haltung, Wäsche und der ihm freilich meist geraubten Kleidung erkannt, daß er zu den höhern Ständen gehöre. Das bleiche Entsetzen, welches seit Beaucaire's Schicksal seine Züge bedeckt hatte, wich einem Anflug der Hoffnung. Er wagte es daher jetzt, den Grafen anzureden und sprach französisch:

„Ich hoffe, mein Herr, auf die Gesetze, welche alle Völker sogar im Kriege ehren, Anspruch machen zu dürfen. Ich bin nicht Soldat, sondern gehöre zur Civilverwaltung, mein Rang —"

„Ihr seid ein Blut und Mark aller Völker aussaugender Franzose," entgegnete Dolgorow finster, „verächtlicher und abscheulicher als der Soldat, denn der kämpft mit offner Waffe, aber die Eurige ist das Gift!"

„Man würde," versuchte St. Luces noch einmal zitternd seine Sache geltend zu machen, „mich sehr bereitwillig gegen gefangene Offiziere auswechseln!"

„Gefangene? Habt Ihr denn auch Gefangene!" rief Dolgorow wild und mit Hohn zugleich. „In Euren Bulletins stehen freilich Tausende; aber wo könnt Ihr sie aufweisen. Und woran erinnert Ihr mich? Wissen wir etwa nicht, wie Eure ruchlosen Mörderbanden mit den Wenigen umgegangen sind, die in ihre Hände fielen? Wähnt Ihr, wir hätten sie nicht gefunden, wie sie mit zerschmettertem Schädel die Landstraßen bedeckten? Trafen wir sie nicht eingesperrt in Kirchen, Ställen, Scheunen, wo der Hunger sie

zu Tode gefoltert hatte? — Fort mit Euch! Wir werden noch genug finden, gegen die wir die auswechſeln können, die wir auswechſeln wollen."

Indeſſen hatte Solanow oder Willhofen den vor Angſt zitternden St. Luces forſchend betrachtet. Er ſprach einige Worte Ruſſiſch mit Dolgorow und fragte dann den Gefangenen: „Wie heißt Ihr?"

„Ich bin der Baron Rumigny von St. Luces."

„Rumigny!" rief Willhofen aus und ſeine Züge nahmen den Ausdruck des furchtbarſten Grimmes an. „Allmächtiger Gott! Deine Rache ſchlummert nicht!" rief er mit gen Himmel emporgehobenen Händen aus. „Elender, kennſt Du mich? Haſt Du vergeſſen, daß Du — doch halt, hier — blick' her! Kennſt Du dieſen? —" Dabei eilte er auf Ludwig zu und zog ihn heftig bis dicht vor Rumigny hin. „Sternfels iſt ſein Name! Die Todten ſtehen auf, um ſich zu rächen! — Dieſer iſt der Mörder Ihres Vaters, der Mörder des wackren Waldheim — doch jetzt iſt die Stunde der Vergeltung gekommen."

St. Luces ſtarrte todtenblaß mit unbeweglichen Blicken auf Ludwig hin; er verſuchte zu reden. Doch die Sprache verſagte ihm.

Ludwig war bis ins Innerſte von der Gewalt dieſer Räthſel enthüllenden Stunde erſchüttert. Einen Augenblick wallte auch in ihm der Zorn auf, doch ſein edler Sinn wies dieſe Empfindung ſchnell zurück. Nur Mitleid erfüllte ſeine Bruſt, als er den Elenden von Todesangſt und Gewiſſensbiſſen gefoltert betrachtete, der unter dem Gewicht ſeiner Schuld zuſammenbrach. „Willhofen," redete er den alten Diener an, „mein iſt die Rache, ſpricht der Herr! Laß den Allmächtigen ferner walten — wir wollen vergeben!"

Willhofen hatte Thränen in den Augen; er beugte ſich

auf Ludwigs Hand und küßte ſie. „Ein Herz wie der Vater! Er ſtarb für ſeinen Freund und wäre für ſeinen Feind geſtorben.“

Ludwig wollte ſich Dolgorow nähern, um ein Wort der Gnade für St. Luces zu verſuchen; doch dieſer ſchnitt ihm mit ſtrengem Blick und Wort die Bitte ab. „Hier waltet das Geſetz,“ ſprach er feſt. „Hat der Gefangene Ihnen ein Unrecht gethan, ſo mag Ihre Vergebung ihm jenſeits nützen. Hier ſchützt ihn nichts.“

Er winkte mit der Hand einem Koſacken in ſeiner Nähe und ſprach einige ruſſiſche Worte. Sogleich wurde St. Luces, den die Todesangſt völlig gelähmt zu haben ſchien, abgeführt. Einige Minuten darauf fielen drei Schüſſe; Ludwig durfte nicht zweifeln, wem ſie gegolten.

Fünftes Capitel.

Dolgorow ſtieg wieder zu Pferde, nahm faſt alle waffentragende Männer zuſammen und ſetzte ſich an ihre Spitze gegen die Landſtraße hin in Bewegung. Willhofen und vier Landleute mit Spießen blieben zurück zur Bewachung der Gefangenen, denen man geſtattete, ſich an den großen Feuern zu wärmen; auch wurde etwas Brot und Branntwein unter ſie vertheilt. Ludwigs Herz ſehnte ſich nach Bianca. Er fragte daher Willhofen: „Was werden wir nun beginnen, lieber Freund? Welches wird meine, Deine nächſte Beſtimmung ſein?“

„Ich muß hier den Befehl der Fürſtin erwarten, die dort drüben bei der kranken Gräfin in der Hütte iſt,“ ant-

wortete er. „Sie werden wohl die Rückkehr ihres Schlittens abwarten, der Verwundete nach dem Dorfe gebracht hat.“

Die Bezeichnung Fürstin war Ludwig schon zuvor peinlich aufgefallen. Er fragte: „Ist die Fürstin denn nicht die Tochter des Grafen?“

„Ja wohl,“ erwiderte Willhofen, „aber an den Fürsten Ochalskoi verheirathet.“

„Vermählt!“ rief Ludwig und erblaßte.

„Oder besser, verheirathet gewesen,“ fuhr Willhofen fort, „denn der Fürst ist todt. Ich glaube, unter uns gesagt, es ist gar nicht zur Ehe gekommen. Denn am Hochzeitabend wurde das Schloß von den Franzosen überfallen und gestürmt, und der Fürst erhielt eine schwere Wunde, an der er endlich zu Moskau gestorben ist.“

Ludwig horchte gespannt auf.

„Hier auf dieser Stelle im Walde habe ich ihn eine ganze Zeit im Dickicht verstecken müssen, bis wir einen Wagen herbeischafften, um ihn mit der jungen Frau nach dem Jagdschloß zu bringen.“

„Hier, hier?“ unterbrach Ludwig den Erzählenden, und eine erschütternde Ahnung bewegte seine Brust.

„Gräbe hier; denn das Schloß liegt kaum eine Stunde von hier; man kann es nur vor der hohen Waldung nicht sehen. Dort drüben —“

„Wann geschah die Erstürmung?“

„Am siebzehnten August; ich weiß es noch wie heute.“

„Allgnadenreicher Gott!“ rief Ludwig außer sich und warf sich auf die Kniee. „Allmächtiger Lenker unsrer Tage! Wer will wider Dich murren! An welchen Fäden führst Du unser Geschick! Ewiger! Unendlicher! Nimm meinen heißen, thränenreichen Dank! Prüfe mich nun, so hart und schwer Du magst, ich werde nimmer verzagen; kein Zweifel soll

meine Bruſt bewegen. Denn wunderbar haſt Du gewaltet und gewacht! — Du wirſt Alles herrlich in Deiner leuchtenden Weisheit vollenden!"

Willhofen betrachtete den Betenden mit Erſtaunen. Er ahnte geheime Beziehungen, doch wagte er nicht, danach zu forſchen.

Als Ludwig aufſtand und in heftiger Wallung auf- und niederging, trat er zu ihm und ſprach, indem er ſeine Hand ergriff: „Das iſt wacker, lieber Herr; Frömmigkeit iſt eine hohe Tugend. Auch ich habe oft inbrünſtig zum Herrn gebetet, und ich hoffe, auch er werde mich erhören. Hat er mich doch jetzt aus dem fernen Aſien, wo ich vergeſſen von der Heimath als des Fürſten Ochalskoi Leibeigner lebte, wieder bis hierher geführt, zu dem Sohne meines lieben Herrn. O, ich bitte Euch, Ihr ſcheint ſo viel bei dem Grafen Dolgorow zu gelten, ich bitte Euch dringend, verwendet Euch bei ihm um meine Freiheit."

„Gewiß!" verſprach Ludwig mit einem Handſchlag. „Aber ſagſt Du nicht, Du ſeieſt Leibeigner des Fürſten?"

„Freilich wohl; doch die Güter ſind jetzt durch den Heirathsvertrag an den Grafen gefallen. Ach, wenn es von der Fürſtin abhinge, mir die Freiheit zu geben — dann hätte ich ſie längſt. Den Grafen Dolgorow habe ich noch nicht darum zu bitten gewagt."

Ein Diener kam und redete mit Willhofen.

„Die Gräfin Dolgorow läßt Euch herüberrufen, lieber Herr," ſprach Willhofen. „Folgt nur dieſem Manne hier, er wird Euch führen."

Ludwig ging pochenden Herzens. Der Diener führte ihn nach der flüchtig von Tannenzweigen erbauten Hütte hinüber. Bianca kam ihm auf halbem Wege entgegen; ſie war freundlich, doch eine ſtille Schwermuth ſchwebte auf ihren Zügen.

„Ich werde Sie zu meiner Mutter führen," sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Sie haben sie schon auf unsrer Flucht aus Italien kennen gelernt. Fühlen Sie sich nur nicht verletzt durch den vielleicht zu kalten, förmlichen Empfang, den sie erfahren könnten. In diesem Lande kennt man die milden Sitten Deutschlands noch wenig; hier gilt der Rang Alles, und der Nationalstolz und der Haß gegen Fremde sind in diesem Augenblick beide so mächtig aufgeregt, daß kaum die Stimme der wärmsten Dankbarkeit sich dagegen zu erheben vermag."

„Dankbarkeit?" entgegnete Ludwig. „Wer soll hier dankbar sein? Sie, denen ich kaum bewußt einen leichten Dienst leistete, welcher das höchste Glück meines Lebens bildete, oder ich, der ich Ihnen Alles, Alles verdanke?"

„Sie wollen die Gegendienste, die der Zufall herbeiführte, in Anschlag bringen?" sprach Feodorowna. „Vielleicht gar auch, daß Sie nicht jetzo, da sie in unsre Hand fielen, barbarisch gemordet wurden wie die andren Unglückseligen?"

„Sollt' ich auch," antwortete Ludwig nach einigem Zögern, „der Warnung uneingedenk sein, die ich in Moskau empfing?"

„So haben Sie mich an meinem Zeichen erkannt?" fragte Feodorowna mit einem unaussprechlich liebevollen Blick.

„Was könnte ich je vergessen, das ich durch Sie gekannt!" erwiderte er kühn.

Ein leichtes Roth überflog die blassen Wangen des schönen Angesichts; sie senkte die Wimpern und sprach leise: „Auch mir sind die wenigen Stunden unvergeßlich geblieben, die wir beisammen zugebracht. O, daß Sie sich so schnell von uns trennten!"

„Wähnen Sie, es war mein Wille?“ rief Ludwig. „O nein! So kränken Sie mich nicht! — Ein feindseliger Dämon führte uns auseinander. Er leitete meine Schritte irre; zu spät muß ich das Ufer der Rhône erreicht haben.“

„Mein Vater drängte zur Eile,“ unterbrach ihn Feodorowna. „Ich versuchte es, durch ein Zeichen —“

„O, ich habe es gefunden,“ unterbrach Ludwig sie mit bewegter Stimme, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Doch erst am nächsten Morgen glänzte es mir, nach vergeblich irr durchwanderter Nacht, als ein Stern der Hoffnung entgegen. Nie vergesse ich den Augenblick, wo ich jenes Band roſig durch die Büſche ſchimmern ſah! Noch in dieſer Stunde trage ich es auf dem Herzen. Hier iſt es!“

Thränen drangen in ihr ſchönes Auge, als ſie dies Zeichen der Liebe in der Hand des Geliebten erblickte.

„Wir ſchlugen gleich jenſeit des Stromes einen gefährlichen Pfad in das hohe Gebirge ein,“ ſprach ſie bebend und ſuchte vergeblich ihrer Bewegung mächtig zu werden.

„Und ich wähnte, Ihnen das Thal hinauf, über den Gotthardt am ſicherſten zu folgen. Unabläſſig forſchte ich nach Ihren Spuren, bis mir in Deutſchland ein unglückſeliges Blatt —“

„Hat mein Abſchiedswort Sie alſo doch erreicht?“ fiel Feodorowna freudig bewegt ein.

„Es war der bitterſte Kelch, der mir je aus holdſeliger Hand gereicht wurde.“

„Das Geſchick hat ihn gemildert, wir wollen dankbar ſein,“ erwiderte Feodorowna, und eine fromme Rührung bewegte ihre Stimme. „Ich glaubte nicht, daß es uns wieder zuſammenführen würde; doch eine höhere Hand leitet die Fäden, an denen unſer Leben ſchwebt.“

„Wahrlich, eine wunderbar waltende Macht!“ rief

Ludwig in überdrängender Wallung aus. „O wüßten Sie wie nahe ich Ihnen indessen schon gewesen!"

Bianca sah ihn verwundert an. „In Moskau meinen Sie?"

„Nein, unfern von hier — ich war bei dem Erstürmen jenes Schlosses dort."

„Sie selbst!" rief sie und sah ihn mit zweifelnden Blicken an; dann hob sie Auge und Hände gen Himmel und sprach aus innerster Seele: „O allgütiger Vater im Himmel, wie durfte ich nur einen Augenblick an Deiner Huld verzagen! O, Sie wissen nicht," wandte sie sich gerührt wieder zu Ludwig, „Sie ahnen nicht, von welchem unseligen Geschick Sie mich erlösten! Doch," fuhr sie eilig und leise fort, „verschweigen Sie um des Himmels Willen, daß Sie Antheil an dem Kampf in jener Nacht hatten; denn man würde es Ihnen nimmer vergeben!"

Unter diesem Gespräch waren sie an die Hütte gekommen.

Feodorowna trat zuerst ein; Ludwig folgte. Auf einem Ruhebett erblickte er, in Pelze gehüllt, die Gräfin Dolgorow, deren Züge, obwohl ein Ausdruck der Krankheit und der Leiden sie entstellte, er sogleich wiedererkannte.

Sie sah ihn nicht mit Freundlichkeit, sondern mit Herablassung an. „Es freut mich," sprach sie gemessen, „daß wir Ihnen den Dienst, den sie uns in Italien geleistet, zu vergelten Gelegenheit finden, wiewohl es mich betrübt, Sie unter denen zu treffen, die den Krieg in unser Vaterland trugen."

„Ich glaube mich darüber schon gerechtfertigt zu haben, gnädigste Gräfin," erwiderte Ludwig mit einigem Stolz.

„Sie könnten jetzt Gelegenheit finden, die Schuld des Schicksals auszugleichen. Gott hat die Heere der Feinde ge-

die übrigbleibenden hat Rußland keine andre Nahrung, als zwei Loth Blei."

Es waren einundzwanzig Gefangene. Nur Einer blieb, als zu alt zur Arbeit, zurück, um den Tod zu empfangen. Es war St. Luces.

Da er nicht verstanden hatte, was der Graf sagte, so glaubte er, man habe an seiner Haltung, Wäsche und der ihm freilich meist geraubten Kleidung erkannt, daß er zu den höhern Ständen gehöre. Das bleiche Entsetzen, welches seit Beaucaire's Schicksal seine Züge bedeckt hatte, wich einem Anflug der Hoffnung. Er wagte es daher jetzt, den Grafen anzureden und sprach französisch:

„Ich hoffe, mein Herr, auf die Gesetze, welche alle Völker sogar im Kriege ehren, Anspruch machen zu dürfen. Ich bin nicht Soldat, sondern gehöre zur Civilverwaltung, mein Rang —"

„Ihr seid ein Blut und Mark aller Völker aussaugender Franzose," entgegnete Dolgorow finster, „verächtlicher und abscheulicher als der Soldat, denn der kämpft mit offner Waffe, aber die Eurige ist das Gift!"

„Man würde," versuchte St. Luces noch einmal zitternd seine Sache geltend zu machen, „mich sehr bereitwillig gegen gefangene Offiziere auswechseln!"

„Gefangene? Habt Ihr denn auch Gefangene!" rief Dolgorow wild und mit Hohn zugleich. „In Euren Bulletins stehen freilich Tausende; aber wo könnt Ihr sie aufweisen. Und woran erinnert Ihr mich? Wissen wir etwa nicht, wie Eure ruchlosen Mörderbanden mit den Wenigen umgegangen sind, die in ihre Hände fielen? Wähnt Ihr, wir hätten sie nicht gefunden, wie sie mit zerschmettertem Schädel die Landstraßen bedeckten? Trafen wir sie nicht eingesperrt in Kirchen, Ställen, Scheunen, wo der Hunger sie

zu Tode gefoltert hatte? — Fort mit Euch! Wir werden noch genug finden, gegen die wir die auswechseln können, die wir auswechseln wollen."

Indeſſen hatte Solanow oder Willhofen den vor Angſt zitternden St. Luces forſchend betrachtet. Er ſprach einige Worte Ruſſiſch mit Dolgorow und fragte dann den Gefangenen: „Wie heißt Ihr?"

„Ich bin der Baron Rumigny von St. Luces."

„Rumigny!" rief Willhofen aus und ſeine Züge nahmen den Ausdruck des furchtbarſten Grimmes an. „Allmächtiger Gott! Deine Rache ſchlummert nicht!" rief er mit gen Himmel emporgehobenen Händen aus. „Elender, kennſt Du mich? Haſt Du vergeſſen, daß Du — doch halt, hier — blick' her! Kennſt Du dieſen? —" Dabei eilte er auf Ludwig zu und zog ihn heftig bis dicht vor Rumigny hin. „Sternfels iſt ſein Name! Die Todten ſtehen auf, um ſich zu rächen! — Dieſer iſt der Mörder Ihres Vaters, der Mörder des wackren Waldheim — doch jetzt iſt die Stunde der Vergeltung gekommen."

St. Luces ſtarrte todtenblaß mit unbeweglichen Blicken auf Ludwig hin; er verſuchte zu reden. Doch die Sprache verſagte ihm.

Ludwig war bis ins Innerſte von der Gewalt dieſer Räthſel enthüllenden Stunde erſchüttert. Einen Augenblick wallte auch in ihm der Zorn auf, doch ſein edler Sinn wies dieſe Empfindung ſchnell zurück. Nur Mitleid erfüllte ſeine Bruſt, als er den Elenden von Todesangſt und Gewiſſensbiſſen gefoltert betrachtete, der unter dem Gewicht ſeiner Schuld zuſammenbrach. „Willhofen," redete er den alten Diener an, „mein iſt die Rache, ſpricht der Herr! Laß den Allmächtigen ferner walten — wir wollen vergeben!"

Willhofen hatte Thränen in den Augen; er beugte ſich

Lebens entsagen mußten, nothwendig bedarf."

Ludwig verbeugte sich und ging; doch Feodorowna folgte ihm sogleich.

„Ich beschwöre Sie, thun Sie nichts, was Ihnen Mißgunst zuziehen würde," sprach Ludwig dringend zu ihr, als sie im Freien waren. „Das schönste Glück ist mir ja geworden, was kann ich Höheres wünschen?"

„O, Sie entschuldigen so gütig," erwiderte Feodorowna; „doch auch ich muß meine Mutter vertheidigen. Sie ist mit ganzer Seele ihrem Vaterlande ergeben, und dies ist auch die Ursache, weshalb Sie uns hier in dieser seltsamen Lage antreffen. Sie wollte durchaus — und fügte sich darin nicht bloß dem Willen meines Vaters — durch ihre Gegenwart, durch Zuspruch, Hülfe für Verunglückte und durch jenen anregenden Einfluß, der höher Stehenden so leicht wird, wenn sie ihn auf die in Demuth Untergebenen üben wollen, den Muth und Eifer der versammelten Volksmenge anspornen. Diese Pflicht hat sie mit solcher, die weiblichen Kräfte übersteigenden Anstrengung geübt, daß sie jetzo krank und erschöpft darniederliegt und gezwungen ist, sich auf jenes Schloß zu begeben, wohin wir hoffentlich bald abreisen werden."

Ihr Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Greis, welcher Ludwigs Retter aus den Händen erbitterter Feinde gewesen war, als er vor zwei Stunden, an den Todespfahl gebunden, ein Opfer der Volksrache fallen sollte, aus dem Gebüsch trat. Es war Gregor.

„Sei gegrüßt, meine Tochter," redete er Feodorowna in russischer Sprache an; „erbarmst Du dich dieses Unglücklichen?"

„Diesem ehrwürdigen Greise," rief Ludwig, als er ihn gewahr wurde, und ergriff mit warmem Dankgefühl seine

Hand, „verdanke ich zuerst das Leben und jetzt das schönste Glück desselben!“

„Also Ihr, Vater Gregor,“ sprach Feodorowna gerührt, „habt mir diesen theuren Freund, der einst der Retter meines Vaters, meiner Mutter und meiner selbst war — ach er ist es zweimal geworden — Ihr habt ihn mir erhalten? Diese neue Schuld muß mein Herz gegen Euch übernehmen?“

„Liebe Tochter,“ entgegnete Gregor freundlich, „das Gebot des Herrn forderte seine Rettung. Er war hülflos, ohnmächtig, gebunden; unsre Feinde wären auch seine Feinde, und so gehörte er uns an. Möchte er jetzo ganz einer der Unsren werden und das Schwert gegen die Frevler wenden, die von Gottes Racheblitzen furchtbar getroffen werden.“

Ludwig schwieg, denn er verstand die russisch gesprochenen Worte nicht; doch Feodorowna erwiderte schnell:

„Nein, mein Vater, dies laß uns nicht flehen und nicht von ihm fordern. Wie schwer sich die Seinigen an ihm vergangen haben mögen, er soll nicht Rache an ihnen üben, darf nicht Verräther an denen werden, die eine Sprache mit ihm reden, in einer Heimath mit ihm wohnen. Rußlands heilige Sache bleibe seinen eignen Söhnen überlassen! Sie sind stark genug, sich selbst Rache und Sühne zu schaffen. Es muß ihr Ruhm, ihr eifersüchtiger Stolz sein, keinen Fremden an dem Werk Theil nehmen zu lassen, daß sie selbst zu vollenden vermögen. Darum, mein Vater, laß uns die Gesinnungen dieses Gastes gegen die Seinigen ehren. Dich führt ein willkommenes Geschick mir entgegen. Dir sei der Fremde zur Pflege empfohlen, Du wirst väterliche Sorge für ihn tragen, bis ich zu Dir sende. Theile Dein Mahl, Dein Lager mit ihm, denn Du siehst, er ist erschöpft von harten Bedrängnissen. Dir übergebe ich ihn, und wisse, Deine Toch-

ter hält ihn so theuer wie einen Bruder — darum gelte er Dir gleich einem Sohn."

Feodorowna sprach mit warmem Eifer. Gregor reichte dem Gast die Rechte zum Zeichen, daß er ihn gern aufnehme und redete ihn lateinisch an:

„Salve! Sis felix quomodo mihi es exoptatus!"

Ludwig erkannte jetzt erst, daß er einen Diener des Herrn vor sich habe; erfreut, ein Mittel zu sehen sich mit ihm zu verständigen, entgegnete er ihm.

„Salve mi pater! Gratias tibi ago ex infimo pectore salvatori vitae meae! Sis felix quomodo benignus es."

Feodorowna nahm Abschied von Ludwig und ging zur Mutter zurück. Er selbst folgte dem ehrwürdigen Gregor, der ihn zu einer zweiten Hütte führte, vor welcher ein großes Feuer loderte. Mit Dank nahm er das Mahl an, welches der Greis ihm bot. Während er die schlichte, aber stärkende Kost verzehrte, trat auch Willhofen heran und setzte sich auf Gregors wohlwollende Aufforderung zu ihnen. Jetzt fand Ludwig erst Muße sich nach seinem Vater, der Diener sich nach der Mutter Ludwigs und ihren Schicksalen zu erkundigen. Ach, sie konnten Beide nur von Dahingegangenen sprechen, aber dennoch bewegten diese Erinnerungen ihre Seelen süß schmerzlich.

Nur eine Sorge, nur ein Kummer lag auf Ludwigs Herzen: Bernhards Geschick. Zwar waren alle starken Kräfte seiner Hoffnungen wach geworden, doch bedurfte es auch wieder nur eines Blickes auf seine Umgebung, um seine Befürchtungen eben so mächtig anzuregen.

Sechstes Capitel.

Es wurde faſt völlig Nacht, bevor Ludwig wieder etwas von Feodorownen vernahm. So gern er ſich in der Geſellſchaft des würdigen Geiſtlichen, der ihn noch überdies mit einem warmen Pelz beſchenkt hatte, befand, und ſo manches er durch Willhofens Geſpräche erfuhr, was ſeine Seele tief bewegte, ſo ſchlug ſein Herz doch mit unruhiger Sehnſucht nach der Geliebten, und er fürchtete jeden Augenblick, die Hoffnung ſie wiederzuſehen, könne ihn täuſchen. Jetzt endlich kam eine Botſchaft von ihr; die, ſich zur Abfahrt anzuſchicken. Gregor und Willhofen begleiteten ihn in die Hütte, wo der angeſpannte Schlitten mit den ausgeruhten und abgefütterten Pferden ſtand. Bald traten die beiden Frauen heraus, dicht in Pelze und Schleier gehüllt. Die Gräfin wurde geführt; ſie war ſichtlich ſehr ermattet. Im Vorübergehen an Ludwig grüßte ſie durch eine leichte Bewegung des Haupts; Feodorowna dagegen reichte dem Freunde die Hand dar und ſprach: „In wenigen Stunden werden wir den Ort der Ruhe erreicht haben; Sie werden ſich deſſen, hoffe ich, erfreuen. — Vergeben Sie nur, daß unſer Schlitten nicht auch Raum für Sie hat.“

Ludwig errieth, was das Zartgefühl Feodorownas beunruhigte, nämlich den Umſtand, daß er auf einem Dienerplatz ſitzen mußte. Zuvorkommend unterbrach er ſie daher, indem er ihr beim Einſteigen behülflich war. „Mein Auge wird für Sie ſehen und wachen in dieſer dunklen Nacht; es iſt ein Auftrag, der mich glücklich macht.“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf den Vorderſitz, wo Willhofen an ſeiner Seite Platz nahm. — Der Kutſcher ſetzte ſich auf die

Pritsche und übergab Willhofen die Zügel; zwei Diener zu Pferde ritten voran.

Gregor reichte, nachdem er von den Frauen Abschied genommen, auch seinem jungen Gaste, den er schnell liebgewonnen hatte, die Hand zum Lebewohl dar. Ludwig drückte sie mit dem Gefühl warmer Dankbarkeit. Jetzt fuhr der Schlitten windschnell davon.

Man mußte mitten durch den Wald. Es war zwar sehr dunkel und der Himmel finster bezogen, doch leuchtete der Schnee hinlänglich, um den Weg zu erkennen. Indessen hörte die feste Bahn bald auf, und man mußte in dem tiefen, lockern Schnee langsamer fahren.

Rings umher war Alles still. Nur ein hohles Sausen, welches durch die schwarzen Wipfel der Tannen zog, und das Schnauben der Pferde waren die einzigen Laute, die man in dieser erstarrten Wüste vernahm.

Ludwig hatte jetzt Muße einen Blick auf die jüngst erlebten Schicksale zurückzuwerfen. Eine Welt von Ereignissen lag in dem kurzen Raum von gestern zu heut. Sie hatten sich so schnell aufeinander gedrängt, daß eins vor dem andern verschwand. Die von allen Seiten bestürmte, erschütterte Seele, erhielt sich fester und klarer durch das Gleichgewicht der auf sie eindringenden Gewalten; einer einzelnen hätte sie vielleicht unterliegen müssen, oder wäre ihr doch ganz anheim gefallen. — Jetzt traten die ersten Augenblicke der Ruhe ein, wo er die verworrenen Bilder ordnen und nacheinander an sich vorübergehen lassen konnte. Gegenwart und Vergangenheit, Ferne und Nähe lag vor seiner Seele; Schmerz und Freude, Sorgen und Hoffnung traten dicht zueinander. Sein Schicksal bot ihm das Bild einer herbstlichen Landschaft, wo düstre Wolkenschatten neben hellem Son-

nenglanz ruhen, wo das grüne und welk fallende Laub ſich wunderbar miſchen.

Die Geliebte, die Verlorene iſt Dir nah; der Hauch ihrer Lippe ſtreift Dich, Deine Hand kann ſie berühren! Darfſt Du ſie aber jemals an Dein Herz ſchließen? Wird ſich die eherne Pforte des Geſchicks nicht abermals mit dumpfem Donner vor dem geöffneten Paradieſe zuſchlagen, daß Du draußen in dem kalten, öden Dunkel verzweifelſt? Und der Freund! Der treue, theure, unerſetzliche Freund! Hat ihn das düſtre Schickſal ereilt, das ein Gott von Deinem Haupt wandte? Oder trifft ihn der furchtbarere Tod in dieſer Winteröde? Muß er einſam, ſchauernd, Abſchied nehmen von den goldnen Tagen des Lebens? Reicht ſich ihm keine tröſtende Hand in den letzten, bangen Minuten, um ihm den herben Kelch durch ſüße Tropfen der Liebe zu mildern? O Allmächtiger, zerreiße das Herz nicht, das du beſeligen willſt! Dieſe Todeswunde heilt auch nicht an der Bruſt der Geliebten! Nein, nein! Soll es um dieſen Preis ſein, ſo ſinkt mir die ſchmerzermattete Hand herab, und ich vermag die Schaale der Wonne, die du mir reicheſt, nicht an die Lippe zu führen!

„Es wird recht finſter," ſprach Willhofen. „Dieſe Wälder ſind doch ſchauerlich. — Horch! Hört Ihr den Wolf? Er heult vor Hunger. Wenn ihm der Wind unſre Witterung bringt, wird er bald auf unſrer Spur ſein. Holla, Burſche, Ihr dort vorne! Reitet dicht an uns! Habt Ihr die Büchſen geladen? — Wir könnten ſie gebrauchen."

Ludwig blickte mit Beſorglichkeit nach den Frauen zurück. Doch die Nacht und die dichten Schleier, welche ſie trugen, machten es unmöglich, ihre Züge zu erkennen und zu bemerken, ob ſie die Beſorgniß theilten.

„Hat es Gefahr?" fragte er Willhofen leiſe.

„Selten, lieber Herr. Seid nicht bang."

„Ich bin nicht um meinetwillen beſorgt," antwortete Ludwig; „aber wir haben Frauen bei uns."

„Es hat nichts auf ſich. Wir haben drei Büchſen, und Euch gebe ich meinen Hirſchfänger. — Hm! Es muß doch ein ganzes Rudel beiſammen ſein; hört nur, wie ſie heulen."

Man fuhr eben durch tiefen, ungebahnten Schnee ſehr langſam dahin; der Wind ſchwieg, daher konnte man in der lautloſen Stille das Geheul der hungrigen Raubthiere deutlich vernehmen.

„Die Pferde wittern ihren Feind wahrhaftig auch ſchon," ſprach Willhofen leiſe, „ſeht nur wie ſcheu ſie die Köpfe herumdrehen und durch die Nüſtern ſchnaufen. — Paulowitſch und Stephanos," rief er den Reitern zu, „braucht Eure Spornen, daß wir raſch die Ecke bei der großen Fichte erreichen. Dort zieht der Weg ſich ſo weit rechts, daß wir den Beſtien vielleicht aus der Witterung kommen."

Er ſchwang die Peitſche und trieb die Pferde an. — Bald darauf bog der Weg ſich um eine hohe, alte Fichte, deren Stamm die Ecke bildete, ſcharf rechts ein. Indem die Reiter den Winkel machen wollten, ſtutzten ſie und hielten ihre Pferde zurück.

„Was giebt's?" fragte Willhofen.

„Hier liegt ein Menſch im Wege!" erwiderte der Reiter.

„Wahrhaftig!" rief Willhofen, der eben bis an die Ecke gelangt war. „Todt oder lebendig? He da! Antwort!"

„Er rührt ſich nicht; es muß ein Leichnam ſein. Wir wollen ihn aus dem Wege räumen, ſonſt kommen wir mit dem Schlitten nicht durch."

Er hielt an und wollte Ludwig die Zügel geben; doch

dieſer ſprach: „Ich helfe Euch. Man muß doch ſehen, ob er wirklich todt iſt.“

Der Kutſcher nahm die Zügel, Ludwig und Willhofen ſtiegen ab, um den Körper aus dem Wege zu tragen.

„Allmächtiger Himmel, es iſt Bernhard!“ rief Ludwig aus, als er ſich gegen das Haupt des Todten herabgebeugt hatte, um ihn emporzuheben. „Bernhard, lebſt Du! Wenn noch ein Athemzug in Dir iſt, beſchwöre ich Dich, gieb mir Antwort.“

Er kniete weinend bei dem Erſtarrten nieder, hob ihm das Haupt empor, lehnte es gegen ſeine Bruſt und drückte heiße Küſſe auf das kalte bleiche Antlitz.

„Was giebt's?“ fragte die Gräfin ungeduldig.

Feodorowna aber hatte den Ruf des Freundes gehört und eilte, vom niedrigen Schlitten herabſpringend, ſelbſt hinzu. „Finden Sie einen Freund hier?“ fragte ſie mit bebender Stimme, als ſie Ludwigs ſchmerzliche Angſt ſah.

„Einen Freund! O den einzigſten, theuerſten meines Lebens! — Und erſtarrt — todt! O mein Bernhard! Das überlebt mein Herz nicht!“

„Vielleicht iſt noch Hülfe,“ ſprach Feodorowna gerührt, „wir wollen verſuchen, was möglich iſt!“

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich und legte die Hand auf das Herz des Erſtarrten. „Mir däucht, er athmet noch.“ ſprach ſie freudig.

„Nein, nein! Er iſt todt, er iſt dahin!“ rief Ludwig faſt beſinnungslos. „Dieſer Schlag zermalmt meine Bruſt! Nimm mich mit hinüber, mein Bernhard, ich verlaſſe Dich nicht im Tode!“

Mit krampfhafter Angſt drückte er den Freund an ſein Herz und preßte ſeine Lippen auf die kalten, bleichen des Erſtarrten.

„Wir wollen den Unglücklichen aufnehmen," sprach Feodorowna mit dem Laut des weichsten Erbarmens; „vielleicht kehrt das Leben ihm zurück, wenn wir ihn mit warmen Hüllen bedecken. In einer Stunde können wir das Schloß erreicht haben, und dann soll kein Mittel unversucht bleiben, ihn zum Leben zu erwecken."

Ludwig war sprachlos vor Schmerz; er vermochte nichts als Feodorownas Hand zu ergreifen und sie gegen seine Lippen zu pressen. Sie zog sie sanft zurück; ihr Herz betete zu dem gütigen Vater im Himmel, daß er den unnennbaren Schmerz von ihrem Freunde abwenden möge.

Willhofen und Ludwig hoben den Erstarrten empor. Als sie ihn an den Schlitten brachten, fragte die Gräfin Dolgorow:

„Mein Gott was soll das? Was soll mit diesem Leichnam werden?"

„O meine Mutter," bat Feodorowna, „es ist ein Unglücklicher, in dessen Brust sich noch Leben regt. Vielleicht vermögen wir ihn zu retten?"

„Es ist unmöglich!" antwortete die Gräfin heftig; „hörst Du die Wölfe nicht? Wir sind in Gefahr, wir können den Schlitten nicht mehr belasten, und ich sehe auch keinen Raum. — mit einem Wort, es kann nicht sein, es soll nicht sein! — Eilt, daß Ihr vorwärts kommt; ich befehle es."

Willhofen stand unschlüssig. Ludwig aber warf sich zu Feodorownas Füßen nieder und rief: „Bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, retten Sie mir den Freund, nehmen Sie mein Leben dafür hin!"

„Meine Mutter!" rief Feodorowna dringend, „die Menschlichkeit, das Gebot der Liebe —"

„Thörin! Um einen Leichnam mitzuschleppen, sollen

wir Lebende eine Beute der Wölfe werden? Nein, ſage ich, nein; ich befehle Euch zu eilen. Auf der Stelle vorwärts!"

„So bleibe ich hier," rief Ludwig außer ſich, „bis der Tod auch meinem jammervollen Leben ein Ende macht." Er zog den Erſtarrten an ſeine Bruſt, umhüllte ihn mit ſeinem Pelz und drückte ihn liebkoſend an ſich. „Mein Bernhard, Du treueſtes Herz auf der weiten Erde!" ſprach er, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. „Jetzt kommt der Tag der Vergeltung; ich verlaſſe Dich nicht. An meiner Bruſt ſollſt Du — Du mußt wieder erwachen."

„Solanow! Setze Dich auf," befahl die Gräfin mit krankhafter Heftigkeit. „Es koſtet Dir das Leben, wenn Du noch ſäumſt! Bleibe hier zurück, wer mag!"

„Mutter, Mutter!" rief Feodorowna und ergriff die Hand derſelben, „es gilt ein Menſchenleben — es gilt das unſers Retters!"

„Der jetzt unſer Verderber werden will," unterbrach die Gräfin; „komm zu mir, oder ich laſſe auch Dich zurück!"

Man hörte in der That das Heulen der Wölfe näher und näher. Die Diener wagten nicht zu gehorchen, noch zu widerſprechen. Feodorowna ſtand in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt. „Nun denn," begann ſie nach gewaltiger Anſtrengung mit Hoheit, „ſo muß ich entſcheiden. Muß ich zu meinem unermeßlichen Elend den Namen der Fürſtin Ochalskoi führen, ſo ſoll er mir einmal wenigſtens zum Heil gereichen. Mein ſind dieſe Roſſe, dieſe Leibeigenen; Ihr kennt Eure Fürſtin, Eure Gebieterin! Bei Eurem Leben befehle ich Euch jetzo, dieſen Hülfloſen nicht zurückzulaſſen!"

Sie ſtand aufgerichtet in gebietender Majeſtät vor den Leuten; der Gräfin verſchloſſen Zorn und Erſtaunen die Lippe.

„Eilen Sie, retten Sie ſich mit uns und Ihrem

Freunde," sprach Feodorowna jetzt sanft zu dem halb betäubten Ludwig. „Eilen Sie!"

Willhofen sprang hinzu und half Bernhard vorn auf den Sitz bringen, wo Ludwig ihn mit seinem eignen Pelz bedeckte und ihn mit seinen Armen fest umschlang.

„Ich trete hier vorn auf die Deichsel," rief der wackre Diener rasch, „so ist Raum für uns alle Drei." Auf den Sattel der Deichsel springend, ergriff er schnell die Zügel und rief: Jetzt vorwärts Bursche!"

Die Pferde, welche, die Nähe der ergrimmten Wölfe witternd, schon ängstlich und scheu gestanden und mit den Hufen in dem Schnee gewühlt hatten, schossen jetzt, als fühlten sie, daß es ihre eigne Rettung gelte, brausend dahin. Die Fahrt ging pfeilschnell durch das düstre Gebüsch; dennoch vernahm man das Geheul der nachfolgenden Raubthiere näher und näher.

Jetzt knickte und knisterte es in den Zweigen, und plötzlich sprang ein mächtiger Wolf mit kühnen Bogensätzen aus dem Dickicht hervor, um sich den Pferden entgegenzuwerfen und sie an der Kehle zu packen. Doch der gewandte Willhofen hatte alsbald die Büchse zur Hand und streckte das Thier in dem Augenblick zu Boden, wo es das scheu auf die Seite setzende Handpferd anfallen wollte.

„Der wäre bezahlt! Er soll uns den Pelz nicht schuldig bleiben," rief der Schütze lustig, ohne auf das laute Aufkreischen der Gräfin sonderlich Rücksicht zu nehmen. „Paulowitsch, hast Du geladen? Sei auf der Hut!"

Es verginge einige Minuten, ohne daß ein neuer Feind sich zeigte. Der grause Ton des Geheuls schien schwächer zu werden.

„Sie sind scheu geworden," wandte sich Willhofen zu Ludwig, der jedoch, den Freund am Herzen haltend, kaum

bemerkt hatte, was vorgegangen war. — „Sein Sie unbesorgt, gnädigste Frau Fürstin und Gräfin," sprach er zu diesen, „nun können uns die Bestien nichts mehr anhaben. In fünf Minuten sind wir aus dem dichten Walde und dann ist die Bahn spiegelglatt. Da soll uns eine schießende Schwalbe nicht einholen."

Jetzt lichtete sich der Wald; man gelangte auf einen nur mit niederem Gehölz bedeckten Platz von der Breite einer Viertelstunde. Der Schlitten flog pfeilgeschwind über die hier festgefahrne Bahn hinweg. Jenseits bog man in einen graden, durchgehauenen Baumgang ein, und nach wenigen Minuten lag das Jagdschloß vor den Augen der Reisenden.

„Das war gefahren!" rief Willhofen, als er vor dem Thor anhielt, aus welchem durch das Knallen der Peitsche von Ferne her aufmerksam gemacht, schon zwei alte Diener mit Laternen heraus geilt waren. „Seht nur, wie die Pferde dampfen! Von der großen Fichte bis hieher keine zwanzig Minuten und das halb in dem tiefen Schnee! Und es sind doch gute zehn Werst!"

Unter diesen Worten war er abgesprungen und hatte dem Kutscher die Zügel übergeben. Die Diener halfen den Damen aus dem Wagen.

Schweigend, ohne zu grüßen ging die Gräfin, auf den Arm eines der Diener mit der Laterne gestützt, ins Schloß.

Bianca befahl sogleich für Ludwig und den Verunglückten die schleunigste Sorge zu tragen. Dann wandte sie sich zu diesem mit den Worten: „Hier sind Sie mein Gast, dieses Schloß gehört mir; führt der Himmel den großen Schmerz an Ihnen vorüber, so hoffe ich, daß Sie hier ungetrübte Stunden zubringen sollen."

Ludwig, der noch sitzen geblieben war, weil er Bernhard im Arm hielt, wandte sich zu der Sprechenden. Ihre

ſanfte Stimme fand ſelbſt jetzt den Weg zu ſeiner Seele. „Engelgütiges Weſen," begann er, — da regte ſich Bernhard an ſeiner Bruſt und that einen tiefen Athemzug. „Er lebt!" rief Ludwig außer ſich, alles vergeſſend; „allgütiger Himmel! Er lebt, er lebt!"

In Hoffnungsangſt und Freude umſchlang er den Geliebten und zitterte heftig.

„Wo bin ich?" fragte Bernhard und ſchlug das Auge auf.

„In meinen Armen!" rief Ludwig und ſeine Bruſt wallte athemlos und wollte ſpringen im Übermaaß ſeiner Freude.

Feodorowna hob das Auge gerührt gen Himmel. Auch ihr glänzte ein Schimmer der Hoffnung. Zum erſten Male ſeit langen Monden ſenkte ſich das Gefühl eines ſanften Friedens in ihre trauernde Seele ein.

Willhofen half den noch halb Gelähmten und Betäubten herabheben und leitete ihn mit Ludwig gemeinſchaftlich in das für dieſen beſtimmte Gemach, wo ſie ihn in einen Seſſel niederließen. Dann eilte der treue Diener, um ſchnell wirkſame Rettungs- und Stärkungsmittel herbeizuſchaffen.

Hier kehrte dem Geretteten die völlige Beſinnung zurück. „Ludwig," rief er, „ſeh ich Dich wieder! Lebſt Du! Oder weilen wir Jenſeits, oder war Alles ein Traum!" Und in heißer Umarmung hielt er den Freund am Herzen.

„Wir leben! Ein gnädig waltender Gott hat uns behütet — o Du ſollſt noch andre Wunder ſehen!"

Willhofen trat mit einem von Feodorowna raſch bereiteten, erwärmenden Getränk ein; ein Diener brachte wollene Decken, um den Erſtarrten einzuhüllen. „Das iſt, dem Himmel ſei Dank, nicht mehr nöthig," rief Willhofen freudig aus, als er ſah, daß Bernhard völlig zum Leben und

Bewußtsein zurückgekehrt war. „Aber hier mein Herr, trinkt ein wenig! — Das wird Euch Kräfte geben.“

Bernhard brachte das Gefäß an die Lippen. Wenige Tropfen gaben ihm ein neues Gefühl des Lebens; die Macht der Freude vollendete das Werk der Genesung schnell.

„Komm, Ossip,“ sprach Willhofen zu dem Diener, „wir sind hier nicht mehr nöthig, und es giebt noch anderwärts viel zu thun.“ Beide gingen.

„Bruder,“ begann Bernhard gerührt, als sie allein waren; „an Deiner Brust hast Du mich wieder zum Leben erwärmt! Hier beschwöre ich Dir's, bei den wunderbaren Wegen der Schickung, es ist kein Blutstropfen in meinen Adern, der nicht Dir gehört! Beim Allmächtigen!“ Er erhob die Hand; in seine ermatteten Züge kehrte die edle, trotzige Kraft zurück, die mit der Federkraft des Stahls um so mächtiger aufstrebte, je härter der Druck des Geschicks sie zusammenzupressen drohte. — „Nun erzähle aber,“ sprach er, „wo sind wir, wie bist Du entkommen? Was mich anlangt, mir ist außer einer grausenvollen Geschichte, durch die mir eigentlich das Leben von inwendig her erstarrte, denn sonst, jetzt fühle ich's erst, hätte mich die Kälte noch nicht überwunden, nichts begegnet, als daß ich im Walde umherirrte. Aber Dir?“

Eben wollte Ludwig sprechen, als die Thür sich öffnete und Feodorowna, mit zurückgeschlagenem Schleier, in Trauerkleidung, eintrat. Ein Armleuchter, der auf einem Tisch neben der Thür stand, warf helles Licht auf ihre edlen, von der Freude sanft belebten Züge. „Sieh dort unsre Retterin,“ sprach Ludwig und deutete auf die Eintretende.

„Ihr Freund lebt? Dank sei dem gütigen Himmel!“ sprach sie näher kommend, mit einer Stimme, in der die heilige Rührung ihrer Brust bebend vorklang.

Bernhard hob das erstaunte Auge zu ihr empor. „Diese Züge kenne ich," rief er plötzlich von unerklärlichen Gefühlen der Ahnung und Erinnerung durchschauert, „und ich weiß woher. Aber auch diese Stimme habe ich schon vernommen!"

Ein ähnliches Staunen hielt Feodorownas Blicke auf Bernhards edles Antlitz gefesselt. Sein Anblick weckte wunderbare, schauernde, aber unerklärte Erinnerungen in ihr. Sie reichte ihm, von einem leisen Zuge des Herzens getrieben, die Hand dar. Bernhard beugte sich herab, um sie zu küssen, doch in dem Augenblick wo er das Auge darauf heftete, fuhr er zurück, als erblicke er eine Geistergestalt, und stand mit bebenden Lippen, sprachlos, die Blicke unverwandt auf Feodorownas Antlitz geheftet, da. Heftig streifte er mit der Hand über die Stirne und ins Haar, als fühle er dort einen lastenden Druck und Schmerz.

„Was ist Dir?" fragte Ludwig und trat theilnehmend näher.

„Nichts, gar nichts!" rief Bernhard wild und zitterte heftig am ganzen Körper. „Ein wahnwitziger Traum — doch ich rase um mich, wenn ich daraus erwache. — Ums Himmels Willen knüpfe mir doch hier diesen Knoten aus der Locke — ich kann sie ja nicht ausreißen!"

Dabei riß er mit krampfhaftem Zucken in seinem Haar.

Ludwig fühlte den Knoten im Haar und löste ihn leicht. Bernhards Ring fiel auf die Erde nieder; er griff hastig danach, nahm ihn auf, reichte ihn Feodorownen und sprach mit fliegendem Athem:

„Mir däucht, dieser Ring sieht dem Ihrigen ähnlich, — ich vertauschte ihn einmal — in Warschau — er trägt die Buchstaben — Unsinniger!" rief er plötzlich und verzog ingrimmig die Stirn zu finstern Falten, „mache Dich nicht

ſelbſt wahnſinnig durch ſolche Träume. Ludwig! Faſſe mich an, damit ich weiß, ob ich wache!"

Feodorowna hatte den Ring aus ſeiner Hand genommen, ſie wollte ihn mit dem ihrigen vergleichend betrachten, doch ihr Auge verdunkelte ſich. Zitternd ſank ſie auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Gebet und flehte ſanft mit gen Himmel gewandtem Blick: „Allgütiger! Prüfe mich nicht zu hart — wenn dies Herz ſich täuſcht, ſo bricht es — ſo viel vermag es nicht zu tragen — nimm mich in Deine Huld!"

Sie hielt die Ringe abgewendet vor ſich hin und floh mit den Blicken ſeitwärts, als bebe ſie vor dem grauenvollen Orakel, das ſie verkünden ſollten; dann preßte ſie beide heftig an ihre Bruſt, als ſeien ſie das Köſtlichſte, was ſie auf Erden beſitze, und als müſſe ſie ſich jetzt auf ewig davon trennen. Plötzlich entſchloſſen heftete ſie unverwandte Blicke darauf. Sie bebte, ihr Buſen flog, die Roſengluth des Morgens hauchte ihre Wangen an — dann erblaßte ſie zum Schnee der Lilie — die Ringe entſanken ihrer Hand — ſie ſtreckte die Arme verlangend gegen Bernhard aus, — ihre Lippen bewegten ſich, doch die Wallung der Bruſt erſtickte jeden Laut — endlich rief ſie mit angſtvoller Gewalt: „Bruder, Bruder!" und ſank lautlos, leblos, mit dem ſchönen Haupt an die Bruſt des vor ihr knieenden Bernhard. Dieſer hielt ſie ſtumm, zitternd an ſich gedrückt; ſeine eherne Kraft war weich aufgelöſt; unaufhaltſame Thränen entfloſſen ſeinen Augen und netzten die Wangen der ſchönen Schweſter, die in ſüßer Bewußtloſigkeit an ſeinem Herzen ruhte.

„Ludwig, Ludwig," bat er dieſen endlich mit weicher Stimme, „Du biſt beſſer, reiner als ich — bete Du zu dem ewigen Vater, daß ſie mir nicht ſtirbt — er wird Dein Flehen hören! — Holde, ſüße Roſe, richte Dein Haupt em-

vor! — Nicht jetzt brich, Du heiliges Herz, noch einmal schlage lebend, liebend an der Brust des Bruders!"

In seinen Armen hob er die Schwester empor und ließ sie sanft auf die Ruhestätte nieder, wo er selbst vor wenigen Minuten zu einem neuen Leben erwacht war. Da schlug sie das tiefe blaue Auge wieder auf und erhob den matten herabgesunkenen Arm, um ihn liebend um den Nacken des Bruders zu legen. Jetzt brach der milde Quell der Thränen hervor und erlöste die Brust von der überdrängenden Gewalt der Freude. Frei athmete sie auf und ein tiefer, unendlicher Himmel der Seligkeit schimmerte aus dem feuchten Glanz ihres Auges.

„Ist es denn wahr? Ziehen nicht die Zauberbilder eines Traums vor mir vorüber? Weile ich nicht jenseits in den Gefilden der Seligen? — Ja, ja, Du bist mein Bruder! Die Stimme meiner Brust täuscht mich nicht. Sie ist wahrhaftiger als die tausend Zeichen meiner Sinne, woran ich Dich erkenne. Ich habe nun ein Herz, das mein ist auf dieser Welt; eine Brust, die mich nicht rauh zurückstößt, wenn ich zu ihr flüchten will! — Nicht wahr, mein Bruder? — Du wirst mich nicht mehr verlassen?"

„Verlassen?" fragte Bernhard und drückte sie selig bebend, inniger an die Brust. „Wie die Pflanze im dunklen Felsengrunde das Licht sucht, so sehnte ich mich nach einer Schwesterbrust! Und Du wähnst ich könnte dem warmen, goldnen Stral, der endlich in mein erstorbenes Herz dringt, den Kelch verschließen? Zum ersten Male in dieser heiligen Minute bricht das Licht durch die düstre Wolkenhülle meines Lebens! Zum ersten Mal erblicke ich diese schöne Welt verklärt in seinem rosig goldnen Schimmer! Grau, öde, schauerlich, in dunklen Nebeln lag sie vor mir — jetzt glüht sie in tausend warmen Farben! Nein, nun soll uns nichts

mehr trennen! Selbſt nicht der Tod, denn ich vernichte mich ſelbſt in dem Augenblick, wo er Dich grauſam aus meinen Armen reißt!"

Siebentes Capitel.

Man hörte Fußtritte und Stimmen auf dem Corridor. Die in ihre Seligkeit Verſunkenen hätten ſie nicht vernommen; doch Ludwig, dem Schmerz und Liebe jetzt die Bruſt beklemmten, dem düſtre Ahnungen näher waren als frohe, er hörte ſie. Von dem dunklen Gefühl getrieben, daß das höchſte Glück ſich immer in den Schooß des Geheimniſſes am ſicherſten birgt, trat er ſchnell zu Bernhard heran, ergriff ihn beim Arm und rief: „Freund! Man kommt!"

„Wer?" fuhr dieſer heftig auf; „wer, den ich zu fürchten oder zu ſcheuen hätte?"

„Hier Jeden," rief Feodorowna und riß ſich erſchreckt aus ſeinen Armen, „hier iſt Jeder dem reinen Glück der Seele ein argliſtig verſchworener Feind! Kein Laut Deiner Lippe, mein Bruder, verrathe uns; es iſt die erſte Bitte Deiner Schweſter, o weiſe ſie nicht zurück!"

„An einem Haar ſollſt Du meine ungebändigtſte Kraft zügeln, Du Holdſeligſte," ſprach er weich. „Gebiete mir mit dem Wink Deines Auges, und ich will ihn verſtehen und Dir gehorchen wie der Schatten Deines Körpers, der der leiſeſten Bewegung Deines Fingers gehorſam folgt."

Willhofen, zwei Diener und Feodorownas Mädchen Jeannette traten ein. Die Letzte redete ihre Herrin an:

„Durchlauchtigste Fürstin, die Gräfin Dolgorow sendet mich mit dem Auftrage, Sie zu ihr zu rufen.“

„Ich wollte so eben kommen;“ erwiderte Feodorowna. „Leben Sie indessen wohl,“ fuhr sie, gegen Bernhard und Ludwig gewendet, fort; „in einer halben Stunde spätestens sehen wir Sie wieder, denn ich hoffe doch, daß Sie zur Abendtafel in den Saal kommen werden?“

Ihre Blicke forderten ein Ja; Bernhard und Ludwig verbeugten sich stumm; sie schwebte aus dem Zimmer.

„Wir kommen mit einer ganzen Last Kleidungsstücke, meine gnädigen Herren,“ sprach Willhofen. „Die Fürstin hat befohlen die Garderobe ihres verstorbenen Gemahls hier herüber zu bringen, damit sie sich umkleiden können. Sie müssen nur entschuldigen, daß Ihnen in der Noth dies Anerbieten gemacht wird; aber was läßt sich für den Augenblick anders thun? Wenn wir in Petersburg wären, würden wir in vierundzwanzig Stunden schon andre Anstalten getroffen haben. Hier aber ist die Noth der Meister.“

„Nur her, Freund!“ sprach Bernhard. „Du siehst, wir haben eben keine Prachtgewänder an, und zerrissene Mäntel und Stiefel halten die Kälte nicht so gut ab, als ganze. — Zeig her Deine Waare! — Hm, es wird Alles so ziemlich passen! Wenn wir nur nicht eitel werden, Ludwig; wir sind nicht gewohnt uns so stattlich zu sehen! — Sieh' nur, ich sehe fast wie ein russischer Fürst aus in diesem Pelzüberrock.“

Bernhard sprach absichtlich viel und scherzhaft, weil Ludwig still und in sich gekehrt war. Er wollte dadurch den Verdacht der Leute, welche diese Gäste schon mit seltsamen Augen betrachteten, ableiten, damit sie nicht auf den Gedanken kämen, es sei hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Gewohnt, selbst seine tiefsten Empfindungen mit dieser Kraft

zu beherrſchen und geübt mit der Larve des Humors ſein natürliches Angeſicht zu decken, zumal aber wenn es vor Freude oder Schmerz weinte, gelang ihm dies faſt leicht.

Willhofen erfreute ſich des muntern, kräftigen Jünglings. „Wahrlich," rief er, „es war gut mein Herr, daß wir Euch auf den Schlitten ludeni, denn zur Beute für die Wölfe in ſo jungen Jahren zu werden, das wäre doch zu hart geweſen. — Wollt Ihr aber nicht hier dieſe Pelzſtiefeln anziehen? Ihr ſeid es vielleicht nicht gewohnt, aber bei uns iſt es gut. Der Wind pfeift hier etwas ſchärfer als in Deutſchland."

„Du warſt in Deutſchland, alter Kamerad?" fragte Bernhard.

Erſt jetzt erzählten Ludwig und Willhofen während des Umkleidens abwechſelnd die Geſchichte ihres Wiederfindens.

„Hm!" ſprach Bernhard, indem er ſinnend ſtill ſtand, „verwunderſam genug. — Und Beaucaire und St. Luces haben auch ihren Lohn? — Es kommen ſo Zeiten, Ludwig, wo ich ein Pietiſt werden und glauben könnte, es bekümmere ſich Jemand dort oben ganz ſpeciell um unſre lumpigen Angelegenheiten und gehe hier unſichtbar neben uns her, um uns durch alle die kreuzenden Irrwege hindurch zu führen, bis an den Punkt, wo die Fäden, an denen wir tanzen, zuſammenlaufen. Alsdann erfährt man erſt, wer mit uns nach derſelben Melodie ſpringen mußte, an demſelben Draht regiert wurde. Hm! Wahrhaftig, es ereignet ſich allerlei curioſes Zeug in der Welt! — Nun, Alter!" wandte er ſich zu Ludwig, „weshalb denn ſo ſtumm und kopfhängend! Iſt Dein Glaube noch nicht feſt genug? Merkſt Du noch nicht, daß Dein grüner Schleier aus dem Thal von Aoſta hier ſo gut auf dem Schnee leuchten wird, wie

am Hospitium des heiligen Bernhard? — Es freut mich beiläufig, daß ich sein Namensvetter bin."

Er faßte bei diesen Worten Ludwigs Hand und drückte sie warm. Sein scharfes, geistiges Auge blickte tief in das Herz des Freundes und erkannte den Grund seines schwermüthigen Schweigens. Aber mit eben so hellem Auge sah er auch, daß die verschwiegenen Knospen der Liebe jetzt zu duftenden Blüthen aufbrechen mußten, und daß der Bruder die Hand der Schwester in die des Freundes legen könne.

Beide waren angekleidet; sie gingen in den Saal hinüber, den Willhofen ihnen als Speisesaal bezeichnete. Er war bis jetzt nur durch ein mächtiges Kaminfeuer erhellt, das zur rascheren Erwärmung angezündet war. Der für vier Personen gedeckte Tisch, stand nahe bei der Flamme.

Willhofen setzte den Armleuchter, den er in der Hand trug, um den Gästen vorzuleuchten, auf den Tisch. „Sein Sie übrigens unbesorgt," sprach er, „der Saal wird schon warm werden, denn die Öfen sind gleichfalls geheizt, nur dauert es damit etwas länger. — Ich werde jetzt der Frau Fürstin melden, daß Sie hier verweilen." Er ging.

Jetzt waren Bernhard und Ludwig allein. Sie blickten sich lange an; dann sanken sie einander in die Arme und hielten sich stumm umfaßt.

„Ludwig," rief Bernhard endlich. „Wenn wir uns erinnern, wo wir diesen Morgen erwachten, und wo wir diesen Abend entschlummern werden — Ludwig, dann fange ich wahrlich an, wie ein frommes Kind an Wunder und Engel zu glauben!"

„Ein holder Engel ist es, der diese Wunder wirkt," entgegnete Ludwig bewegt; „sein schützender Flügel war über uns gebreitet, seine sorgende Hand führte uns zurück aus

dem finstern Reich des Todes. Das höchste Wunder bleibt dieses wunderthätige Heiligenbild selbst!"

Die Thür nach den innern Gemächern öffnete sich und Feodorowna trat ein.

„Siehst Du? Schon wieder schwebt es segensreich heran — o mich blendet der Glanz, ich muß mein Auge abwenden." Und er wandte das Angesicht, um seine Thränen zu verbergen.

„Schwester!" sprach Bernhard behutsam leise, als er sah, daß sie allein kam. „Schwester! Noch einmal muß ich Dich mit dem süßen Namen begrüßen!"

„Bruder," entgegnete sie und trat ihm mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen vertraut entgegen und lehnte sich an seine Brust, als er den Arm um sie schlang und ihr die Stirn küßte; — „Bruder, Schwester! Was lautet süßer? — Der eine Name schmeichelt meinem Ohr, wie der andre meiner Lippe! Bruder, Schwester!"

„Und Freund!" setzte Bernhard aus tiefster Seele hinzu, indem er den abgewendeten Ludwig bei der Hand ergriff, um ihn näher zu ziehen. „Sieh, meine Schwester, er war der klare Stern meiner Lebensnacht, bis Dein heitres Sonnenlicht mir aufging; aber er wird nicht erlöschen und erblassen wie die treulosen Gestirne des Firmaments; denn ihn hat auch niemals eine Wolke verhüllt, und je schauerlicher die Nacht, je heller, je freundlicher leuchtete er mir. O ich wünschte, er wäre Dein Bruder, so hättest Du einen bessern als mich aufgefunden."

„Bernhard!" sprach Ludwig gerührt aber sanft verweisend.

„O ich kannte unsren Freund früher als Dich," entgegnete Feodorowna. „Mein Herz ist in alter Dankbarkeit gegen ihn tief verschuldet, und seit wenigen Minuten wuchs

die Schuld ins Unermeßliche!" — „Wie das, Liebe?" fragte Bernhard.

„Darf ich Dir's gestehn, mein Bruder," fragte sie und blickte ihn liebend an, „wirst Du mir nicht zürnen?"

„Dir zürnen! Dir!"

„Sieh," fuhr sie hold verwirrt fort, „der Werth des Freundes bürgt mir für den des Bruders! Wahrlich, ich hätte an Dich *geglaubt*," setzte sie schneller hinzu; „ihm aber danke ich die selige *Überzeugung*, weil nur der Edle den Edlen sucht und liebt."

Sie verbarg das holde Angesicht verschämt an Bernhards Brust nach diesen Worten.

„Denselben Dank bin ich *ihm* schuldig, Schwester," erwiderte Bernhard mit Innigkeit betonend.

„Wie Du?" fragte sie verwundert.

„Bürgt *er* mir denn nicht für die Schwester?"

Sie senkte das Auge zur Erde; die lieblichste Röthe malte ihre Wange; leise zitternd schwieg sie.

Eine süße Beklommenheit erfüllte die Herzen der drei innig verbündeten Wesen; einige Augenblicke herrschte tiefe, heilige Stille.

Bernhard nahm zuerst wieder das Wort. „Ich habe an das Wunder geglaubt, ehe es erklärt war," begann er; „aber sprich, meine Schwester, an welchen Zeichen erkanntest Du mich so bestimmt als Deinen Bruder? Ich selbst hatte ja nur dunkle, ferne Ahnungen und Muthmaßungen."

„Ich kam hieher," erwiderte sie, „um Dir Alles zu erklären. — Siehe hier, weshalb Deine Züge mich gleich im ersten Augenblick mit so wunderbarer Ahnung erfüllten."

Sie reichte ihm die beiden Bildnisse, welche sie von Ruschka durch Gregor erhalten hatte. Bernhard, der sie mit

dem Auge des Malers betrachtete, erkannte augenblicklich die unläugbaren Züge der Ähnlichkeit des männlichen Bildnisses mit ihm und des weiblichen mit Feodorowna. Es drang dadurch die süße Gewißheit in sein Herz, daß sein neues Glück kein Traum sei, daß es fest auf dem Grunde der Wirklichkeit ruhe. Plötzlich fragte er: „Und kennst Du auch den Namen unsrer Eltern, Schwester? Denn ich bin wild unter Fremden aufgewachsen und habe kaum gelernt, einen Werth an Namen und Dasein derer, die mich unbarmherzig von sich stießen, zu knüpfen."

„O frevle nicht," erwiderte Feodorowna mit einem frommen Schauer; „das Andenken Deiner Eltern darf Dir theuer sein. Zwar vermag ich nicht Dir eine ausführliche Auskunft über sie zu geben; doch werden diese Blätter Dich genug lehren, um künftig nur mit Wehmuth und Liebe an diejenigen zurückzudenken, die Dir das Leben gaben."

„O Du hast recht, Du Holde; denn ich mußte ihnen ja schon deshalb ewig dankbar sein, weil sie mir Dich zur Schwester gegeben." Er nahm bei diesen Worten den Brief, worin Ruschka Feodorownen die Verhältnisse ihrer Geburt entdeckt hatte und las ihn hastig mit steigendem Antheil.

Indessen sprachen Ludwig und Feodorowna miteinander, und dieser fing an ihr sein wunderbares Auffinden Willhofen's und den Zusammenhang, in welchem dieser Wackere mit seinem Schicksale stand, zu erzählen. Bernhard, der unter dem Lesen halb hörte, rief plötzlich aus: „Ludwig, wie hieß der Freund Deines Vaters, um dessentwillen er flüchtig werden mußte?"

„Waldheim," erwiderte dieser.

„Waldheim!" rief Feodorowna überrascht und blickte Ludwig und Bernhard fragend an.

„So entdecken sie hier noch neue Fäden des wunder-

barſten Zuſammenhangs, doch weiß ich noch kein Mittel, um Gewißheit zu erlangen," erwiderte dieſer ſchnell.

Indem trat Willhofen ein.

„O ich Thor," ſprach Bernhard und ſchlug ſich unwillig an die Stirn; „mußte ich das noch abwarten? Mein Scharfſinn muß in dieſer Kälte erſtarrt ſein, ſonſt hätte ich wohl von ſelbſt darauf kommen können, daß hier ein vollgültiger Augenzeuge lebt." Er nahm die beiden Bildniſſe, welche er von der Schweſter erhalten und wandte ſich zu Willhofen. „Tritt heran, Freund," redete er ihn an, „nur näher, ganz nahe zu uns hier an das Licht."

Willhofen näherte ſich mit Beſcheidenheit.

„Sollteſt Du wohl dieſe Bildniſſe kennen?"

Eine freudige Überraſchung glänzte in den Augen des alten Dieners; er zitterte und vermochte kaum zu ſprechen. „Ob ich ſie kenne?" fragte er. „Ach wie liegt die ganze alte Zeit plötzlich vor mir! Habe ich ſie denn nicht hundert Mal in dem Zimmer des Herrn Rittmeiſter von Waldheim zu Strasburg über dem Sopha hängen ſehn? — Das iſt er ja wie er leibt und lebt, und die gnädige Frau ebenfalls!"

Kaum hatte Willhofen dieſe Worte geſprochen, als Ludwig ausrief: „Wie? Alſo mein Vater —"

„Opferte ſich" fiel Bernhard ein, „für den Meinigen. Siehſt Du, Freund," fuhr er bewegt fort, „ſo habe ich Dir noch manche alte Schulden abzutragen, der neuen nicht zu gedenken, die ſich dazu gehäuft haben!"

„Welch eine Verkettung!" rief Ludwig aus. „Welch ein Tag des Gerichts und des Lohns! — Er dachte an St. Luces und Beaucaire, die in derſelben Stunde von der Nemeſis ereilt waren, wo das Schickſal ihm und dem Freunde die ſchönſten Kränze reichte, die aus der langſam gereiften Saat längſt vergangener Jahre emporgeblüht waren.

Feodorowna hatte bisher mit ſtummem Erſtaunen zugehört; jetzt that ſie in der Überraſchung die lebhafte Frage: „Alſo haſt Du meine Mutter gekannt, Solanow?“

Der Diener ſtand erſtaunt. „Die Gräfin Dolgorow,“ begann er und ſtockte und ſah Feodorownen mit ſeltſamen, ſtaunenden Blicken an, als ſuche er in ihren Geſichtszügen eine Erklärung ihrer überraſchenden Frage.

Feodorowna war erſchreckt ihr Geheimniß verrathen zu haben; Bernhard, der es bemerkte, ſprach beruhigend: „Fürchte nichts, Beſte, dieſes Herz iſt treu; ich verbürge mich dafür, doch darf nun nichts mehr Geheimniß für ihn bleiben.“ Er ſetzte darauf Willhofen von Allem in Kenntniß und empfahl ihm Verſchwiegenheit und Vorſicht. Der alte Diener gelobte Beides mit bewegter Stimme und reichte Bernhard ſeine Hand mit deutſcher Treuherzigkeit zum Pfande. „Nun begreife ich erſt,“ ſprach er, „warum mir die Züge der Frau Fürſtin gleich das erſte Mal, da ich ſie ſah, ſo bekannt vorkamen. Ja, und wahrhaftig mein junger Herr, die Eurigen auch. — Doch, vergeben Ihro Gnaden mein Geſchwätz; ich kam eigentlich um zu fragen, ob Ew. Fürſtl. Gnaden befehlen, daß angerichtet werden ſolle.“

„Die Gräfin Dolgorow muß zuvor befragt werden, ob ſie zur Tafel kommen wird,“ erwiderte Feodorowna, und Willhofen verließ, ſich ſtumm verbeugend, ganz in der Weiſe ſeiner alten Dienſtunterwürfigkeit, das Gemach.

Er kehrte nach wenigen Minuten mit der Antwort zurück: „die Gräfin ſei ſo angegriffen und müde, daß ſie ſich bereits zu Bette gelegt habe.“

Es wurde angerichtet. Die Anweſenheit mehrerer Diener zwängte jetzt die warmen Regungen der Liebe unter den drei ſo eng verbündeten Seelen in das ſtarre Geſetz äußerlicher Förmlichkeiten ein. Doch wußte Feodorowna auch ſelbſt

dieſem Verhältniß eine ſolche Anmuth und Freundlichkeit des Herzens beizumiſchen, daß ſogar der Bruder mit williger Unterwerfung den Zwang ertrug, dem ſein ſtolzer Sinn und das lebendige Gefühl ſeiner Rechte ſich unterwerfen mußten. So entfloh auch dieſe Stunde auf pfeilſchnellen Flügeln.

Feodorowna ſtand auf; die Diener räumten ab und verließen den Saal. Feodorowna befahl, daß Willhofen in der Nähe bleiben und ſich bereit halten ſolle.

Die vertrauliche Einſamkeit vereinte die Herzen wieder enger. „Nun bin ich wieder Deine Schweſter," begann Feodorowna, indem ſie ſich mit liebenswürdiger Vertraulichkeit an Bernhard ſchmiegte, „nun gehöre ich wieder ganz Dir."

„Du Gute," erwiderte er und blickte ihr in das unſchuldige, treue Auge. „O mein Gott, ſo tief haſt Du mich noch nie in Deinen Himmel blicken laſſen!"

Ludwig ſtand im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt; ſein Herz ertrug die bang ſchwebende Qual zwiſchen dem höchſten Glück und dem tiefſten Schmerz nicht länger. — Doch er fühlte, daß nicht die Hand des Bruders, der ſeine Liebe kannte, ihm die Schweſter zuführen dürfe, ſondern daß er ſelbſt mit freier Männlichkeit wagen und handeln müſſe. Wer nicht ſelbſt auf die Gefahr des Verluſtes um das Höchſte zu werben wagt, iſt deſſen nicht werth; dies rief ihm ſein Herz zu, und er gehorchte, wiewohl bebend, dem Gebot der Ehre und Liebe.

„Bianca," ſprach er mit bewegter Stimme, „denn die Schweſter meines Freundes geſtattet mir gewiß den Namen, der mir unvergeßlich ſüß von dem ſchönen Frühlingstage unſres erſten Begegnens herüberklingt — Bianca — auf meiner Lippe ſchwebt der höchſte Wunſch meiner Bruſt, ahneſt Du ihn nicht, ehe ich ihn ausſpreche — ſo bleibt er

ewig in die Bande des Schweigens gehüllt. — Doch spricht Dein Herz — dann — laß es jetzt entscheiden."

Sie erröthete, eine süße Verwirrung malte sich auf ihrem Antlitz, zitternd erwiderte sie mit gesenktem Auge: „Mein Herz? — Ich weiß nicht — ob ich ihm gehorchen darf — entschieden hat es längst!" Hier barg sie das Haupt und das in süße Thränen überfließende Auge an der Brust des Bruders. Bernhard schloß sie sanft in die Arme.

Ludwig ergriff bebend ihre Hand, doch wagte er es nicht die holde Gestalt an seine Brust zu ziehen. Sein Ohr vernahm das Wort, das ihm den tiefsten Himmel der Seligkeit öffnete, doch sein Herz wurde von den Schauern banger Zweifel berührt, denn zu plötzlich, zu mächtig stand das Wunder der Erfüllung vor ihm. Er zitterte, daß die Gebilde des seligen Traums zerrinnen möchten; die Unendlichkeit seines Glücks raubte ihm die Kraft des Glaubens daran.

Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen und zog sie nicht zurück, da er sie mit heißen Küssen und Thränen bedeckte; doch hielt sie das holde Antlitz noch immer sanft weinend an der Brust des Bruders verborgen.

„Erröthe nicht, meine Schwester," sprach Bernhard mit bewegter Stimme, „wenn Du das schönste Geständniß thun darfst; holder schmückt keine Rose die weibliche Brust als die Liebe. Dein reines Herz konnte nicht irren, es hat das Edelste erkannt und gewählt."

Jetzt erhob sie das Haupt und das in Thränen glänzende Auge zu dem Bruder; dann wandte sie sich jungfräulich schüchtern zu dem Geliebten, der sie mit bebendem Verlangen näher zog. „O mein Gott," hauchte sie und richtete das Auge dankbar gen Himmel, „womit habe ich denn dieses Übermaaß Deiner Huld verdient?" Wort und Blick

erstarben in heiligen Thränen; hold neigte sie sich dem Freunde entgegen und sank stumm, selig betäubt, an seine Brust.

Achtes Capitel.

Jetzt erst vereinigte das innigste Band die drei liebenden Seelen. Ihr Glück war so überschwänglich, daß es sie ganz erfüllte und jede Sorge, jeden Schrecken der Zukunft fern hielt. Doch in der Vergangenheit weilten sie und richteten die süße Betrachtung auf die ersten Augenblicke des Begegnens, wo der Keim zu dem holden Blüthenbaum eingesenkt wurde, dessen Krone sie jetzt überschattete. Ludwig erzählte von jenem Tage, wo er zuerst den grünen Schleier auf einer weiten Schneefläche erblickte und, durch eine unwiderstehliche, ahnungsvolle Gewalt getrieben, dem schimmernden Ziel nacheilte. „O Bianca," sprach er gerührt, „glaube mir, schon damals baute ich in schwärmerischen Träumen Zauberschlösser des Lebens auf, an die ich selbst nicht zu glauben wagte. Und jetzo hat eine Wunderhand uns mitten hineingeführt in die seligen Gefilde! — Aber auch jetzt wage ich nicht zu glauben, daß Alles wirklich ist, was ich um mich her sehe. Sprich, Geliebte, werden diese holden Gestalten nicht versinken? Reiche mir die Hand zum Pfande daß Du lebst, daß Du mir wirklich nahe bist und nicht entschweben willst, wenn ich Dich berühre?"

Sie gab ihm die Hand sanft lächelnd herüber.

„Ja, ja, Du bist es," begann er wieder; „so lächeltest Du, als ich Dir zum ersten Mal ins Antlitz blickte.

Weißt Du noch? Im Thal von Aosta, an jener Hütte, die die Reben traulich umrankten, wo die Kastanie ihre Zweige schattend über den Rasen breitete. O dies Bild wird nie aus meiner Seele schwinden!"

Sie blickte ihn mit dem Ausdruck innigster Liebe an; der Silberblick einer Thräne überglänzte ihr blaues Auge. — „O es war schön dort! sprach sie bewegt.

„Und weißt Du, Schwester," begann Bernhard, „wo ich Dich zuerst gesehen?"

Dein erstes Begegnen war segensreich," erwiderte sie, Du rettetest die Schwester aus dringenden Gefahren, die sie mit denjenigen bestand, denen sie das kindliche Herz ganz geweiht hatte."

„Nein! Ich kannte Dich schon viel früher," sprach er lächelnd. „Nicht in romantisch ländlicher Hütte, sondern mitten in dem Glanz der reichen, verderbten Welt habe ich Dich zuerst gesehen. Aber ich erkannte den reinen Diamant Deiner Seele mitten in der Fülle falscher blitzender Steine, weil ich sie an einem andern Diamanten prüfen sah. Es war zu London in Romeo und Julie, wo ich die ächten Perlen Deiner Thränen schnell unterschied. Ich wollte die schöne Muschel rauben — erinnerst Du Dich nicht, Schwester?"

„Wie?" fragte sie staunend und suchte aus dem lebenden Bilde des Bruders das ihrer Erinnerung zu verjüngen. „Wie? Wärest Du jener junge Maler gewesen?"

„Kein anderer als ich," unterbrach Bernhard. „Und noch gestern hätte ich Dir den Beweis liefern können, denn Ludwig besaß das Bild längst. Der Bube Beaucaire raubte es uns. — Doch wer war jener stolze, englische Narr, der mich forderte und nachher nicht auf den Platz kam?"

„O, mein Bruder," entgegnete Bianca lebhaft, „so danke ich Dir schon eine unermeßliche Wohlthat. Der Eng-

länder, Lord Glower, war der mir bestimmte Bräutigam. Jener Vorfall erzeugte einen Zwist zwischen ihm und meinem Vater, weil dieser es mißbilligte, daß der Lord sich dem Zweikampf entzogen hatte. So wurde durch den beleidigten Stolz des Engländers ein Verhältniß gelöst, das meine Bitten und Thränen vergeblich abzuwenden versucht hatten."

„Also Zwang wollte man Dir anthun?" rief Bernhard finster.

„Die Tochter," antwortete Bianca sanft und fest, „glaubte gehorchen zu müssen; ihr Herz kannte damals die Liebe noch nicht. Aber sie allein wirft reines Licht auf die verworrenen Wege der Pflichten und leitet, wie der Morgenstern der Verkündung, den irren Fuß zum Ziel."

„Doch Du wurdest vermählt, Schwester," fragte Bernhard; Ludwig schreckte zusammen bei der Frage.

Bianca erröthete hoch und senkte schamhaft den Blick. „Es geschah durch Zwang, daß ich jetzt den Namen einer Fürstin Ochalskoi trage," sprach sie leise; „doch Du wirst die Schwester gewiß freisprechen."

Sie erzählte jetzt in wenigen Worten die Geschichte ihrer Vermählung. Ludwig wurde im Innersten gerührt dabei, doch Bernhards stolzes Herz richtete sich ingrimmig auf. Er stand auf und ging unruhig im Gemach umher.

„Liebe Schwester," begann er nach einigen Minuten, „aus Allem was Du erzählst, sehe ich, daß unser Heil hier an einem Haar über dem Abgrund hängt. Wir haben eine Stunde in süßer Muße des Glücks genossen; doch die Nothwendigkeit drängt zu handeln. Antworte mir, Schwester, weiß Graf Dolgorow, daß Dir das Geheimniß Deiner Geburt bekannt ist?"

„Er weiß es nicht; ich schwieg um Ruschkas Brüder

nicht ins Unglück zu stürzen, und um ungehindert nach Dir forschen zu können."

„Und hegst Du noch jetzo Besorgniß, Dich ihm zu entdecken?"

„Die äußerste," rief sie schnell.

„So würdest Du fürchten müssen —"

„Alles, mein Bruder, für Dich, für mich — für Deinen Freund," setzte sie leise hinzu.

„So müssen wir uns eigne Wege bahnen. Strenge Verschleierung des Geheimnisses ist vor Allem nöthig. — Schwester, ich habe nur eine Frage zu thun. Willst Du mit uns nach Deutschland ziehen? Kannst Du Rang, Macht und Reichthum wegwerfen, um dem Bruder und dem Freunde zu folgen, die Dir nichts bieten als ihr Herz, ihren Kopf und im äußersten Fall auch ihre thätigen Arme?"

„O, mein Bruder!" rief Bianca und schlang die Arme um ihn, „fragst Du wirklich, ob ich die heißesten Wünsche meiner Brust erfüllen will?" Und sie verschloß seine Lippen mit liebevollen Küssen und hing lange stumm in den brüderlichen Armen.

„Gut denn," sprach Bernhard entschlossen, „so ist der Weg, den wir einzuschlagen haben, der, zu schweigen und zu flüchten wenn sich eine günstige Gelegenheit darbietet; jetzt aber vor allen Dingen uns zu trennen, damit unser spätes Verweilen beieinander nicht Verdacht erwecke. Morgen wird uns ja wohl die Sonne weiter leuchten."

In Bernhards Bestimmtheit lag etwas Gebietendes, das fast unwillkürlichen Gehorsam fand. So gehorchte ihm denn auch Bianca und schied nach inniger Umarmung mit holdseligem Liebesblick, indem sie durch die Thür nach den Gemächern der Gräfin verschwand. Bernhard und Ludwig begaben sich nach ihrem Schlafzimmer.

Im Vorsaal wartete Willhofen, der ihnen zum besondern Dienst beigegeben war, und leuchtete ihnen durch den Corridor nach ihrem Gemach.

Als sie eingetreten waren, redete ihn Ludwig an: „Freund, treuer, redlicher Diener meines Vaters, wirst Du seinem Sohne eben so anhängen, wie ihm?“

„Ach Herr,“ rief Willhofen freudig, „schon weil Ihr ein Deutscher seid, weil Ihr meine Sprache redet, würde ich Alles für Euch thun. Aber darf ich offen ein Wort wagen? — Liebe Herren, Eure Sachen stehen gefährlich hier — der Graf und die Gräfin denken anders als die Fürstin; sie ist eine engelgütige Frau.“

„Willhofen,“ sprach Ludwig, „wir verbergen uns unsre Gefahr nicht, und eben Du sollst uns Rath geben, wie wir ihr entgehen. Du weißt zu viel, um nicht Alles zu wissen; die Fürstin ist die Schwester meines Freundes und meine Verlobte. Sie ist entschlossen, uns nach Deutschland zu folgen. Ist das jetzt oder bald möglich zu machen?“

„Möglich ist es freilich,“ antwortete Willhofen; „aber sehr schwer. Meint Ihr denn, wenn es so leicht wäre, ich würde nicht längst geflüchtet sein? Nur deshalb nahm ich ja in meinen alten Tagen die Waffen wieder, um der deutschen Grenze nahe zu kommen; denn ich hoffte Gelegenheit zur Flucht zu finden. Bis jetzt aber ist es durchaus unmöglich gewesen, und vollends nun, da der Landsturm der Bauern, die Kosacken und die französischen Heere rings Alles bedecken. Wem wir auch in die Hände fallen, wir sind verloren! — Ich sage wir, liebe Herren, denn Ihr duldet doch, daß ich mit Euch flüchte?“

„Wir hoffen es, Lieber,“ entgegnete Ludwig.

„Machst Du unsre Flucht möglich, Freund,“ sprach

Bernhard, „so sollst Du ein sorgenfreies Alter in Deutschland zubringen.“

„O Gott,“ rief der Alte, „wenn die Abendsonne meines Lebens doch noch heiter unterginge! — Ich werde versuchen, was möglich ist. Bei der Gräfin gelte ich etwas; ich will sehen, ob sie mir ihr Vertrauen schenkt, denn vor allen Dingen müssen wir erfahren, ob sie Böses vermuthet. Ist ihr Argwohn schon erwacht, dann haben wir keine Zeit zu verlieren; so können wir nur mit jedem Tage der Zögerung gewinnen.“

„Thu, was Du vermagst, Lieber“ sprach Ludwig, „und bringe uns Nachricht, so bald es möglich ist.“

Willhofen ging.

„Wird unsre Nacht süß oder unruhig bewegt sein?“ fragte Ludwig als er sich mit Bernhard allein sah. „Freund, welch ein Tag war dies?“

„Auf der Erde bin ich wenig gewesen, aber zwei-, dreimal in der Hölle und im Himmel,“ erwiderte Bernhard. „Jetzt aber, ich muß Dir's gestehen, sind alle Nerven meiner Seele so abgespannt und abgestumpft wie mein Körper, in den ich nahezu die Müdigkeit des Todes einschleichen fühle. Das Schicksal mit seinen Donnern und Blitzen hat mich jede Viertelstunde aus dem Schlaf geschreckt. Aber Du weißt, es kommt eine Stunde, wo der Ermattete von dem betäubenden Krachen einer neben ihm herabstürzenden Lawine weder geschreckt noch geweckt wird. Jetzt bin ich so weit; ich könnte wie einige Leute, die in Todesmüdigkeit auf dem Marsch hingesunken waren, die Räder eines Zwölfspänners gegen meine Füße anfahren sehen und es doch nicht der Mühe werth halten, sie auf die Seite zu ziehen.“

Ludwig, der nur von gewaltigen Erschütterungen des Gemüths bewegt worden war, aber körperlich fast gar keine

Anstrengungen gehabt hatte, fühlte sich nicht so erschöpft. Erschreckend sah er daher Bernhard unter dem Sprechen bleich und bleicher werden, und gewahrte an seiner absterbenden Stimme, daß die Besinnung ihn verlasse. Rasch sprang er daher auf ihn zu, faßte ihn in seine Arme und rief: „Bernhard, was ist Dir? Du bist krank?“

„Nein — Lieber — aber ganz — zerschmettert —“ antwortete er mühsam in abgebrochenen Worten und sank in den Armen des Freundes zusammen. — So war denn endlich auch die erschöpfte Kraft dieses Starken, der bis jetzt durch die äußerste Anspannung seines Geistes der Natur getrotzt hatte, gebrochen. Sanft trug ihn Ludwig auf die Ruhestatt und überließ es dem Schlummer, ihn mit seiner stärkenden Kraft neu zu beleben. — Bald sank auch er in süße Ermattung und Betäubung, die kaum von dämmernden Traumbildern unterbrochen wurde.

Als er erwachte, war es heller Tag, und ein blendender Strom des Lichts drang in sein Auge. Willhofen stand vor ihm und sprach lächelnd: „Ihr habt einen gesunden Schlaf, Herr, das muß ich sagen. Vergeblich habe ich schon zu drei verschiedenen Malen an die Thür gepocht, ich mußte endlich eintreten. — Aber der Herr dort schläft noch fester.“

Ludwig bedurfte einige Augenblicke, um die Erscheinungen um sich her in Zusammenhang mit seinen Morgentraumbildern, die ihn, wie so oft, in die Heimath geführt hatten, zu bringen. Er richtete sich auf; wie ein Wunder kam ihm die frische Kräftigkeit seiner Glieder vor; er fühlte die ganze Lust, den jugendlichen Muth des Lebens, wie jemals in seinen freudigsten Tagen. „Ja, es ist alles wirklich,“ sprach er und blickte dem Alten froh in das redliche Angesicht. „O, welch ein Glück ist es, zu erwachen!“

Er sprang auf und betrachtete Bernhard; auch in sei-

ne Züge war die Lebensfrische zurückgekehrt, er athmete voll, aber leicht, ein Bild männlicher Gesundheit.

„Bernhard!“ sprach er und nahm seine Hand; „Bernhard!“ Er erwachte nicht, bis ihm der Freund einen Kuß auf die Stirn drückte. Da schlug er das Auge auf, sah ihn groß an und sprach: „Ludwig, Du bist es, der mich so freundlich weckt? — Du hast einen schönen Traum verscheucht, aber er entflieht nur vor einer schönern Wirklichkeit.“

„Die Fürstin ist längst aufgestanden,“ sprach Willhofen; „aber sie hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie nicht wecken sollte. Endlich schien es mir aber doch Zeit, da es nahe an Mittag ist.“

„Mittag?“ fragte Bernhard, und er empfand eine Art von Beschämung. „Pfui, daß wir uns gleich als Langschläfer hier einführen müssen.“

„O die Gräfin liegt auch noch im Bett,“ antwortete Willhofen, „und sogar die Gefangenen sind noch nicht abmarschirt; der gestrige Tag war für uns Alle hart.“

„Welche Gefangenen?“ fragte Bernhard.

„Die Franzosen, die wir gestern in unsre Gewalt bekamen,“ entgegnete der Alte. „Seht dort; eben werden sie aufgestellt, um weiter ins Innere des Landes transportirt zu werden.“

Bernhard trat ans Fenster. Der Anblick der zwanzig Unglücklichen, die mit bleichen Gesichtern, schlecht gekleidet, halb verhungert da standen und vor Frost oder Schauder über ihr Schicksal zitterten, schnitt ihm ins Herz. „Wohin bringt man sie?“ fragte er.

„Vermuthlich dahin,“ antwortete Willhofen mit düstrem Blick, „wo ich so lange Jahre schmachtete, nach Sibirien; der Weg dahin ist leicht gefunden, aber zurück wird er schwer.“

„Und weshalb kamst Du dorthin?“ rief Ludwig. „Wer hatte das Recht, einen Unglücklichen, Gestrandeten in die Verbannung zu schicken?“

„Es geschah ganz nach dem Gesetz,“ sprach Willhofen bleiter; „ich war nackt und blos an die Küste geworfen. Ein russischer Schenkwirth borgte mir fünf Rubel; zurückzahlen konnte ich sie nicht. Da verfiel ich ihm mit den Kräften meines Dienstes, und er verkaufte mich an den alten Fürsten Ochalskoi, der eben eine Colonie auf seinen Gütern bei Perm stiftete.

„Also um fünf Rubel!“

„Schmachtete ich achtzehn Jahre vergeblich nach der Heimath und allen den Meinigen.“

„Getrost Alter,“ klopfte ihm Bernhard auf die Schulter, „von nun an wird es besser gehen. Der Tag ist schön gewesen, wenn der Abend heiter ist. — Doch was bedeutet das? Die Gefangenen scheinen ja wieder auseinander zu gehen?“

Willhofen blickte hin. Ein Kosack war in den Hof geritten und sprach mit den Bauern, die den Transport führten. „Ich will gleich sehen was es giebt,“ antwortete er und eilte hinaus.

Nach wenigen Minuten kehrte er mit der Nachricht wieder, Dolgorow habe befohlen die Leute hier noch in Gewahrsam zu halten, weil er morgen oder übermorgen durch glückliche Anfälle auf die französische Arrièregarde die Zahl der Gefangenen zu vermehren hoffe. Dann könnten sie alle zugleich transportirt werden.

„So thu mir die Liebe, Freund,“ sprach Bernhard, „und sorge, daß diese Unglücklichen, die schon halb dem Tode nahe sind, so gut gepflegt werden als möglich.“

Willhofen versprach es und ging.

Beide Freunde hatten sich indessen angekleidet und begaben sich nach dem Saal, wo, wie ihnen angezeigt war, Bianca mit dem Frühstück ihrer wartete. Doch als sie eintraten, fanden sie das Gemach leer, obwohl der Tisch zum Frühstück bereitet war. Ein Diener, der bald darauf eintrat, meldete ihnen von Seiten der Gräfin Dolgorow, daß die Fürstin nicht erscheinen werde.

Ludwig war betroffen, doch Bernhard ging leicht darüber hinweg und setzte sich zum Frühstück. Als der Diener sich entfernt hatte, fragte Ludwig: „Was mag vorgefallen sein? Sollte die Krankheit der Gräfin eine gefährliche Wendung genommen haben? — Ich hatte mich unbeschreiblich auf den freundlichen Morgengruß gefreut; denn mir däucht erst der helle, wirkliche Tag könne uns die klare Gewißheit unsres Glücks geben. Und nun —"

„Wenn nur nichts Schlimmeres hier im Hinterhalte lauert," unterbrach ihn Bernhard und stand auf. „Aber mir ahnet nichts Gutes. Die Schwester hätte es ohne die dringendste Ursache nicht über sich vermocht, den Bruder, den sie erst gestern aufgefunden, heute aufs Neue zu begrüßen. Laß uns nur vorsichtig sein und uns ja nicht durch zu eifriges Nachfragen verrathen."

„So glaubst Du, es habe sich etwas Gefährliches für uns ereignet?" fragte Ludwig erstaunt.

„Ich glaube eben so gut nichts als alles; denn beides ist gleich möglich," erwiderte Bernhard rasch. — „Hm! Vielleicht ist es aber auch nur Vorsicht der Schwester; sie hält sich absichtlich entfernt, um sich nicht zu verrathen. — Ich kenne die russische Sitte nicht genug, um zu wissen, was für eine Wirthin auffallend wäre oder nicht! Man muß ihr vertrauen, denn sie hat eben so viel Kühnheit als Liebe gezeigt. — Nur Geduld, es wird sich Alles lösen"

Ludwig ging beunruhigt auf und ab ohne zu sprechen.

Bald darauf kam Willhofen zurück und berichtete, daß auf Befehl der Fürstin die Gefangenen gut verpflegt würden, und mehr ihre Besorgnisse wegen des Schicksals ihrer Zukunft als gegenwärtige Übel sie quälten.

Indessen vergingen ein, zwei, drei Stunden; Bianca ließ sich nicht sehen.

Neuntes Capitel.

Bernhard schlug Ludwig einen Spaziergang ins Freie vor; er nahm ihn an. Sie gingen vor das Schloßthor hinaus und besahen die Lage des Gebäudes genauer.

Es war rings von dichtem, hohem Fichtenwalde umgeben, durch den jedoch vier breite Wege ausgehauen waren, die einander rechtwinkelig kreuzten. Diese waren ziemlich gebahnt, doch im Übrigen lag rings umher der Schnee locker und hoch, so daß es zu Fuß wie zu Schlitten gleich mühsam schien, die großen Wege verlassend, durch den Wald zu dringen.

„Das Gebäude scheint alt," meinte Bernhard. „Gothischer, neugriechischer, barbarischer Stil, alles durcheinander. Diese beiden runden Eckthürme mit ihren langen dünnen Spitzen müssen aus fernen Jahrhunderten herrühren. — Wie weit mögen wir hier von der großen Straße abliegen."

„Vier bis fünf Stunden hörte ich Willhofen sagen," antwortete Ludwig; „und Smolensk liegt sieben Stunden von hier."

„So schätzte ich's auch," stimmte Bernhard ein; „dort

hinüber muß es liegen. Wir würden den Weg dahin durch jene breite Allee nehmen müſſen."

„Es iſt dieſelbe, durch die wir geſtern hierher gekommen ſind," meinte Ludwig.

„Hörſt Du nicht?" fragte Bernhard plötzlich und lauſchte, indem er den Kopf ſeitwärts neigte und die Hand zum Auffangen des Schalls gegen das Ohr hielt. — „Das iſt Kanonendonner, in der Richtung von der Straße her; doch ſehr fern."

„Die Wälder hemmen den Schall," ſprach Ludwig und horchte gleichfalls auf die einzelnen dumpfen Schüſſe, die man vernahm.

„Es könnte wohl das Ney'ſche Corps ſein, was ſich dort ſchlägt, und vielleicht iſt Raſinski bei dem Gefecht," bemerkte Bernhard.

„Raſinski," rief Ludwig aus; „wie mag der redliche Freund in Sorge um uns ſein! O wenn wir ihm eine Nachricht zukommen laſſen könnten!"

„Freilich wäre es gut," ſprach Bernhard und bewegte nachdenklich, aber zuſtimmend das Haupt. „Überhaupt muß ich Dir ſagen, ſo bequem wir es hier im Schloſſe haben, ſo möchte ich mich doch lieber mit der Schweſter unter ſeinem Schutze befinden als hier. Endlich einmal müßten doch die furchtbaren Strapazen ein Ende haben. Mit jedem Tage kämen wir der Heimath und den Verpflegungsanſtalten für das Heer näher. Der Weg würde feſt, eben — ich glaube das Schwerſte haben wir überſtanden."

„Ach," ſeufzte Ludwig, „wenn wir erſt den Fuß auf vaterländiſchen Boden ſetzen könnten!"

Dem fernen Gefecht zuhorchend, gingen die Freunde noch eine Zeit lang auf und ab. Indeſſen war es ſchon ſpät am Nachmittag geworden, und es fing an zu dämmern.

Sie kehrten ins Schloß zurück, weil ihnen diese Stunde als die des Mittagsmahls angegeben war. Der Tisch war bereits gedeckt, aber für sie Beide allein; selbst Willhofen wußte nichts Näheres über das Ausbleiben der Fürstin anzugeben, als daß sie muthmaßlich der kranken Gräfin Gesellschaft leisten müsse.

„Zeige nur guten Muth vor den Dienern," flüsterte Bernhard dem aufs äußerste betroffenen Ludwig zu; „es darf hier keine Seele ahnen, daß wir uns beunruhigen."

Mit diesen Worten schenkte er sich ein Glas Wein ein und stieß mit Ludwig auf die Bewohnerinnen des Hauses an. Während der ganzen Tafelzeit war er heiter und scherzte viel, sogar mit den Dienern, denen er einige russische Worte abfragte und sich dann in ihrer Mundart mit ihnen zu verständigen suchte.

Es war dunkel geworden und man brachte Licht. Bernhard fing, um das Gespräch nicht stocken zu lassen, von Schottland zu erzählen an. Ludwig hörte zerstreut zu; seine Besorgnisse wuchsen mit jedem Augenblick. — Es war jetzt sieben Uhr; die gewöhnliche Höflichkeit gegen Gäste hätte es gefordert, daß die Wirthin des Hauses sie begrüßt hätte. Bianca mußte durch die dringendsten Gründe abgehalten sein.

Theils um sich zu zerstreuen, theils um ihre Unruhe zu verbergen, hatten sie Jeder aus einem Schrank mit französischen Büchern einen Band des Voltaire genommen; sie setzten sich an einen andern Tisch und lasen. Die Diener räumten indessen die Tafel ab und verließen das Zimmer.

Doch kaum waren sie einige Augenblicke allein gewesen, als Willhofen eintrat, sich vorsichtig umsah, ob Jemand in der Nähe sei, und dann Bernhard einen Zettel zusteckte.

Auf diesem las er mit Bleistift in englischer Sprache

die Worte: „Bruder, wenn Alles ſchläft, komm unter das Fenſter meines Schlafzimmers.“

„Weißt Du, was der Zettel enthält?“ fragte er Willhofen, nachdem er geleſen.

„Ich vermuthe ungefähr; die Jungfer der Fürſtin, Jeannette, hat ihn mir gegeben.“

Bernhard ging unruhig auf und ab. „Kennſt Du die Lage des Schlafgemachs der Fürſtin, Willhofen?“ fragte er dieſen.

Er bejahte es.

„Wenn Alles im Schloſſe ſchläft, ſoll ich mich unter ihrem Fenſter einfinden; kannſt Du mich mit Sicherheit dahin führen?“

„Eine Kleinigkeit; ich will ſchon ſorgen, daß es dem Thorwächter ſchwerer werden ſoll, die Augen aufzuriegeln, als das alte verroſtete Thor.“

„Wann geht man hier ſchlafen?“

„Vor Mitternacht; um zwölf Uhr ſind wir ſicher, außer den Mäuſen auf dem Kornboden, kein lebendiges Weſen mehr im Schloß zu treffen.“

„So komm um dieſe Stunde zu uns auf unſer Schlafzimmer, Freund; Du mußt mir den wichtigen Dienſt ſchon leiſten.“

Willhofen ging.

Bernhard und Ludwig begaben ſich auf ihr Gemach und harrten in unruhiger Spannung der Mitternacht entgegen. Die Stunden ſchlichen ihnen träge dahin. Ängſtlich lauſchten ſie auf jeden Laut im Schloſſe, ob das Geräuſch geöffneter oder zugeworfener Thüren, der Schritt der Diener auf den Gängen, das einzelne Zurufen und Antworten nicht endlich ein Ende nehmen werde. — Oft war es minutenlang ganz ruhig; dann unterbrach plötzlich wieder der Klang eines einſpringen-

den Schlosses, oder der schwere, ungeschickte, weit durch die langen Corridors hallende Schritt eines Dieners die tiefe Stille wieder. Endlich, nach elf Uhr, schien Alles in Schlaf versenkt zu sein.

„Eine Grabesstille im Schloß," sprach Bernhard, indem er leise die Thür öffnete und auf den Gang hinaus horchte. „Mitternacht ist nahe! Ich wollte, Willhofen käme, damit die Ungewißheit ein Ende nähme."

Ludwig war von düstren Ahnungen und Besorgnissen gequält; doch äußerte er nichts, um Bernhards sichtliche Unruhe nicht zu erhöhen.

„Wie der Wind durch den Schlott pfeift! — Es mag wieder eine herrliche Nacht draußen sein! — Mir däucht auch, es sei kälter geworden. Unsre Fenster gefrieren wieder trotz des glühenden Ofens. — Aber horch, rauscht da nicht etwas auf dem Gange? Wahrhaftig, es schleicht knisternd näher. Vermuthlich wird es Willhofen sein; der Alte ist ein Fuchs; er kommt leise auf den Zehen, und ich glaube ohne Schuhe." Er lauschte; es kam behutsam näher und näher. Bernhard öffnete die Thür ein wenig und fragte durch die Spalte hinaus: „Bist Du's, Freund?"

„Ich bin es," antwortete flüsternd eine weibliche Stimme; zugleich öffnete die Kommende die Thür, und das Kammermädchen der Fürstin trat in ihrer zierlichen Dienstracht, ein kleines Häubchen auf, aber die Wangen mit einem Tuch verbunden, ein.

Beide Freunde erstaunten. Bernhard vermuthete ein Liebesmißverständniß und sprach ziemlich unwillig: „Du bist irre gegangen, mein Kind."

„Nein, ich verfehlte die richtige Thür nicht," antwortete das Mädchen mit bekannter Stimme, indem sie zugleich

das Tuch herunternahm, welches ihr das Gesicht halb bedeckte. — Es war Bianca.

„Schwester, Du selbst, in dieser Verkleidung?“ rief Bernhard leise, indem er einen Schritt zurücktrat. „Um des Himmels Willen, was bedeutet das?“

„Die Nothwendigkeit drang mir diese Maske auf,“ entgegnete Bianca, „ich bin eine Gefangene und konnte nur in dieser Kleidung zu Dir schleichen.“

„Du eine Gefangene?“ rief Bernhard erstaunt; Ludwig trat besorgt näher.

„Laßt mich schnell sein, Ihr Lieben,“ erwiderte Bianca, „denn die Augenblicke drängen. Ich fürchte, unser Geheimniß ist halb oder ganz verrathen. Wir müssen gestern belauscht worden sein. Als ich Dich verließ und zur Gräfin hinüberging, fand ich sie in großer Aufregung; sie saß fast ganz angekleidet auf dem Sopha und schrieb. Bei meinem Eintritt raffte sie die Papiere hastig zusammen und sprach von gleichgültigen Dingen; doch war in ihren Zügen die äußerste Unruhe nicht zu verkennen. Zwar argwohnte ich, was geschehen sein könnte, doch um ihren Verdacht nicht mehr zu reizen, fragte ich nichts, sondern begab mich sogleich durch mein Arbeitszimmer, welches an das Wohngemach der Gräfin stößt, in mein Schlafzimmer, wo mich Jeannette, mein Mädchen, erwartete. Ich ließ mich schnell entkleiden und schickte sie weg. Voller Unruhe blieb ich auf. Ich öffnete die Thür meines Arbeitszimmers ein wenig und hörte, daß die Gräfin noch wach war, und daß sie sogar mit Jemandem sprach. Ich konnte nicht unterscheiden was, doch glaubte ich an der Stimme den Kammerdiener des Grafen zu erkennen. Endlich wurde es still; ich begab mich zur Ruhe. In der Nacht aber hörte ich deutlich die Thore öffnen und einen Schlitten wegfahren. Diesen Morgen begab ich mich früh

zu meiner Pflegmutter; sie hatte so etwas Argwöhnisches in ihren Blicken, daß ich nicht zweifeln konnte, sie habe unser Geheimniß zum Theil entdeckt; doch ließ sie sich nicht das Mindeste merken. Schon von selbst hatte ich mir vorgenommen, das Frühstück auf meinem Zimmer einzunehmen, um keinen Verdacht zu erwecken, doch würde ich zur Mittagstafel gekommen sein. Allein die Gräfin äußerte, ich werde hoffentlich den Tag über bei ihr zubringen, da es sich nicht wohl ziemte, daß ich, während sie selbst krank sei, mit den beiden Fremden allein speise; sie setzte hinzu, sie würde es ungehörig finden, wenn ich Euch vor des Grafen Ankunft wieder spräche. Ich bequemte mich ihrem Willen, doch ich wurde meiner Sache immer gewisser, daß etwas vorgefallen sein müsse. Im Laufe des Vormittags ging ich auf mein Zimmer und entdeckte zufällig, daß die Thür nach dem Corridor verschlossen und der Schlüssel abgezogen sei. Jetzt durchschaute ich alles; ich war eine Gefangene der Gräfin; sie mußte unser Geheimniß kennen. Der Kammerdiener hat sich den ganzen Tag nicht gezeigt; ich vermuthe, er ist zum Grafen geschickt worden. — Daher beschloß ich, Dich, mein Bruder, von Allem zu unterrichten, und sandte Dir durch Jeannetten den Zettel. Allein das Gespräch mit Dir durch das Fenster konnte gefährlich werden; ich ließ daher Jeannetten spät auf mein Zimmer kommen, unter dem Vorwande, daß ich wünschte, sie möge in demselben schlafen, weil mir nicht ganz wohl sei. Als sie eingeschlummert war, legte ich leise ihre Kleidungsstücke an und ging so unerkannt durch das Zimmer der Gräfin. Jetzt aber sage ich Dich, mein Bruder, was sollen wir thun?"

„Schnelle Flucht scheint mir das einzige Rettungsmittel," erwiderte er rasch. „Wenn es möglich wäre, Smolensk in dieser Nacht zu erreichen."

„Möglich iſt das. Aber ſollen wir das Äußerſte wagen, bevor das Äußerſte uns drängt? O mein Bruder, wenngleich das heiligſte Band der frommen, einblichen Liebe und des Vertrauens zu denen, die ich als meine Ältern ehrte, ſchmerzlich zerriſſen iſt; doch fühle ich mich noch von tauſend Fäden der Gewohnheit und des Dankes gefeſſelt. Müßte ich mich heimlich, flüchtig, in der Nacht von ihnen trennen, ſo würde doch ein tiefer Schmerz in meine Seele ſchneiden, und meine Bruſt ſich von dem Vorwurf des Undankes belaſtet fühlen."

„Liebe, aber was willſt Du thun," antwortete Bernhard, „wenn Du ſelbſt eingeſtehſt, daß Du Deinen Bruder nicht anzuerkennen wagen darfſt vor Deinen Ältern? Hat denn die Liebe ihr Thun gegen Dich beſtimmt? Oder zogen ſie Dich herauf, nur um Dich zu opfern, mit Deinem ſüßen Reiz unwürdig zu markten?"

„Du ſprichſt wahr — doch die Blüthen der Liebe und Ehrfurcht, die achtzehn Jahre lang in meinem Herzen keimten, hängen feſt an dem mütterlichen Boden. Ich liebte einſt meine Ältern unbeſchreiblich, denn ich hatte nur Wohlthaten, wenngleich, jetzt fühle ich es, kalt und ſtreng zugemeſſen, von ihnen erfahren. Doch, hat das Herz auch die freie, ſchöne, heilige Liebe verloren, von den Pflichten des Dankes kann es ſich nicht freiſprechen. Das Gute, was uns geſchehen, feſſelt uns, auch wenn es nicht allein aus dem lautern Quell der Liebe floß. Bruder, rathe meiner ſchwankenden Bruſt, leihe mir Deinen feſten, männlichen Arm in dieſem Sturm widerſtreitender Gefühle, der mich niederzuwerfen droht."

Mit dieſen Worten nahm ſie wie bittend ſeine Hand und richtete das feuchte Auge zu ſeinem finſter rollenden empor.

„Du haſt Recht, Schweſter," antwortete er, „Recht mit Deinem weiblichen, duldenden, alles vergebenden Herzen; ich, mit meiner trotzigen Männerbruſt, denke anders und habe auch Recht." — „Wir müſſen fort," ſprach er heftiger, „ich zwinge Dich dazu und nehme die innere Schuld ganz auf mich. Du mußt mir folgen, Schweſter, und ſogleich; bei Gott, Du mußt!"

„Ja, ich glaube, er hat Recht," ſprach Ludwig ſanft aber dringend, und trat der Geliebten näher. „Die Rechte des Bruders ſind die heiligeren."

„Und die Deinen ſeit geſtern die heiligſten!" rief Bernhard unterbrechend. „Erröthe nicht, Schweſter, und mißtraue dieſer Wahrheit nicht deshalb, weil ſie zugleich das höchſte Glück Deiner Bruſt bildet. Ich weiß es wohl, edle Weſen zagen ſelbſt das Rechte zu thun, wenn es Eins mit ihren Wünſchen wird; aber nicht immer iſt nur das opfernde Herz das tugendhafte. Vertraue mir; ich entſcheide, aber ohne Leidenſchaft. Brich die Feſſel, die, halb von der Liebe, halb von der Gewalt geſchmiedet, die freie Entſcheidung Deines Willens hemmt."

„Nun, ſo ſei es denn," ſprach ſie nach einigen Augenblicken des innern, ſtummen Kampfes; „ich gehorche Dir, mein Bruder,"

„Und ſogleich," fiel Bernhard ein, „denn jede Minute des Verzugs bringt Gefahr."

„Und wohin willſt Du flüchten?" fragte Bianca.

„Nach Smolensk."

„Wie," rief ſie erſchreckt, „und ſchwebt dort nicht das Schwert des Todes über Eurem Haupte?"

„Seit unſre erbitterten Ankläger durch ihr furchtbar waltendes Schickſal gerichtet ſind," antwortete Ludwig, „fürchte ich von dieſer Seite her nichts mehr für uns. Nicht

unſre Schuld, ſondern der Wille uns ſchuldig zu ſehen, brachte uns Gefahr.“

„So folge ich denn auch dorthin. — Willhofen wird uns Pferde und einen Schlitten ſchaffen.“

„Wir erwarten ihn hier jeden Augenblick, weil er mich um Mitternacht zu Dir führen ſollte,“ antwortete Bernhard. — „Aber hörſt Du nichts? — Das iſt Peitſchenknall und Schellenklingen! Ganz vernehmlich!“

Bianca erblaßte. „Ein Schlitten, der ſich dem Schloßthore nähert! Das iſt mein Vater!“

„Er ſei es, oder ſei es nicht,“ rief Bernhard; „jetzt iſt nicht der Augenblick zur Flucht. Eile auf Dein Zimmer zurück, Schweſter, bevor die Ankunft des Schlittens die Leute im Hauſe weckt. Sobald es ruhig iſt, bin ich unter Deinem Fenſter.“

Er trieb ſie fort; ſie ſchwebte mit flüchtigen Schritten, kaum Athem holend, den langen Gang hinunter. Kaum war ſie in den innern Gemächern verſchwunden, als der herannahende Schlitten vor dem Thore des Schloſſes hielt und ein ſo lautes, heftiges Pochen an demſelben erſchallte, daß man keinen Zweifel darin ſetzen durfte, es ſei der Beſitzer ſelbſt, der Einlaß begehre.

Das Thor wurde geöffnet; Bernhard lauſchte durch die Spalte der halb geöffneten Thür. Zwei Männer kamen die Treppe herauf, doch ließ ein verworrenes Geräuſch von Stimmen muthmaßen, daß noch andre Ankömmlinge unten geblieben waren. Jetzt erkannte Bernhard den Kammerdiener, der, mit einem Armleuchter in der Hand, einem dicht in den Pelz gehüllten Herrn vorleuchtete. Ludwig erklärte, es ſei der Graf; auch nahm er ſeinen Weg nach den Gemächern der Gräfin. Jetzt wurde es ſtill, man hörte nichts mehr.

Eine Viertelſtunde brachten Bernhard und Ludwig in

gespannter Erwartung hin. Da pochte es leise an ihre Thür; es war Willhofen. Der wohlwollende, gewandte Alte hatte schon fast den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten errathen. Er war der Meinung, daß für diese Nacht nichts mehr zu wagen sei, ohne die Lage der Dinge gefährlicher zu machen. Deshalb übernahm er es, der Fürstin einen Zettel von Bernhard, der sie mit dem gefaßten Entschlusse bekannt machte, ins Fenster zu werfen. — Dies führte er glücklich aus, erstattete Bericht darüber und versprach, wachsam zu sein, um, sobald sich das Mindeste ereignete, Nachricht zu geben.

Allen verging die Nacht in unruhiger Spannung, die kaum einen oft unterbrochenen Halbschlummer zuließ.

Zehntes Capitel.

Die Gräfin Dolgorow hatte die Verhältnisse Blanca's zu den Gästen des Hauses vielmehr gemuthmaßt als gekannt. Durch einen Zufall war Jeannette die Verrätherin gewesen; denn diese war es, welche sich, gleich nach dem Augenblick, wo Blanca ihren Bruder zuerst erkannte, dem Gastzimmer näherte. Sie hörte laut und heftig sprechen, und vernahm die Worte: Bruder, Schwester; erstaunt stand sie still und lauschte unwillkürlich, wenigstens arglos. Da näherten sich Willhofen und einige Diener, und der Schall ihrer Schritte auf dem Corridor wurde von Ludwig vernommen, der die leiseren des Mädchens überhört hatte. Die Annäherung derselben unterbrach die ersten süßen Vertraulichkeiten der Geschwister; doch mußte Jeannette beim Eintreten

bemerken, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sei. Der Kammerdiener des Grafen, Jacques, war ihr Liebhaber; sie hatte also nichts Eiligeres zu thun, als diesem gewandten Menschen ihre Vermuthung mitzutheilen, wobei sie freilich nicht ahnte, daß sie das Glück ihrer geliebten Gebieterin so gefährdete. Doch Jacques hatte einen scharfen Blick für dergleichen Verhältnisse. „Höre, Jeannette," sprach er zu dieser, „wenn die Fürstin davon nichts äußert, so thue ja, als ahntest oder wüßtest Du nichts. Für Diener ist nichts gefährlicher, als die Geheimnisse der Herrschaften wider den Willen derselben zu erfahren. Wenn es auch Anfangs vortheilhaft zu sein scheint, späterhin bekommt es uns immer sehr übel. Man wird bisweilen auf ganz eigne Art zum Schweigen gebracht." Das eingeschüchterte Mädchen erschrak vor dieser Warnung so, daß sie in der That nicht das Mindeste gegen ihre Gebieterin äußerte; aber, so ehrlich war sie, auch gegen Niemand sonst. Jacques dagegen legte sich aufs Lauschen und stellte dies so geschickt an, daß er, bevor eine Stunde verging, wenigstens so viel wußte, daß Bianca ihr Geheimniß vor der Gräfin verbarg. Jetzt hielt er die Verhältnisse für geeignet, sie zu seinem Vortheil benutzen zu können. Er ging zur Gräfin und entdeckte dieser, Anfangs nur andeutend, doch da der hingeworfene Funke mit einer ihrer alle Erwartung gehenden Schnelligkeit zur Flamme aufschlug, im ganzen Umfange alles, was er wußte. Sie versprach ihm eine reiche Belohnung, wenn er gegen Jeden schweigen und nur ihre Befehle in dieser Sache erfüllen wolle. Jacques, habsüchtig, schlau, unternehmend, ging auf Alles ein, ohne jedoch Jeannetten, deren Ergebenheit gegen ihre Gebieterin er kannte, ein Wort davon zu sagen. So reiste er denn nach in derselben Nacht mit Briefen der Gräfin zu dem Gemahl derselben ab und war auch just

mit ihm zurückgekehrt. Die Nachricht mußte dem Grafen von der beunruhigendſten Wichtigkeit ſein, und er hatte daher ſogar den Eifer gegen die Feinde ſeines Vaterlandes für den Augenblick hintenangeſetzt, um ſeine eignen Angelegenheiten wahrzunehmen.

Er fand die Gräfin, deren ganze Krankheit wohl nur in zu großen körperlichen Anſtrengungen beſtanden hatte, noch in den Kleidern; die geiſtige Aufregung, in der ſie ſich ſeit geſtern befand, hatte ihr ihre vollen Kräfte wiedergegeben.

„Nun, was ſagen Sie zu meiner Entdeckung?“ redete ſie ihn an, als ſie ſich mit ihm allein befand; „was beſchließen Sie zu thun?“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte Dolgorow, „muß ich wiſſen, wie weit Sie deren gewiß ſind, und wie weit Feodorowna um Ihr Wiſſen weiß.“

Die Gräfin erzählte und vergaß auch die Vorſichtsmaaßregeln nicht, die ſie den Tag über getroffen hatte, um eine Zuſammenkunft der Geſchwiſter zu hindern. Dolgorow ging während der ganzen Erzählung mit untergeſchlagenen Armen, finſter vor ſich hinblickend, auf und nieder und ſchüttelte mehrmals mißbilligend das Haupt.

„Und wer von beiden Fremden ſoll denn nun der Bruder ſein?“ fragte er, als die Gräfin geendet hatte.

Mit einer Art von Beſchämung geſtand die Gräfin, daß ſie dies nicht wiſſe. Sie hatte ohne Weiteres angenommen, es ſei Ludwig, etwas, wozu die ſo mißfällig von ihr bemerkte Hinneigung Biancas zu ihm ſie ziemlich natürlich verleitet hatte. Erſt jetzt, da der Graf ihr die Frage auch mit Beziehung auf Bernhard vorlegte, ſah ſie ein, daß ſie gar keinen beſtimmten Grund für ihre Vermuthung habe.

„Wenn Sie nur die unglückſelige Maaßregel mit der halben Gefangenhaltung nicht getroffen hätten!“ ſprach Dol-

gorow mit kaum unterdrücktem Unwillen. „Ich begreife nicht, was sie Ihnen helfen konnte. Es war nichts als ein Überrest von den Gewohnheiten Ihrer mütterlichen Strenge und Willkür, die jedoch seit Feodorownas Vermählung in keinem Fall mehr an ihrem Platz sind. Wie nahm sie den Schritt auf?"

„Sie äußerte sich gar nicht darüber," erwiderte die Gräfin betreten.

„So haben wir vielleicht die Hoffnung, daß sie denselben nicht gewahr geworden ist!" fiel der Graf rasch und freudig ein.

Die Gräfin wußte das Gegentheil zwar sehr gut, da sie es aus dem Umstande entnehmen konnte, daß ihr Zimmer der Durchgang für Jeannetten geworden war; doch bestätigte sie Dolgorow's Vermuthung, um seinen ferneren, nicht eben fein gemachten Verweisen zu entgehen.

„Das rettet uns," sprach er beruhigter; „und sollte die Fürstin ja etwas bemerkt haben, so muß das Ganze als ein Versehen dargestellt werden, welches man dem Kammerdiener zuschreiben kann. — Für heute werden wir also nichts mehr unternehmen; morgen will ich selbst sehen und beobachten. Um des Himmels Willen keinen auffallenden Schritt in dieser Sache, bis wir ihn gar nicht mehr vermeiden können, oder wenigstens genau wissen, wie weit unser Geheimniß verrathen ist. Auch daß dieser Jacques etwas davon erfahren mußte, ist höchst verdrießlich. Zwar ist ihm die Wahrheit völlig unbekannt und, so weit ich bemerken kann, zweifelt er nicht daran, daß Feodorowna unsre Tochter sei, hält aber den unvermuthet zurückgekehrten Bruder für einen Sohn, den wir, wer weiß, aus welchen guten Gründen, entfernt haben mögen. Ja, ich glaube, er hatte es eigentlich im Sinne, Ihre Eifersucht durch die Ent-

deckung rege zu machen. Indessen gleichviel; sehr unangenehm bleibt es für uns, daß ein so fremder, unzuverlässiger Mensch überhaupt nur von einem Verhältniß der Art eine Ahnung hat. — Vielleicht," begann Dolgorow nach einigen Augenblicken, während welcher er schweigend und nachsinnend auf- und abgegangen war; „vielleicht war das Ganze nur ein blinder Lärm. Wer sagt uns denn, daß Jacques recht gehört hat? Jedoch um so vorsichtiger müssen wir verfahren; denn man kann ja auch nicht wissen, ob Feodorowna und ihr muthmaßlicher Bruder sich nicht schon seit längerer Zeit verstehen und Sorge getragen haben, ihre Beweise an Orten niederzulegen, die uns unzugänglich sind. Wir könnten in diesem Falle in die bedenklichste Lage gerathen. — Ja, ich bin entschlossen! Ich werde das ganze Verhältniß morgen nicht kennen. Zwar kam ich mit dem Entschluß, hier sogleich die entschiedensten und unwiderruflichsten Schritte einzuleiten, und ich denke Gräfin, Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich vor der Nothwendigkeit nicht wie ein Knabe bebe. Noch sind wir nicht so ängstlich und weichherzig in Rußland; ich weiß so gut wie Andre in diesem Reiche, daß man einen Felsblock, der uns auf unsrer Straße im Wege liegt, sprengen muß. Doch ohne Übereilung! Vielleicht gelingt es mir, einen bessern und sichrern Weg, der daran vorüber führt, zu nehmen. — Gute Nacht! Ich werde ruhiger schlafen, als ich glaubte. Noch eins, damit wir uns nicht widersprechen. Meine Ankunft hier war zufällig, hören Sie, Gräfin, zufällig! Übrigens werde ich morgen der Erste sein, der Feodorowna begrüßt und sich über die verschlossene Thür wundert."

Mit diesen Worten nahm er Abschied und ging mit Jacques, der ihn im Vorsaal erwartete, auf sein Zimmer.

Doch ließ ihn die Unruhe seines Gemüthes nicht schla-

fen; das lang ſchlummernde Bewußtſein war mächtig erwacht. Mochte jetzt Täuſchung oder Wahrheit im Spiele ſein, er lernte, daß der Saame der Schuld, möge er noch ſo tief vergraben, noch ſo weit vom Sturm der Zeit verweht ſein, doch fort und fort keimt, bis ſeine bittren Früchte reifen.

„Thor,“ redete er ſich ſelbſt an, „was machſt Du Dir für Sorgen? Deine Zwecke ſind erreicht, Du biſt im Beſitz, wer will Dich vertreiben? — Hm! Wenn aber die Ochalskoi's erführen, daß eine Täuſchung obgewaltet habe? Nur als Vater Feodorownens ſind Deine Rechte gültig! — Doch wer will ſie Dir beſtreiten? Der Einzigen die reden könnte, iſt die Lippe verſiegelt. Ruſchka ſchläft. Schreckbilder des leeren Wahns! Hirngeſpinſte!“

Dennoch folterten ſie ihn bis der Morgen anbrach.

Indeſſen waren ſeine Plane gereift, und er beſaß Gewandtheit und Kraft ſie auszuführen. Sein erſter Gang war zu Bernhard und Ludwig herüber, die er als Gäſte des Hauſes willkommen hieß. Mit der Übung des Hofmanns ſpielte er den zuvorkommenden Wirth, fragte nach ihrem Befinden, nach der Art ihrer Aufnahme, ohne auch nur mit einem Wort etwas Böſes anzudeuten. Ludwig, der die Welt weniger kannte, und deſſen grades Herz auch den Argwahn nicht ſo leicht einließ, oder ihn, wenn er auftauchte, mit ſittlichem Unwillen verwarf, hätte ſich durch dieſes Benehmen täuſchen laſſen. Bernhard dagegen wurde um ſo beſorgter, je argloſer der Graf ſich ſtellte; er verlarvte ſich daher mit derſelben Maske gegen ihn, und nahm den Schein eines ſorgloſen, ja faſt leichtſinnigen Zutrauens an, während er ſein Innerſtes aufs vorſichtigſte verbarg. Seiner Gewandtheit gelang es vollkommen, den Unbefangenen zu ſpielen; er ging ſogar ſo weit darin, daß er dem Grafen ſein Londner Abenteuer mit Bianca offen geſtand. „Ich bin Ma-

ler," ſprach er, mit der Leichtigkeit des lebensfrohen Künſtlers, „und wir betrachten ein ſchönes Angeſicht in einem gewiſſen Grade als ein Eigenthum, das uns Niemand verſagen darf. Damit müſſen Sie, Herr Graf, jene Handlung, die freilich die gewöhnlichen Geſetze der Schicklichkeit nicht zum Richter haben darf, entſchuldigen."

„Wir ſind nicht ſolche Barbaren hier in Rußland," entgegnete Dolgorow lächelnd, „um dem Künſtler dergleichen Freiheiten nicht willig zuzugeſtehen. Aber beſitzen Sie das Portrait?"

„Ich beſaß es bis vor zwei Tagen; oder vielmehr mein Freund, dem ich es, da es ſo angenehme und zugleich räthſelhafte Erinnerungen in ihm erweckte, zum Geſchenk machte. Sein Portefeuille, in dem es ſich befand, wurde ihm durch jene Elenden, denen, wie ich höre, furchtbare Vergeltung geworden, abgenommen. In weſſen Hände es gerathen iſt, weiß ich nicht."

„Mir ſind," erwiderte Dolgorow, „geſtern zwei Portefeuille's, die man bei den Gefangenen gefunden hat, überliefert worden; doch ich geſtehe, daß ich noch nicht Muße gehabt, ſie zu öffnen. Ich bin doch in der That begierig, zu ſehen, ob das Ihrige dabei iſt."

Mit dieſen Worten eilte er hinüber nach ſeinem Zimmer und kehrte bald darauf mit zwei Brieftaſchen zurück, deren eine er geöffnet in der Hand hielt. Es war Ludwigs. Der Graf hielt Bernhard das Bild entgegen und fragte: „Erkennen Sie das für Ihr Werk?"

„Wie ſollte ich nicht?"

„So iſt es billig, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen."

„Es iſt, wie geſagt, nicht mehr das meinige, ſondern das meines Freundes."

Der Graf händigte Ludwig die Brieftaſche ein, aus

welcher jedoch alle Papiere verschwunden waren. Dolgorow hatte sie erst eben jetzt herausgenommen, weil er Aufschlüsse in denselben zu finden hoffte; er entschuldigte sich damit, daß ihm das Portefeuille in diesem Zustande zugekommen sei, also wahrscheinlich Beaucaire es schon geleert habe. Das zweite Portefeuille war weder Bernhards noch Ludwigs Eigenthum; der Graf behielt es also und entfernte sich damit, um Feodorownen den Morgenbesuch zu machen.

„Es ist mir unendlich viel werth, daß dieses Bild wieder in meinen Besitz gekommen ist," sprach Ludwig. „Überhaupt wird mir so wohl und leicht; alle Gefahr scheint vorüber, und der Graf ist ein Mann, der doch wohl Zutrauen verdient."

„Wahrhaftig, man möchte lachen," rief Bernhard, „wenn die Zeit nicht besser zum Fluchen oder Beten taugte; man möchte lustig aufjubeln darüber, daß ein so gescheuter Mensch, wie Du, so ein blinder Thor sein kann. O Ludwig, Ludwig! Du bist zu gut für diese Welt — und ich fürchte, die Schwester ist es auch und läßt sich täuschen. Werdet Ihr denn ewig solche Kinder im Leben bleiben, daß Ihr Euch die Schlange an den Busen legen wollt, weil sie eine glänzende bunte Haut hat? Wollt Ihr denn niemals lernen, daß der buntgefleckte Tiger sich schlafend stellt, wenn er am tückischsten lauert? Wer deckt denn eine Fallgrube mit Ottern zu? Rosen streut man darüber! Arsenik muß aussehen wie Zucker, sonst frißt ihn keine Ratte. — Ludwig, Ludwig! Diese lächelnde Höflichkeit Dolgorow's ist mir bedenklicher, als wenn er mit gezogenem Schwert vor mir stände!"

„Du siehst Alles zu finster, Bester," entgegnete Ludwig.

„Meinst Du?" fragte Bernhard fast spöttisch. „Es bedeutet wohl nichts, daß Bianca eine Gefangene ist? — Und diese nächtliche, übereilte Ankunft? Ludwig, stände mir

das Thor offen, ich ginge lieber hinaus, wie ich hier vor Dir stehe, ehe ich noch eine Stunde länger hier verweilte. Ja, wäre nur die Schwester nicht, Du müßtest auf der Stelle mit mir fort!"

Willhofen trat ein und unterbrach ihr Gespräch mit der Frage, ob sie zum Frühstück kommen wollten. — Sie gingen.

Einige Minuten blieben sie allein im Saal; hierauf trat Dolgorow ein. Er war so höflich wie zuvor, lud ein Platz zu nehmen und servirte selbst die Chocolade.

„Unsre Damen," sprach er, stehen etwas spät auf. „Wir werden sie wohl vor Tisch nicht zu sehen bekommen. Die Gräfin war gestern unwohl, das hat auch die Fürstin um das Vergnügen gebracht, die Pflichten der Wirthin gegen Sie zu üben. Ich denke die Frauen werden heute das Versäumte nachholen."

Bernhard fragte nach dem Stande der politischen Angelegenheiten.

„Darüber sprechen wir am besten gar nicht," entgegnete der Graf höflich; „ich als Russe würde vielleicht ganz anders denken müssen als Sie, die Sie wenigstens Ihre alten Waffengenossen beim Heere haben. — Es hat ein besonderes Interesse für mich," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß ich Ihnen Beiden schon anderwärts begegnet bin. Als wir am Fuß des Simplon, über den wir," hier wandte er sich zu Ludwig, „durch Ihre Hülfe so glücklich gelangten, durch den Zufall getrennt wurden, wandte ich mich durch das Gebirge nach Bern, ging von dort aus nach Tirol und gewann die große Straße nach München. In Deutschland erlebten wir kein Abenteuer weiter, wohl aber in Warschau, wo wir fast verrathen worden wären und es uns nur nach einem mehrtägigen Versteck bei verschiedenen Freunden gelang, in der Nacht zu entfliehen."

„Auch wir waren in Warſchau,“ ſprach Ludwig.

Bernhard gab ihm einen verſtohlenen Wink, vorſichtig zu ſein, und nahm raſch ſelbſt das Wort, um ganz allgemein und unbeſtimmt über ihren Aufenthalt dort zu ſprechen. Der Graf fragte nach dieſem und jenem; er ſprach von England, erkundigte ſich nach Bernhards Reiſen, nach ſeinem frühern Wohnort, kurz, ſuchte auf geſchickte Weiſe die Lebensverhältniſſe Beider ſo genau als möglich zu erforſchen. Zwar antwortete Bernhard mit größeſter Vorſicht, doch ließ ſich nicht Alles verſchweigen, und namentlich waren Ludwigs Verhältniſſe ſehr bald ſo weit klar für Dolgorow, daß er nicht mehr zweifeln konnte, Bernhard ſei der Bruder Feodorownas, wenn es Einer dieſer Beiden war. Mit Aufmerkſamkeit beobachtete er die Geſichtszüge deſſelben, um aus der Ähnlichkeit ſeine Vermuthungen zu beſtätigen; allein hier war ihm der Zufall entgegen, da Bernhard faſt durchaus ſeinem Vater, Bianca ihrer Mutter glich, zwiſchen Beiden aber eher eine auffallende Verſchiedenheit der Phyſiognomie, als eine Ähnlichkeit ſtattfand, wenngleich ſich einige übereinſtimmende Züge allenfalls auffinden ließen. Wollte man aber danach ſuchen, ſo bot Ludwigs Angeſicht ungleich mehr Wahrſcheinlichkeit für die Verwandtſchaft dar. Bernhard hatte überdies mit Geſchicklichkeit hinzuwerfen gewußt, daß er aus Dresden gebürtig und der Sohn eines armen Cantors an der Kreuzkirche ſei, der ihm, drückte er ſich ſcherzend aus, als er vor drei Jahren verſtarb, durch ſeinen letzten Willen nichts hinterlaſſen habe, als den freien, zu gehen wohin er möge.

So blieb Dolgorow allerdings in peinlicher Ungewißheit, ob ſein Geheimniß in der That entdeckt ſei, oder ob nur zufällige Umſtände, halb verſtandene Worte oder Äußerungen dem Scheine einer Entdeckung gegeben hätten.

Um nicht durch allzu vielfältiges, ängſtliches Fragen

Verdacht zu erregen, schlug er den Gästen eine Partie Schach vor. Ludwig, der das Spiel nur sehr wenig kannte, entschuldigte sich; Bernhard nahm den Vorschlag anscheinend sehr gern an. Der Kammerdiener brachte ein Schachbret, sie setzten sich zum Spiel; Ludwig blieb im Zimmer und machte den Zuschauer.

„Ich habe einen gefährlichen Gegner," bemerkte der Graf nach den ersten Zügen; „es wird mir Mühe machen, mich zu vertheidigen."

„Ihr Urtheil nach so wenigen Zügen, Herr Graf, beweist Ihre Überlegenheit," antwortete Bernhard höflich.

Sie spielten indessen fort und schienen, obwohl Beide ihre Gedanken innerlich auf etwas ganz Andres gerichtet hatten, doch mit dem größten Antheil bei dem Spiel zu sein. Bernhard besaß Kraft des Geistes genug, um sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen und nicht durch Zerstreutheit zu verrathen, daß ihm der Sieg im Spiel in diesem Augenblick das Gleichgültigste auf der Erde sei.

So vergingen die Vormittagsstunden, die Tafelzeit kam heran. Die Gräfin so wie Bianca sollten bei Tisch erscheinen. Als der Graf am Morgen bei der Tochter gewesen war, hatte er davon als von einer nicht abzuweisenden häuslichen Pflicht gesprochen, die gestern nur durch die Unpäßlichkeit der Gräfin unterbrochen werden durfte. Bianca, welche jedoch die Gewandtheit Dolgorow's, sich zu beherrschen und die verschiedensten Formen seines Wesens anzunehmen, schon aus seiner früheren diplomatischen Laufbahn kannte, ließ sich durch sein argloses Benehmen nicht täuschen. Vollends aber als er den Versuch machte, durch die Thür, welche den eignen Ausgang für ihr Zimmer bildete, zu gehen und sich erstaunt stellte, daß sie verschlossen sei, erhielt sie die völligste Gewißheit, daß er sich verstelle, zumal da er sogleich und

mit einem gewissen Eifer, den ein gleichgültiger Umstand nicht hätte erregen können, Jeannetten befahl, den Kammerdiener zu fragen, ob er den Schlüssel habe, und Sorge zu tragen, daß geöffnet würde. Indessen ging er und bald darauf wurde die Thür in der That geöffnet. Bianca aber wußte nur zu gut, daß sie dadurch nicht ihre wirkliche Freiheit, sondern nur den Schein derselben zurückerhalten habe, und daß man jetzt ihre Schritte um desto sorgfältiger beobachten werde. Dennoch erschien ihr die Flucht nicht unmöglich, und überdies war es das einzige Mittel, welches ihr übrig blieb. Ihr Herz suchte daher mehr einen Rath als ihr Verstand. Sie mußte alte, heilige Pflichten brechen, neue, unendlich theure übernehmen; Ältern, Vaterland, selbst den Namen sollte sie plötzlich lassen und in eine ganz andre Welt treten. So mächtig ihr Herz sie dorthin zog, jetzt im Augenblick der Entscheidung empfand ihre edle Seele erst, mit wie unzähligen, unsichtbaren Fäden das Leben uns umspinnt, die erst dann uns halten und fesseln, wenn wir sie für immer zerreißen sollen. In dieser Bedrängniß schrieb sie an Gregor, ihren väterlichen Freund und Rathgeber, den Mitkundigen des Geheimnisses, und bat ihn dringend, sobald es ihm irgend möglich sei, nach dem Jagdschloß zu kommen. Doch war sie so vorsichtig, ihm den Grund ihrer Bitte nicht zu melden. Sie wußte, einer so dringenden Aufforderung folge er doch. Willhofen versprach den Brief durch einen sichern Boten zu besorgen und meldete eine Stunde darnach, daß es ihm gelungen sei.

Jetzt fühlte sich ihr Herz wunderbar erleichtert; ihr Vertrauen zu dem theuren Lehrer war unbegrenzt; sie empfand daß seine Gegenwart ihr Schutz und Rettung gewähren würde, denn es war seine Pflicht ihr Beides zu bieten, und wo diese ihn aufforderten, wußte sie, war sein Muth unerschütterlich.

Sie ging mit ihrer Mutter ins Tafelzimmer. Hier sah sie Ludwig und Bernhard nach der jetzt für ihr Herz so langen Trennung wieder. Es pochte in heftiger Wallung, doch gebot sie ihren Gefühlen mit angestrengter Kraft, um sich nicht zu verrathen. Freundlich, wohlwollend durfte sie ja sein, denn sie war es ja immer, und jetzt konnten dankbare Regungen ihr überdies den gültigsten Vorwand dazu leihen. Die Übung der vornehmen Sitte half ihr die Stunden des Mittagessens überwinden, ohne durch irgend etwas ihre Stimmung zu verrathen. Die Gewandheit des Bruders, der sich des Gespräches bemächtigte, es auf Schottland und England, auf seine Reisen daselbst, auf die Kunst im Allgemeinen leitete und so auch Ludwig, der über ernste, Nachdenken erfordernde Gegenstände, immer mit Einsicht zu sprechen wußte, hineinzog, kam ihr trefflich zu Hülfe. Dolgorow selbst verlor einen Theil seines Argwohns und überließ sich der Hoffnung, daß alle angeregten Besorgnisse auf zufälligen Umständen beruhten. — Man stand endlich von der Tafel auf, und die Frauen waren im Begriff sich zurückzuziehen. Da erhaschte Bianca einen, wie sie glaubte unbewachten Augenblick und flüsterte Bernhard die Worte zu: „Sei getrost, ich habe Hoffnung zu einer glücklichen Wendung unsres Schicksals."

Doch Dolgorow, der eben von Jacques gebrachte Briefe geöffnet hatte und las, warf zufällig einen Blick über das Papier auf einen Spiegel, in dem er Bernhards und Biancas Gestalten ganz erblickte. Er sah ihre vertraute Annäherung, bemerkte ihr Flüstern und die Bewegung, welche die Worte auf Bernhards Angesicht erzeugten. Zwar hatte er keine Sylbe vernommen, aber in der Miene Beider gewahrte er den Ausdruck einer Vertraulichkeit, welche nur durch das innigste Verhältniß erzeugt werden konnte und um so

mehr auffiel, als Beide, da sich die Thür unvermuthet öffnete, plötzlich den Ausdruck ihrer Züge änderten und die förmliche Haltung der Höflichkeit wieder annahmen.

Was hier vorgegangen war, war zwischen der Fürstin Ochalskoi und einem Fremden ohne Rang und Namen unmöglich. Daher hatte Dolgorow plötzlich den unwidersprechlichsten Beweis für den Grund seines Argwohns in der Hand. Er überraschte ihn, da er fast schon davon zurückgekommen war, so mächtig, daß er, der unter den schwierigsten und gefährlichsten Umständen besonnen und kalt blieb, auf einen Augenblick die Fassung verlor und sich eine heftige Bewegung und einen halb erstickten Laut des Erstaunens entschlüpfen ließ. Doch eben so schnell wie er die Ruhe verloren hatte, gewann er sie auch wieder, indem er zum Schein den Ausruf wiederholte und heftig auf den Boden stampfte, aber die Miene annahm, als seien es die Nachrichten, die er durch die Briefe empfing, welche ihn bewegten. „Es ist unerhört! unverzeihlich!" rief er aus und drückte den Brief ingrimmig zusammen; „man möchte rasend werden über solch ein Verfahren!"

Sogar Bernhard ließ sich durch diese Maske täuschen und ahnte nicht, daß das Geheimniß in diesem Augenblick enthüllt und verrathen war. Geschickt auf die Stimmung des Grafen eingehend, sprach er halb fragend halb theilnehmend: „Sie erhalten so unangenehme Nachrichten, Herr Graf?"

Dieselbe Frage that die Gräfin, wiewohl mit größerer Bestimmtheit.

„Was kann es sein," erwiderte Dolgorow, „als neue Ursachen zu den alten Klagen. Durchaus verkehrtes Verfahren, unsinnige Änderungen, widersprechende Bestimmungen, die alles kreuzen und lähmen, was man mit eigner Kraft

aus Liebe zum Vaterlande unternimmt! — Verzeihen Sie, aber ich muß einige Zeit allein sein, um den Unwillen in mir austoben zu lassen."

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging auf sein Zimmer, während zugleich die Damen die ihrigen aufsuchten. Bianca nahm indeß mit den tröstenden, freundlich gesprochenen Worten Abschied: „Ich hoffe wir sehen uns beim Thee wieder."

Kaum war Dolgorow auf seinem Zimmer angelangt, als er dem Kammerdiener schellte, um ihn nochmals über alles das genau zu befragen, worauf er seine Vermuthungen gegründet habe.

Jacques, der längst merkte, wie wichtig die Angelegenheit dem Grafen sei, verschwieg, theils um das Verdienst der Entdeckung mit Niemandem zu theilen, theils um sich Jeannettens Gunst zu erhalten, nicht nur was diese ihm gesagt, sondern daß sie ihm überhaupt das Wichtigste vertraut hatte. Daher waren dem Grafen seine Aussagen völlig ungenügend. Er hieß ihn gehen und blieb sinnend in seinem Zimmer, indem er sich quälte ein Mittel ausfindig zu machen, um die Wahrheit zu entdecken. Plötzlich leuchtete es ihm hell auf. „Thor!" rief er, „wie kannst Du so stumpfsinnig sein und nicht gleich darauf verfallen! Entweder er oder sie müssen irgend Briefe, Documente, oder sonst Erkennungszeichen hier haben, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, daß sie einander aufgefunden hätten! — Das muß mir Licht geben. Zuerst wollen wir das Leichtere versuchen und Feodorownas Zimmer in der Stille durchsuchen."

Er schellte. Jacques trat ein.

„Ist die Fürstin auf ihrem Zimmer?"

„Nein; Ihre Durchlaucht arbeiten bei der gnädigen Gräfin."

„Es ist gut! — Ihr könnt gehen.“

So wie der Kammerdiener fort war, zündete Dolgorow eine kleine Blendlaterne an, nahm sie unter den Mantel und eilte auf Biancas Zimmer. Es gelang ihm unbemerkt einzutreten. — Sogleich schloß er die Thüren nach beiden Seiten ab und begann die Untersuchung. Er hatte einige Hauptschlüssel zu sich gesteckt, denen so leicht kein Schloß widerstand, und die er von seinem gefährlichen, diplomatischen Verhältniß her besaß, wo er die Papiere seiner Untergebenen stets insgeheim aufs sorgfältigste bewachte, um sich ihrer Treue zu versichern. Mit Hülfe dieser Werkzeuge gelang es ihm bald Biancas verschlossenen Schreibtisch zu öffnen. Nach kurzem Suchen fand er unter ihren Briefen den von Ruschka an sie obenauf liegen, da sie ihn erst vorgestern wieder zurückgelegt hatte. Dieser hob alle Zweifel; und da er vollends das Portefeuille entdeckte und öffnete, in dem die Portraits beider Ältern sich befanden, deren Ähnlichkeit mit den Kindern nicht zu verkennen war, so bedurfte es weiter nicht der mindesten Erklärung oder Nachforschung, um zu wissen, daß Bernhard der aufgefundene Bruder sei. — Sorgfältig legte er Alles an seinen Ort, schloß die Thüre wieder auf und eilte auf sein Zimmer zurück.

Jetzt beschäftigten ihn die Entwürfe, wie er das keimende Unheil am besten zu ersticken vermöge. Sein Plan war bald gefaßt. Er mußte Feodorownas Lippe eben so versiegeln wie Ruschkas durch Drohungen gegen das, was ihr das Theuerste auf der Erde war. Die Aufgabe war für den Gewissenlosen leicht, nur hatte er die Mittel nicht sogleich in Händen. Bernhard und Ludwig mußten das Loos der im Schloß befindlichen gefangenen Franzosen theilen. Dann sollte ihr Schicksal davon abhängig gemacht werden, ob Feodorowna auf die Hostie schwören wolle, das Geheim-

niß ihrer Geburt niemals zu verrathen. Doch dazu bedurfte es einer stärkern Mannschaft, als man im Schloß hatte. Außer den Dienern, unter denen die meisten Leibeigene Feodorownas waren, auf die sich Dolgorow in einem entscheidenden Falle nicht unbedingt verlassen konnte, war keine Mannschaft im Schloß. Bernhard und Ludwig allein vermochten einen so entschlossenen Widerstand zu leisten, daß man wenigstens gezwungen werden konnte sie zu tödten, und alsdann war die Bürgschaft für das Geheimniß verloren. Feodorownas Leben selbst aber durfte Dolgorow nicht gefährden, theils weil ihre Leibeigenen in solcher That einen furchtbaren, nicht zu versöhnenden Frevel gesehen hätten, theils weil er voraussah, daß die Gräfin ihre Zustimmung versagen werde, endlich aber auch weil er selbst hier das innere Maaß seines frevelhaften Wollens erschöpft fühlte. Denn Jeder, auch der Verderbteste, trägt eine Grenze seines frevelnden Wollens in sich, die er nicht zu überschreiten wagt. Selbst der tiefste Abgrund der Verbrechen erschöpft sich und erreicht einen Punkt, wo das heilige Gebot der Sittlichkeit sich so unbesiegbar geltend macht, daß der Entartetste, und sollte er darüber die Frucht aller seiner frühern Freval verlieren, sollte er selbst der irdischen Vergeltung anheimfallen, dennoch die Willenskraft zum Bösen gelähmt fühlt und den letzten Streich, der ihn ans Ziel bringen soll, nicht zu führen wagt. So greift der unsichtbare Arm des Allmächtigen selbst, in das Getriebe verbrecherischen Thuns, und gebietet einen unwiderruflichen Stillstand.

Dolgorow's Plan war gefaßt. Er beschloß eine hinlängliche Mannschaft in die Nähe des Schlosses kommen zu lassen, um jeden Widerstand zu beseitigen. Dann sollten Ludwig und Bernhard ins Freie gelockt, unvermuthet überfallen, ergriffen, geknebelt und in möglichster Stille abge-

führt werden, so daß Niemand im Schlosse dessen gewahr würde. Wenn man so den tieferen Wald erreicht hätte, wollte ihnen Dolgorow erklären, daß ihr und Feodorownas Schicksal von der Bewahrung seines Geheimnisses abhange, und sie dann mit den übrigen Gefangenen in das Innere des Landes abführen lassen. Erst nachdem alles abgethan sei, solle Feodorowna den Hergang der Dinge erfahren, und alsdann würde es ein Leichtes sein, ihr das Geständniß des unverbrüchlichen Geheimnisses durch Bedrohung der Gefangenen abzudringen.

Willhofen war ein verdächtiger Zeuge für Dolgorow. Er beschloß daher sich desselben zu entledigen und zugleich durch ihn seinen Zweck zu fördern, indem er eben ihn zum Boten wählte, um den Befehl zu überbringen, daß die Mannschaften aufs Schloß kommen sollten, zugleich aber dem Förster, der diesen Theil der zum Landsturm versammelten Bauern befehligte, den Auftrag gab, Willhofen nicht mit zurückzusenden, sondern ihn bis auf weitere Bestimmung anderweitig zu beschäftigen.

Dem wohl überlegten Entschluß folgte die rasche That. Er schrieb den Befehl, versiegelte ihn, schellte und ließ, da Jacques eintrat, Willhofen rufen.

„Hier ist ein dringender Brief zu bestellen, Solanow," redete er ihn an. „Du mußt sofort satteln und reiten. Ich mache Dich verantwortlich dafür, daß der Befehl binnen drei Stunden spätestens eingehändigt ist."

Der Alte verbeugte sich stumm, nahm den Brief und ging.

Jetzt schöpfte Dolgorow Athem! Die Gefahr schien abgeleitet, die drohende Wolke getheilt. Er ahnte nicht, daß sein Plan gescheitert war, noch ehe er zur Ausführung kam!

Eilftes Capitel.

Denn Bianca wußte ſchon, daß und wie ſie verrathen war. Jeannette nämlich hatte in dem Zimmer der Fürſtin geſeſſen und gearbeitet; als das Licht ihr zu fehlen anfing, ſetzte ſie ſich auf einen Lehnſeſſel in der, bei den ſtarken Mauern des Schloſſes ſehr geräumigen Fenſtervertiefung, und arbeitete, ſo lange ſie ſehen konnte. In der Dämmerung hörte ſie auf und ſank, da ſie einige Zeit müßig ſitzen blieb, in Schlummer. Plötzlich wird ſie durch ein Geräuſch geweckt, richtet ſich auf, ſieht ein ſeltſam flackerndes Licht im Zimmer und bemerkt mit Erſtaunen den Grafen, der vor dem geöffneten Schreibtiſch der Fürſtin ſteht. Unwillkürlich der Zeuge dieſer Handlung, fürchtet ſie ſich zu verrathen; die großen ſeidnen Vorhänge bedecken die Fenſter ſo, daß ſie gar nicht bemerkt werden kann. Sie beſchließt daher, ſich nicht zu regen und ſich ſchlafend zu ſtellen. Doch beobachtet ſie alles, was Dolgorow vornimmt. Endlich geht er, nachdem er zuvor beide abgeſchloſſen geweſenen Thüren leiſe wieder geöffnet hat. Dieſer Umſtand muß das Mädchen davon überzeugen, daß hier etwas Geheimnißvolles gegen die Fürſtin, deren traurig geſpanntes Verhältniß zu den Ältern ſie ja längſt kennt, unternommen worden iſt. Sie verbindet die Umſtände mit dem, was ſie belauſcht, was ſie Jacques vertraut hat; ſie beſorgt durch ihre Unvorſichtigkeit die ſo aufrichtig von ihr geliebte Gebieterin gefährdet zu haben, ihr Gewiſſen läßt ihr keine Ruhe, ſie muß derſelben geſtehen, was ſie zu wiſſen glaubt, und was ſie geſehen hat. Mit dieſem Vorſatz, durch die treueſte Aufrichtigkeit wo möglich ihren Fehler gut zu machen, will ſie zu der Fürſtin eilen, als dieſe ſelbſt unver-

muthet eintritt. Jeannette erzählt, was geschehen ist. Bianca ahnet den Zusammenhang, sie sieht ein, daß sie völlig verrathen ist, daß sie keine Zeit verlieren darf. Sogleich beschließt sie mit ihrem Bruder zu sprechen. Jeannette muß das Zimmer schließen und erhält den Auftrag, sobald sich Jemand an der Thür vernehmen lasse, zu antworten, die Fürstin sei im Umkleiden begriffen, es könne jetzt Niemand eintreten. Während dessen eilt Bianca, durch dieselbe Kopfbedeckung Jeannettens, die sie ihr gestern während des Schlummers heimlich entwendet hatte, vor dem Erkennen geschützt, durch das Halbdunkel des Corridors begünstigt, auf Bernhards und Ludwigs Zimmer und erzählt diesen, was geschehen ist. Flucht noch in dieser selben Nacht wird beschlossen; Gregor wird die Hülflosen aufnehmen, wenn es gelingt seine Wohnung zu erreichen, bevor er den Weg zu dem Schlosse angetreten hat, oder wenn der Zufall es so glücklich fügt, daß man ihm begegnet. Schlägt diese Hoffnung fehl, so bleibt Smolensk, das noch von den Franzosen besetzt ist, als Zufluchtsort übrig.

Willhofen soll der Begleiter auf der Flucht sein. Er wird von allem unterrichtet und verspricht Pferde und einen Schlitten bereitzuhalten. Um das Nöthige dazu vorzubereiten hat er eben das Zimmer verlassen, als ihm Jacques begegnet und ihn zum Grafen ruft. Mit einer Ahnung dessen, was geschehen soll, tritt er zu diesem ein, doch bewahrt er seine völlige Ruhe und gewohnte Haltung. Ohne Verdacht übergibt ihm Dolgorow den Brief, den Willhofen aber sogleich in Bernhards Zimmer hinüberträgt, wo Bianca noch verweilt. Man öffnet ihn; Bianca liest den russisch geschriebenen Befehl; Dolgorow's Absicht ist unzweifelhaft. Bernhard ahnet seinen Plan, wenngleich nicht in seiner vollen Abscheulichkeit, da der Edle nie so tief in die Seele des

Frevlers eindringt, um seine Entwürfe in ihrem ganzen Umfange zu übersehen.

Jetzt drängt der Augenblick, es ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Flucht muß noch in dieser Stunde geschehen. Während Willhofen hinuntereilt, um unter dem Vorwande, sein Pferd zu satteln, die Rosse an den Schlitten zu spannen, versieht sich Bianca auf ihrem Zimmer mit dem Nothwendigsten. Sie kann jetzt nicht umhin, Irenmetten zur Mitwisserin zu machen; diese will nicht von der Gebieterin weichen, sondern sieht mit Thränen ihr Schicksal theilen zu dürfen. Bianca muß einwilligen, sie mitzunehmen, um so mehr als von Dolgaroff's Zorn Alles für das Mädchen zu fürchten ist, wenn er nur eine Ahnung hat, daß sie sein Geheimniß verrathen haben könnte. Diese packt daher in größter Eile Kleidungsstücke und was sonst unentbehrlich scheint, zusammen, während die Gebieterin sich mit Geld versieht und ihre Juwelen, Papiere, Briefe und Andenken in ein Kästchen sammelt. Bernhard und Ludwig haben sich indessen auf Willhofen's Anweisung mit Pistolen, die den bewaffneten Bedienten zugehören, versehen. Ludwig geht hinunter in den Hof, um, sobald Willhofen sich zu Pferde setzt, diesem mit dem Schlitten zu folgen. Bernhard eilt zu der Schwester hinüber, um sie hinabzuführen. Ein Zeichen, welches er von ihrem Fenster aus giebt, zeigt denen im Hofe an, daß die Frauen bereit sind.

In angstvoller Spannung stand Ludwig im Hof und hielt die Blicke unverwandt auf Bianens Fenster gerichtet. Die dringende Gefahr des Verzugs, die an einem Haar hängende Möglichkeit, verrathen zu werden, der Sturz in das tiefste Elend, der dann auf die schönen Träume einer namenlosen Seligkeit folgen mußte, alles dies verwandelte der auf die Folter gespannten Erwartung die Secunden in Ewig-

keiten. Endlich trat Bernhard mit einem Licht an das Fenſter und verlöſchte es an demſelben. Das war das verabredete Zeichen. Willhofen ſchwang ſich zu Pferde und ritt gegen das Thor zu, das er zu öffnen befahl. Ludwig folgte ihm mit dem Schlitten; unter dem Thorweg, an der Treppe, ſo lautete die Verabredung, ſollte er halten und Bianca und Bernhard aufnehmen und dann, ſo raſch die Roſſe es vermöchten, dem voranſprengenden Willhofen folgen. Daß ſie nicht ſogleich verfolgt werden konnten, dafür hatte der vorſichtige Willhofen dadurch geſorgt, daß er das Geſpann und Zaumzeug aller übrigen Pferde, die im Schloß ſtanden, zuſammengerafft und über eine eingeſtürzte Stelle der Mauer in den Schloßgraben geworfen hatte, der zwar zugefroren war, wo aber Niemand dieſe Geräthſchaften ſuchen konnte. Es war daher zu erwarten, daß ſie vor Tagesanbruch ſchwerlich gefunden würden. Die Dunkelheit begünſtigte das Unternehmen; leiſe, da man den Tritt der Roſſe auf dem Schnee kaum hörte, gelangte Ludwig bis an den Thorweg. Willhofen war ſchon außerhalb deſſelben und hielt an der Brücke. Beim halbdüſtren Schein der Lampe, die das Flurgewölbe erhellte, ſah Ludwig mit pochendem Herzen drei Geſtalten auf den Stufen der Treppe ſtehen. Er hielt an. „Biſt Du's, Bernhard?" flüſterte er. „Wir ſind's," war die Antwort und zugleich näherte ſich Bianca, um einzuſteigen.

Da ertönte plötzlich Dolgorow's furchtbare Stimme: „Verrätherei! Auf! Herbei! Sperrt das Thor, ergreift die Verräther!" In demſelben Augenblick blitzte ein gezückter Säbel über Bernhards Haupt, und von dem Hiebe getroffen, ſtürzte dieſer zu Boden. Bianca that einen lauten Schrei, warf ſich über den Niedergeſunkenen hin und dem zum zweiten Streich ausholenden Arm Dolgorows entgegen.

„Um des erbarmenden Gottes Willen, haltet ein — er

ist mein Bruder!" rief sie mit einem Tone, der die Seele zerriß.

Ludwig erstarrte. Doch schnell faßte er sich, sprang vom Schlitten, riß das Pistol aus dem Gürtel und schoß nach Dolgorow. Er traf ihn leicht an der Schulter, so daß dieser einen Augenblick wankte und zurücktrat. „Flüchte, Unglückselige," rief Ludwig jetzt und wollte Bianca umfassen, doch schon waren drei Diener, die in der Gesindestube nächst dem Thor gesessen hatten, herbeigeeilt und rissen ihn von hinten zu Boden. „Packt die Frevler! Bindet sie!" rief Dolgorow wüthend, und die Diener, die sich schnell durch einige vom Hofe Herbeieilende vermehrten, warfen sich über die Unglücklichen her. Er selbst ergriff Bianca, riß sie empor und trug sie, da sie sich sträuben wollte, mit Gewalt die Stufen herauf. Ihre Kraft brach in ihrem Schmerz; sie vermochte keinen Widerstand zu leisten. Jeannette folgte der Gebieterin. Die Diener, ohne weitren Befehl abzuwarten, rissen den bewußtlosen Bernhard und den betäubten Ludwig mit sich fort und schleppten sie dem Grafen nach.

Auf dem obern Corridor begegnete ihnen die Gräfin, die den Schuß und das Getöse gehört hatte, ohne die Ursach zu wissen, und jetzt aus ihrem Zimmer eilte, um sie zu erfahren.

„Nehmen Sie Ihre Tochter zu sich, Gräfin," rief Dolgorow, „die Ehre unsres Hauses steht auf dem gefährlichsten Spiel."

„Nicht Eure Tochter!" rief Feodorowna, der die Besinnung zurückkehrte, außer sich vor Schmerz; „ich erkenne Eure Rechte nicht mehr an! Ihr habt meinen Bruder gemordet!" Heftig entrang sie sich jetzt den Armen des Grafen und eilte zurück, den Dienern entgegen, welche Bernhard und Ludwig herbeischleppten. „Ihr seid meine Vasal-

len," rief sie diese mit einer Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, an; „ich gebiete Euch, diese Unglücklichen frei zu lassen und dem Blutenden Hülfe zu leisten!"

Dolgorow war ihr nachgestürzt. „Wer meinem Befehl nicht gehorcht," drohte er mit hoch empor gehobenem Säbel, indem er die Stimme furchtbar erhob, „dem spalte ich das Haupt! Wer wagt es mir zu trotzen!"

Die Leibeigenen der Fürstin standen unschlüssig, da sie zwischen Furcht und Pflichtgefühl schwankten. Zwei von Dolgorow's eignen Leuten jedoch beugten sich sklavisch demüthig und sprachen: „Unser Gebieter soll uns nur befehlen, was wir zu thun haben."

„Ich that es schon," herrschte Dolgorow sie ergrimmt an; „bindet diese Hunde und werft sie in das tiefste Gewölbe des Schlosses hinunter!"

„Nein, es ist unmöglich," rief Bianca aus und umschlang den Bruder mit beiden Armen und drückte sein blutendes Haupt an ihre Brust; „ich lasse Dich nicht, mein Bruder, Du sollst in meinen Armen sterben."

Von einer scheuen Ehrfurcht ergriffen, traten jetzo selbst die rohen Leibeigenen zurück und schienen eine höhere Pflicht als die des sklavischen Gehorsams zu empfinden.

Dolgorow stampfte erbittert mit dem Fuß. „Werft sie mit hinab, wenn sie ihn nicht lassen will!" rief er ingrimmig und schritt selbst auf die Unglückliche zu, um sie von dem Herzen des Bruders zu reißen.

Ludwigs Brust wurde bei diesem Anblick von unnennbaren Qualen durchschnitten. Da durchdrang ihn plötzlich das Gefühl von der Allgegenwart des höchsten Richters, und in der sittlichen Kraft seiner Überzeugung richtete er sich stolz zwischen den Sklaven, die ihm die Arme gefesselt hielten, auf, und rief dem Grafen mit der Überlegenheit der Tugend zu:

„Halten Sie ein! Fürchten Sie eine Vergeltung! Der Allmächtige ist Zeuge jeder That; seiner Gerechtigkeit entflieht Niemand!"

Dolgorow wandte sich stolz um. Er fühlte seine Brust getroffen, ja er empfand zum ersten Mal in seinem Leben jenes still geheime Grauen des frevelhaften Bewußtseins. Aber eben darum sträubte sich sein verhärteter Sinn dagegen wie gegen eine schimpfliche Furcht, und er suchte seine Bewegung hinter dem verdoppelten Übermuth zu verbergen. Mit höhnischem Auflachen erwiderte er daher: „Meint Ihr? Ich denke Euch aber zu zeigen, daß man meinem Zorn und meiner Gerechtigkeit noch weniger entflieht!"

In diesem Augenblick ließ sich plötzlich von unten her ein dumpfes Getöse und ein lautes Brausen verworrener Stimmen vernehmen.

Alle stutzten überrascht und lauschten; der Lärmen näherte sich.

„Was giebt's da?" rief Dolgorow. „Gehe Einer von Euch hinab und sehe zu, was der Lärmen bedeutet!"

Eben wollte einer der Leute dem Befehl gehorchen, als man die Schaar schon die Treppe mit Geschrei heranstürmen hörte. Ein zuckender, flammender Feuerschein in den Gewölben verrieth, daß sie mit Licht oder Fackeln kämen.

Dolgorow, beunruhigt, eilte jetzt selbst der Treppe zu. Das Geschrei und Getümmel der Heraufstürmenden wuchs mit jedem Augenblick.

„Hier, hier!" rief eine starke Stimme; „mir nach!"

Ludwig erkannte Willhofen's Stimme. Eine Ahnung, daß er Rettung bringe, durchzuckte seine Brust. Doch kaum hatte der Gedanke gekeimt, als ein Schuß und gleich darauf ein zweiter und nach diesem ein furchtbares Wuthgeschrei ertönte.

Dolgorow, auf den die Schüsse gefallen waren, kehrte vollen Laufs zurück; er hielt sich die getroffene Seite, doch schwang er noch muthig den Säbel und rief die Bedienten zur Hülfe auf. Diese waren unbewaffnet und zauderten.

„Fechtet, oder ich selbst stoße Euch nieder," tobte Dolgorow und stampfte mit dem Fuß, daß das Gewölbe dröhnte.

Die erschrockenen Sklaven ließen Ludwig und Bernhard los und eilten zu ihrem Herrn heran. Da erfüllte plötzlich heller, rothleuchtender Fackelschein das ganze Gewölbe und Ludwig erkannte den getreuen Willhofen, der, in der Rechten den Säbel, in der Linken einen hellen Brand schwingend, eben auf der Höhe der Treppe sichtbar wurde. Raschen Laufs drang er vorwärts, eine Menge Leute mit Knütteln und Stangen hinter ihm her. Sie stürmten wild auf Dolgorow und die Seinigen ein; diese ergriffen die Flucht und stürzten den Corridor hinunter. Dolgorow wollte Stand halten; doch er wurde überwältigt, zu Boden geworfen, die Schaar drang vor, und bevor Ludwig sich besinnen konnte, ergriff Willhofen seine Hand, schüttelte sie fröhlich und rief jubelnd: „Wir sind gerettet, Herr!"

Ludwig sank dem Getreuen an die Brust und hielt ihn in trunkener Beklemmung der Freude umfaßt.

Bianca kniete auf dem Boden; das Haupt des niedergesunkenen Bruders lag in ihrem Schooß, sie faltete die Hände über seinem blassen, blutigen Antlitz, ihre bebenden Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen, doch in ihrem emporgerichteten Auge glühte der reinste Dank gegen den Allgütigen. „Bruder, nur Du öffne das Auge wieder!" stammelte sie nach einigen Augenblicken und suchte ihm das gesunkene Haupt emporzurichten. Da kehrte ihm die Besinnung zurück, er schlug das Auge auf und fragte; „Wo bin ich?"

„Am Herzen Deiner Schweſter," rief Bianca mit dem Jauchzen der Freude und ihre wallende Bruſt vermochte kaum zu athmen.

Ludwig hatte ſich zu ihr niedergebeugt und half ihr den Ermatteten emporrichten. Er wiſchte ihm mit ſeinem Tuch das Blut von der Stirn und fragte: „Schmerzt Dich die Wunde? Iſt ſie tief?"

„Nein, Beſter," ſprach Bernhard, „mir iſt recht leicht und wohl. Aber was iſt geſchehen?"

„Noch weiß ich es ſelbſt kaum," erwiderte Ludwig, „aber zuerſt muß Dir Hülfe werden."

Der Freund und die Schweſter leiteten ihn auf ſein Gemach. Hier wuſch ihm Bianca ſelbſt die Wunde und verband ſie mit ihrem Tuch. Während deſſen trat Willhofen ein. Ludwig deutete auf ihn und ſprach: „Dieſer iſt unſer Retter: aber wie er es wurde, hat er uns noch nicht erklärt."

„Wahrhaftig, ich weiß es ſelbſt kaum," entgegnete Willhofen. „Ich hielt draußen auf der Brücke und wartete auf Euch, lieber Herr, als ich plötzlich ein lautes Schreien und gleich darauf einen Schuß hörte. Da wandte ich mein Pferd um und ſah die Leute aus der Thorwärterſtube nach dem Schlitten ſtürzen. Nun wußte ich, was es gab. Unſchlüſſig, ob ich fliehen oder bleiben ſollte, ſah ich von draußen den Lärm mit an. Als aber alle die Kerle die Treppen heraufſtürzten und der Thorweg leer ward, kam mir der Gedanke: Die gefangenen Franzoſen müſſen uns helfen! Wie der Sturmwind ſprenge ich in den Hof; der Kerl mit ſeiner alten Muskete, der vor der Thür des Gewölbes, wo ſie eingeſperrt ſind, Schildwache ſtand, war ſich keines Angriffs gewärtig; denn vom Pferde ſpringen, ihn zu Boden werfen, ihm das Gewehr entreißen und ihm mit einem Kolbenſchlag das Hülfe-

schreien verbieten, war eins. Das Thor ist nur von außen verriegelt; ich reiße die Riegel zurück, springe hinein, in der zweiten Thür steckt der Schlüssel, ich öffne und die Gefangenen sind frei. Schnell raffe ich das Bischen Französisch, das ich von meiner Jugend her weiß, zusammen und frage, ob sie Muth hätten sich frei zu machen? Ich brauchte beim Henker nicht zwei Mal zu fragen. „So kommt," rief ich, und sie folgten mir in den Hof. Als ich sie im Freien hatte, führte ich sie an einen Haufen Knüppelholz, der gleich rechts in der Ecke liegt und hieß sie sich rasch tüchtige Knüttel nehmen und dann mir nach dem Thor folgen. Indessen laufe ich voraus, schließe das Außenthor ab, damit mir die Bursche nicht etwa vor der Nase alle zum Teufel in den Wald hinaus liefen und uns im Stich ließen, reiße aus dem Ofen der Wächterstube ein Paar Brände heraus und trommle und winke sie nun herbei. Sie stürzen pfeilgeschwind heran, mir nach, die Treppen mit wildem Geschrei herauf und — das Übrige wißt Ihr ja. Jetzt sind wir des Schlosses Meister. Aber wir thun doch wohl noch in dieser Stunde abzuziehen, denn man kann nicht wissen was die nächste bringt."

„Braver Bursche," rief Bernhard, „Du bist ein Deutscher geblieben, mitten in Rußlands Steppen. — Ich fühle mich kräftig genug, Freunde, laßt uns eilen das Freie zu gewinnen."

„Der Schlitten ist noch angespannt," antwortete Willhofen, „wir können Augenblicks fort. — Aber horch, was ist das?"

Man hörte am Thor pochen und draußen Peitschenknall und das Schellengeläute eines Schlittens.

Alle erschraken.

„Nur ruhig! Wir wollen sehen, wer es ist," sprach Willhofen; „sind es ihrer Viele, so lassen wir sie nicht ein.

Gegen Wenige behalten wir die Übermacht, denn unsre Feinde hier sind schon unschädlich gemacht. Damit ging er hinaus, um aus einem der vordern Fenster zu sehen, wer sich nahe."

Nach drei Minuten kehrte er wieder und berichtete: „Gefahr hat es nicht, gnädigste Fürstin, es ist der Vater Gregorius!"

„Den sendet mir der Himmel selbst!" rief Bianca. „O des gütigen Greises, der die Nacht und den Winter nicht scheut, um meiner Bitte so schnell er es vermag, zu willfahren. — Öffne, öffne — nein, ich selbst will ihm entgegen."

Sie eilte so rasch hinab, daß Willhofen ihr kaum zu folgen vermochte. Nach wenigen Minuten kehrte sie an der Seite des Greises, dem sie sich wie eine liebende, vertrauende Tochter anschmiegte, zurück. „Seht mein Vater, — hier ist er — er ist wahrlich mein Bruder!"

Bernhard stand ehrfurchtsvoll auf, denn das Antlitz Gregors glich dem eines Heiligen; eine sanfte Freude milderte den Ernst seiner Züge, sein Auge glänzte, eine staunende Verehrung der göttlichen Fügungen leuchtete aus dem frommen emporgehobenen Blick. „So wunderbar leitet der Unerforschliche unsre Schritte," sprach er unwillkürlich still stehend, „so führt er die Geschicke an unsichtbaren Fäden, die er allein zu knüpfen und zu lösen vermag! Sei mir gegrüßt, mein Sohn," fuhr er näher tretend fort und legte die Hand auf Bernhards gebeugtes Haupt, „der Segen des Himmels ruhe auf Dir. Siehe, der Allgütige will Dir wohl; hier wo seine Schreckensengel den Übermuth der Frevler strafen, hier in den öden Wäldern und Schneewüsten des Nordens, wo das schwanz geflügelte Verderben allen den Tausenden naht, die das Heiligthum unsres Heerdes, unsrer

Heimath, unſres Gottes antaſteten — hier läßt er für Dich die lieblichſte Blume erblühen und giebt ſie Deiner Wartung, Deinem Schutz, Deiner Pflege hin. Du kamſt mit dem Schwert, aber der Engel des Herrn entwindet es Dir und bietet Dir die Palme."

„Ich empfange ſie mit Rührung und Dankbarkeit," antwortete Bernhard und beugte ſich bewegt auf Gregors Hand.

„O mein Vater," redete ihn Bianca bittend an, „Du ſollſt der Verſöhner ſein, Deine fromme Hand ſoll den Blüthenzweig des Glücks von Haß und Blut reinigen, die ihn beflecken. Der heiligſten Pflicht, der mächtigſten Stimme des Herzens folgend, mußte ich andre ältre Bande brechen; gern hätte ich ſie ſanft gelöſt, aber jetzo hat das Schwert der Zwietracht ſie getrennt. Sei Du der Mittler zwiſchen mir und meinen Pflegeältern; ich verdiene ihren Haß nicht, aber ſelbſt der ungerechte Fluch würde Unheil bringend an meinem Glücke haften. — Wo iſt mein Vater? Wo meine Mutter? — Ich will zu ihnen."

„Ich laſſe ſie drüben im Saale bewachen," antwortete Willhofen.

„So wollen wir zu ihnen," bat Bianca eindringend. „Mein Bruder, wirſt Du mich begleiten können? — Ludwig willſt auch Du mir folgen? — Erweicht Eure harten Männerherzen zu dem Werke der Verſöhnung und Liebe."

„Welches Herz ſoll dieſer holden Bitte widerſtehen?" ſprach Ludwig. „Der kälteſte, eherne Grimm, wenn meine Bruſt ihn hegte, würde ſchmelzen wie der Schnee vor dem ſanften Auge des Frühlings."

Bernhard hatte ſie bei der Hand ergriffen und ſagte,

indem er sie sanft drückte: „Ich bin stürmisch, unbändig, ach ich weiß es, es ist wenig Gutes in mir wildem Unhold. Doch Schwester, Du — an einem Haar Deiner seidnen Locken kannst Du mich leiten und fesselst mich unzerreißbarer als die Gewalt mit zehnfältigen Ketten. Durch Dich werde ich vielleicht noch gut, Du Beste! — Laß uns aber hinüber.“

Sie gingen.

Im Saale fanden sie Dolgorow finstren Blickes, bleich von der innerlichen Wuth, auf- und abgehend. Die Gräfin saß in einem Lehnsessel, erschöpft und weinend.

„Was wollt Ihr? — Seid Ihr auch in der Verschwörung und Eurem Vaterlande und Eurem Gott abtrünnig, Gregor?“ grollte Dolgorow den sich ihm nähernden Greis finster an.

Dieser erwiderte ihm mit sanfter Stimme: „Sprecht nicht Worte des Hasses in dieser Stunde, wo der ewige Lenker der Dinge Euch sein ernstes Angesicht gezeigt hat. Sprecht nicht Worte des Hasses, jetzt, da wir Euch mit Liebe nahen! Ihr habt heilige Bande der Natur getrennt, aber das Auge Gottes wachte und führte die zusammen, die sich gehören sollten. Zürnet nicht denen, die keine Schuld tragen, versöhnt die strenge That durch milde Liebe. Die Euch so lange Vater nannte, sie geht von Euch, denn eine neue Pflicht ruft sie; laßt sie in Liebe und Versöhnung scheiden.“

Dolgorow schwieg und wandte sich ab.

„Mein Vater, meine Mutter!“ sprach Bianca mit bebender Stimme und trat furchtsam näher; „ich möchte diese heiligen Namen, die ich durch Sie kennen lernte, nicht gern vergessen. Ich duldete viel, aber ich genoß auch viel des Guten; dafür bewahrt mein Herz unvergeßlichen Dank. Schei-

den muß ich, denn ich würde ewig eine Fremde hier geblieben sein. Keine Gewohnheit, keine Übung des Lebens hat die Triebe und Keime ändern können, die die Natur in meine Seele legte. Mir sind andre Empfindungen und Neigungen als Erbtheil überkommen, ich muß zurücktreten aus diesen Kreisen, in denen ich mich niemals heimisch fühlte. Und mich ziehen heilige, theure Pflichten. Nicht nur das Band, was die Schwester an den Bruder knüpft, auch ein anderes, eben so heiliges, umwindet mich mit unzerreißbarer Fessel. Mein Herz hat gewählt. Ich fühle, daß meine Liebe einem göttlichen Gebot gehorchte, darum bekenne ich sie frei und offen. So müssen sich die alten Bande lösen. O meine Ältern, lasset es nicht gewaltsam geschehen! Erspart mir und Euch selbst einen Schmerz, dem wir nur durch freien Entschluß entgehen können! Scheiden wir in Liebe!

Bittend war Bianca der Gräfin genaht und ergriff ihre herabhängende Hand. „Habe ich jemals meine Kindespflicht gegen Sie versäumt meine Mutter? Selbst das schmerzlichste Opfer brachte ich ja blutend und stumm; ein Opfer, das, ich fühle es, selbst über die Macht der Ältern ging. Ein waltender Gott hat meine Fesseln gelöst, noch ehe mich ihre Schmach berührte. Erkennen Sie den Wink des Allmächtigen! Beugen Sie sich seinem Willen und segnen Sie mit Liebe, was Sie nicht mehr ändern können. Das sei mein Lohn für die Stunde der unvergeßlichen Qual, wo ich mich Ihrem Willen beugte und alle Hoffnungen des Lebens begrub. Sie sind erstanden, mächtig erstanden durch den wunderbaren Rath des Ewigen. O gießen Sie den milden Thau des Segens über die jungen Blüthen, vergiften Sie sie nicht mit den kalten Tropfen des Hasses!"

Die Gräfin wandte sich zwar weinend, aber ungerührt

ab. Ihre Thränen waren nur die der Erbitterung. Dolgorow ſtand ſtumm, unbeweglich.

„Frommer Vater Gregor!“ bat Bianca mit faſt erſtickter Stimme, „o laßt Ihr noch einmal Euer mildes Wort ertönen. Eure geheiligte Stimme wird tiefer eindringen, als die Bitte der Tochter.“

Der Greis trat näher zu der Gräfin, redete aber zu Beiden gewandt: „Liebet Eure Feinde und thut wohl denen, die Euch haſſen, fordert das Gebot des Herrn von uns. Ihr ſollt nur die geringere Pflicht erfüllen, Liebe mit Liebe zu vergelten, da nicht zu zürnen, wo keine Schuld waltet. Das übt der Wilde gegen den Wilden! Ihr werdet Euch des nicht weigern. Bei der Gnade des Erbarmers, deren Ihr bedürft in Eurer letzten Stunde — und wißt Ihr denn, ob die nächſte nicht die letzte iſt? — bei der ſühnenden Liebe des Heilandes, ermahne ich Euch, thut nach dem göttlichen und menſchlichen Gebot und verhärtet Euch nicht im Zorn!“

„Es iſt genug!“ fuhr Dolgorow erbittert auf. „Ihr ſeid der abtrünnige Prieſter der Feinde geworden! Was wollt Ihr jetzt von mir? Ich bin Euer Gefangener. Die Fürſtin Ochalskoi, die Tochter Rußlands, läßt den Grafen Dolgorow, ihren Vater, den Vertheidiger der Heimath durch Verräther feſſeln! Es iſt ihr geglückt, ſie mag nun weiter beſtimmen!“

„O Himmel, das iſt zu viel!“ rief Bianca und verbarg ihr Haupt an Gregors Bruſt, der den Arm ſanft um ſie legte.

„Schweſter komm, ſonſt breche ich, was ich Dir gelobt,“ ſprach Bernhard dringend, vor Zorn bebend.

Ludwig trat in edler Haltung vor und wandte ſich zu

Dolgorow. „Können Sie es ertragen, ſo vor dem eignen Richter Ihrer Bruſt zu ſtehen? Hören Sie auf das ſchönſte Herz mit unwürdiger Läſterung zu kränken! Hier finden Sie kein Ohr, das durch ſolche Worte getäuſcht wird."

Dolgorow antwortete nicht.

Da erhob Gregor ſeine Hände zum Himmel und betete feierlich: „Himmliſcher Vater! Schenke du dieſer Reinen deine Gnade. Sie iſt ſchuldlos vor Dir!" Hierauf legte er die Hände ſegnend auf Biancas Haupt. „Hier empfange den Segen des Herrn! Sein ſanfter Fittig ſoll ſich über Dich breiten und Dich ſchützen vor dem Grimm des Böſen! Und folgte ſelbſt der Fluch eines wahren Vaters Dir nach, er ſollte machtlos abgleiten von dem Schild, den der Herr durch mich über Dich breitet. Ziehe nun in Frieden, wohin die heilige Stimme des Herzens Dich ruft. Rein biſt Du von jeder Schuld, ſo wird auch das heitre Loos der Guten Dir werden!"

Und mit dieſen Worten wandte er ſich ab und ging der Thür des Saales zu. Wankend folgte Bianca; Bernhard und Ludwig ſtützten und geleiteten ſie.

„Setzt Euch nur raſch in den Schlitten, lieber Herr," bat Willhofen, der ſie draußen erwartete, mit dringender Eil, „wir müſſen wahrlich fort. Aber verwahrt Euch wohl, denn die Nacht iſt kalt. Ich bin gleich hier fertig und ſetze mich dann zu Pferde, um mich warm zu reiten."

Ludwig folgte dem Rath des redlichen Freundes. Er half Bernhard mit der Schweſter einſteigen, ſetzte ſich als Führer auf den Schlitten und nahm zum zweiten Mal die Zügel.

Bianca hielt den Bruder, der ſich doch von dem Blutverluſt ſehr ermattet fühlte und in der ſchneidenden Kälte auch die Schmerzen der Wunde empfand, ſanft in ihren

Armen. Jeannette setzte sich, da jetzt mehr Raum zur bequemern Lage Bernhards wünschenswerth war, zu Gregor in den Schlitten.

Willhofen hatte indessen die gefangenen Franzosen versammelt, die sich nach dem Kriegsrecht in der Schnelligkeit mit allen Kleidern, Lebensmitteln und Waffen versehen hatten, die im Schlosse zu finden waren. Er nahm den Führer derselben, einen jungen Offizier, bei Seite und bedeutete ihn, was er zu thun habe.

„Folgt nur der Spur der Schlitten," sprach er, „so gelangt Ihr bis an drei große Tannen, neben denen ein Wegweiser steht. Dort geht Ihr rechts, wenn die Spuren unsrer Schlitten sich links wenden. Alsdann erreicht Ihr Smolensk in zwei Stunden. Die Nacht ist sternenklar und schneehell, Ihr werdet genug sehen. Die Gräfin laßt Ihr am besten hier auf dem Schloß, den Grafen nehmt in Eure Mitte als Geisel mit, wenn Euch ja unterweges ein Trupp Russen begegnen sollte. Ich stehe Euch dafür, sie krümmen Euch kein Haar, wenn sein Leben daran hängt. Und folgt Ihr meinem Rath, so laßt ihn am Thor der Festung frei, denn es ist nicht gut, die Rache seiner Feinde zu arg zu reizen, und laßt Ihr ihn mit guter Art zurückkehren, so kann's Euch noch einmal zu Statten kommen. — Auf jeden Fall aber beeilt Euch das Schloß zu verlassen, denn hier seid Ihr keine Stunde sicher vor ungebetenen Gästen. Wollt Ihr aber reiten, so stehen im Stall noch etliche Pferde, aber das Zaumzeug liegt im Schnee des Schloßgrabens hinter der alten Mauer. Nun gehabt Euch wohl!"

Jetzt schwang sich der Alte zu Pferde und sprengte zum Schloßthor hinaus. Die beiden Schlitten folgten ihm in voller Eile. Bald nach Ihnen verließen auch die befreiten

Gefangenen, ihre Geiſel, Dolgorow, in die Mitte nehmend, im kleinen geordneten Trupp, das Schloß.

Noch einmal wandte Bianca das Haupt zurück. Wie die Thürme des Schloſſes hinter ihr ſchwanden, athmete ſie freier und freier auf. Jetzt, da der düſtre Wald ſie in ſein ſchauerliches Dunkel hüllte, lehnte ſie das Haupt ſanft gegen die Bruſt des Bruders und vergoß wehmüthig ſüße Thränen unausſprechlicher Rührung.